

Aquarell von Joh. Seifdl

Der Großglockner von der Pasterze

Bruckmann aut. et impr.

Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

Geleitet von Hanns Barth

:: Band 54 ::
Jahrgang 1923



München 1923 :: Verlag des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins
Hergestellt durch F. Bruckmann A.-G. in München :: In Kommission für den Buch-
handel bei der J. Lindauerschen Universitätsbuchhandlung (Schöpping) in München

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist
unter sagt. Alle Rechte bezüglich Beilagen und Über-
setzung bleiben vorbehalten. Die Verfasser tragen die
Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Arbeiten

V. Bd. 52.

Inhalts-Verzeichnis

| | Seite |
|---|-------|
| 1. Romuald Pramberger, St. Lambrecht: Obermurtaler Volksleben. Ein volkstümlicher Überblick | 1 |
| 2. Hanns Barth, Wien: Franz Reil zum Gedächtnis. (Anlässlich der 101. Wiederkehr seines Geburtstages) | 15 |
| 3. Walther Flaig, Bürserberg bei Bludenz: Der Berg meiner Träume (Piz Linard, 3414 m) | 21 |
| 4. Ing. Paul Kollmann, Graz: Schneeschuhfahrten im Nodgebiete | 35 |
| 5. Sepp Huber, Weis: Das Almtal und die Nordseite des Toten Gebirges | 70 |
| 6. Prof. Dr. Robert Sieger, Graz: Neue Alpen Grenzen. | 89 |

Vollbilder

| | Seite |
|--|-----------|
| 1. Großglockner von der Pasterze. Aquarell von Joh. Stüdl. Autotypie von F. Bruckmann A.-G. | Titelbild |
| Das Titelbild dieses Bandes ist nach einem Aquarell von Johann Stüdl, dem einzigen noch lebenden Mitgründer unseres Vereins, wiedergegeben. Das Original wurde von Stüdl in seiner Jugendzeit, in den sechziger Jahren, nach der Natur gemalt und befindet sich als Geschenk der ehemaligen Sektion Prag im Alpinen Museum unseres Vereins zu München. | |
| 2. Piz Linard vom Verstantlahorn. Lichtbild von Karl Koranek | 32 |

Bilder im Texte

| | Seite |
|---|-------|
| 1. Rundbild vom Hühnerleitnod bei Bundschuh. Aufnahme von Ing. Paul Kollmann | 49 |
| 2. Schönalpe bei Bundschuh. Aufnahme von Ing. Paul Kollmann | 50 |
| 3. Rotalm bei Surrach. Aufnahme von Ing. Paul Kollmann | 50 |
| 4. Karneralm und Reitteralm bei Ramingstein. Aufnahme von Ing. Paul Kollmann | 50 |
| 5. Surracher Höhe. Aufnahme von Ing. Paul Kollmann | 50 |
| 6. Hexental mit Zwillingen, Hohem Priel und Schermberg. Aufnahme von H. Seemann | 67 |
| 7. Schermberg-Nordwand. Aufnahme von H. Seemann | 68 |
| 8. Welferhütte mit Prielnordwand. Aufnahme von Windischbauer | 77 |
| 9. Rotgöhr und Köll. Aufnahme von Windischbauer | 77 |
| 10. Almtal gegen die Köll. Aufnahme von Windischbauer | 78 |
| 11. Almtalerhaus mit Hohem Priel und Schermberg. Aufnahme von H. Seemann | 78 |
| 12. Semelberg mit Dachstein. Aufnahme von H. Seemann | 87 |
| 13. Südtirol (Rosengartenspiße-Ostwand von der Larsegruppe). Aufnahme von Josef Reshuda | 88 |

Obermurtaler Volksleben.

Ein volkskundlicher Überblick
von Romuald Bramberger, St. Lambrecht.

Ein volkskundlich überaus interessantes Gebiet der Alpenländer ist das obere Murtal, insbesondere der Bezirk Murau; ist es doch das Übergangsgebiet der österreichisch-Steirischen Mundart in das kärntnerische Idiom und kann man in einer Entfernung von 6 Gehstunden folgende Veränderung wahrnehmen: „umigonga — umigong — umigongen — umigegongen“ (hinübergegangen); ferner greift hier die tirolisch-salzburgische Hausform über die Grenze Salzburgs und reicht bis gegen Murau, wo sie von der Steirischen (eigentlich Obermurtaler) Bauernhausform abgelöst wird. Jene hat den Eingang an der Stirnseite, diese an der Flanke; ferner ist der den Lungauern charakteristische Hut, der an die Tiroler Formen erinnert, wie auch die Lungauer Tracht im Murauer Bezirk abgegrenzt gegen die Obermurtaler Hut- und Kleidertracht, wenn auch dieselbe immer mehr abkommt, und vom Kärntner Land ragt die Huttracht mit den breiten langen Bändern über die Grenze herüber; endlich ist in der Anbauweise, im Stallbau, in der alten Beleuchtungsweise u. a. m. auf dieses kleine Gebiet so viel Verschiedenartiges zusammengebrängt, daß man vom ethnologischen Standpunkte aus von einer Dreivölkerei sprechen könnte; ein Gebiet, das eine ganz besondere Erforschung verdient und auch eine Besprechung in dem Hauptorgan des Alpenvereins.

Ich will nun versuchen, einiges Charakteristische aus dem in 21 Folianten besprochenen Volkstum des oberen Murtales hier den Lesern zu bieten.

Wiege, Brautkranz, Grab, an diese drei Dinge schlingt sich wohl die reichste Zahl der Volksbräuche.

Ist die Ankunft eines Kindes in nächster Zeit zu erwarten, so schickt der Vater einen Boten zum auserlesenen Taufpaten („Gete“ und „Gotel“), und dieser sagt: „Der Vater laßt bitten ums christliche Werk.“

Für diese Botschaft bekommt er von den Patenleuten („Gvatersleuten“) eine Tausche und eine fast immer zusagende Antwort; denn „das christliche Werk“ ablehnen, wäre eine Beleidigung und würde gar leicht Feindschaft nach sich ziehen.

Ist nun der kleine Weltbürger angerückt, so kommt im schönsten Kleide der Gete, meist aber die Gotel, um das Kind „aus der Taufe zu heben“; denn es besteht der Glaube, daß das Kind so „geratet“, wie die Gotel bei der Taufe ist.

Nach der Taufe ist die Taufsaufe; Gotel und Hebamme setzen sich in die „Bachstuben“ eines Gasthofes und essen ein „Bratel“; das Kind aber, dessen Feiertag eigentlich ist, liegt abseits und muß warten, bis die beiden zur Mutter heimkommen.

Daheim nun schiebt die Patin dem Kinde das „Grefhengeld“ (wohl Christamgeld, meist eine Silbermünze) in die „Fatschen“ (Widelband) und läßt in das „Grefhenbad“ (in das erste Bad nach der Taufe) für die Hebamme auch eine Silbermünze fallen.

Einen bis zwei Tage darauf kommt die Gotel wieder und bringt einen großen Korb voll Geschenke für die Mutter und das Kind mit; da sieht man mehrere „Reinling“ (Kuchen), weißes Kleingebäck, eine Flasche Wein, auch Zucker, mitunter Kaffee und „Padel“ (Feigentkaffee), fürs Kind aber einen „Lodkittel“ (Kleidchen; „Loden“ heißt hier so viel wie „tragen“). Diesen Korb stellt die Gotel in die Läden und besucht dann die Mutter; dieser Brauch heißt „Gvaterschaft gehen“. Ähnlich verhalten sich auch die Freundinnen, Nachbarinnen und „Gfreundete“ (Verwandte). Die unange-

nehme Rehrseite dieses Brauches aber ist, daß die Mutter diese Geschenke wieder „abkehren“ muß (durch andere Gaben wieder erstatten), z. B. mit einem Leibel- oder Schützgenzeug oder mit einem seidnen Tüchel.

Ist das Kind nun vierzehn Tage alt, so geht die Mutter mit ihm in die Kirche, um sich dort „fürsegnen“ zu lassen; wehe, wenn sie früher das Haus verläßt, bevor sie nicht den Weg zur Kirche unternimmt; das würde (sagt der Volksglauben) unbedingt Unwetter und Hagelschlag herabrufen.

An der Studenttür ist ein Fünffstern gezeichnet, insgemein „Trudenkreuz“ genannt; auch an Betten und Wiegen mag man dieses Zeichen sehen. In anderen Wiegen aber liegt im Stroh ein „Trudenfuß“, aus Weidenrinde geflochten und bei der Aufstehungsfeier mit im Sack getragen; gegen solcherlei vermag die Trud nicht aufzukommen.

Ja, die Trud, dieser Unhold ist ein Weib mit Plattfüßen, dem obendrein noch die Frauen an der Nasenwurzel zusammengewachsen sind. Durch versperrte Türen kann dieses schreckliche Wesen (nach der Volkssage) eindringen, — die Türe öffne sich bei den Angeln und sogar durch ein „Naberloch“ (kleines Loch) und Ritzen vermöge die Trud einzubringen. Sie nehme die Gestalt einer „Rühwampen“, einer großen, weihen, behaarten Kugel an, „plattschle“ wie eine Gans, „raunze“ wie eine ungeschmierte Türangel und drücke wie des Hammerschmiedes „Wasserhammer“, so daß der Gedruckte im ungeschützten Bette sich nicht rühren könne; da überkommt dann die Kinder oder die schlafenden Erwachsenen eine Angst, daß der Schweiß wie aus einer „Seichspanne“ rinnt. Ja, so schwer ist die Trud, daß sie eine Wagenfange „purz“ abdrückt, wenn sie sich hinauffest.

Hat ein Hausbewohner unter dem ständigen Besuche der Trud zu leiden, so kann er sich mit einem „Trudenmesser“ ganz leicht helfen. Denn in eine Stube, wo ein solches, mit 9 Monden und 9 Kreuzchen bezeichnetes Messer liegt, traut sich die Trud nicht mehr. Ja, man kann die Trud sogar unschädlich machen, „abstechen“, wenn man kunstgerecht nach bestimmter Art das Trudenmesser in ein Handtuch einwickelt. Ist einmal eine Bäurin plößlich umgefallen, wie's die Trud im Nachbarhaus abgestochen haben, hat mir ein alter Bauer im festen Trudenglauben erzählt.

Und nun zum Kind zurück! Eine gute Mutter vergißt auch nie, das Kind „niederzukreuzen“ (mit dem Kreuzzeichen zu bezeichnen), wenn es „duselig“ (dunkel) wird. Denn der Teufel ist boshaft und dringt in „Nachtstuden“ (Schlafstuden) ein, wo kein Weihwasser im Weibbrunnentessel bei der Tür ist; — ja, er stiehlt das ungesegnete Kind aus der Wiege und legt einen Wechselbalg hinein.

Dieser Wechselbalg (wohl der mythischste „Hausstod“, „Hausdogger“, Kretin) hält sich dann jahraus jahrein hinter dem Ofen auf, spricht nichts, ist jedoch sehr viel und wird uralte; „neunmal Wiesen und neunmal Wald“ hat er auf gleichem Boden erstehen gesehen.

Anderer Kinder wieder, die nicht niedergekreuzt wurden, hat der Teufel am Türhaken erhenkt, und so finden dann am Morgen die sorglosen Eltern das Kind tot in der Wiege. Ein Knecht hat's selber durch das Fenster gesehen, wie der „Hocher“ (Teufel) ein solch armes Kind an der Tür erhenken wollte. Aber jedesmal, so oft der „böse Feind“ die Schlinge an den Nagel hängen wollte, hat der Knecht vor dem Fenster gefagt „Im Gottsnam nebenfür!“, und der Teufel hat das Kind nicht erdroffeln können. Ärgerlich hat er daher das Kind in die Wiege lebend zurückgeworfen und ist ausgefahren.

Auch muß die Mutter wohl bedacht sein, daß sie weder ins Kindbett noch in die Wiege Stroh vom Strohband (vom Schabbund) hineindringt. Da würde der „Guggeranzl“ (Teufel, auch „Spadlfankerl“, „Rahguggl“ genannt) in der Nacht kommen und das Kind erwürgen.

Und noch viel andere mythische Gestalten lernt das Kind durch das warnende Wort der Mutter oder durch die Erzählungen der „Ahnmutter“ oder des „Ehnlehni“ (Urgroßvater) kennen, so die Berchtlgoba, das wilde Gjoad, den Schratt und den Schrattel, den Goggawann, die Wildfrauen, die Nebelfräulein, die Habagoß und die Bergmandla, teils boshafte Elben, teils Schreckgespenster.

Die Berchtlgoba, in der Vorstellung des Volkes ein Weiblein in Lumpen gehüllt, das offene Haar verfilzt, unheimlichen, stehenden Blick in den Augen, geht zur Weihnachtszeit auf die ungeputzten Lermen, wenn kein „Gabelkreuz“ (ein Kreuz aus Gabeln, Rechen und Drischeln) darauf liegt, und tanzt dort ihren wilden Reigen; sie fährt als Windsbraut durch die Rauchfänge in den Backofen und zertritt das „Klehenbrot“ (Früchtbrot); sie lauert an den Samstag vor jeder Stubentür, ob wohl die Magd die Stube gut auskehre und sammelt ungesehen hinter ihr zurückgelassenen Rehricht, den sie dann in der Neujahrnacht (auch mitunter in der Weihnacht) der schlampigen Magd in den Bauch leert; sie folgt dem „wilden Gjoad“ und führt die ungetauften, ungenannten Kinder an, die so lange mitzappeln müssen, bis sie zufällig ein Mensch mit einem Namen bezeichnet.

Das wilde Gjoad (die wilde Jagd) faucht in stürmischen, aber auch ab und zu in ruhigen Winternächten, besonders in den 12 Raubnächten (Weihnachten bis Dreifönig) durch die düsteren Wälder dahin, da jammert und „woifelt“ es wie wenn Hunderte von Ragen und Hunden heulten und dazwischen schallt Gesauche und Peitschengeknall. Wer dazwischen kommt und sich nicht auf die rechte Wagenleiste des Fahrweges niederlegt, den wirft es nieder, daß er das Aufstehen sich für immer erspart; wer schlecht liegt, daß das kniehoch daherkommende Heer daran stößt, dem schlägt ein Teilnehmer der wilden Jagd sein Hadel in den Rücken oder ins Kreuz, daß es ihm sein Lebtag lang wehe tut; wenn in einem Haus in stürmischen Raubnächten die vordere und hintere Haustüre zugleich offen stehen, so zieht die wilde Jagd nicht ungern durch das Haus, und einmal durchgezogen, versucht es der wilde Jäger bald ein zweitesmal, reißt die hintere Tür dann gewaltsam auf, und wer sich entgegenstellt, dem geht's schlecht, wer die Schar anruft, dem fliegt ein Stück Knochen an den Kopf, daß er mit einem „schlachen“ Lüppel umlaufen muß.

Ein Riesengespenst ist der Schratt, der in der Nacht durch einsame Wälder und Wiesen läuft und durch zorniges Kindergeschrei angelockt wird; da schaut dann, von der „Loderin“ auf diesen Geist aufmerksam gemacht, das Kind erschreckt zum Fenster hin, und die Rindsmagd, die auch daran glaubt und sich selbst zu fürchten beginnt, besonders, wenn der Wind draußen jammert, spricht das Bannsprüchlein für diese furchtbare Gestalt:

„Schratt über die Wänd
Mit die ellenlangen Zähnt
Und mitn Bluatfuß!“

Ein kleiner, nicht minder unheimlicher Geist ist der Schrattel, der heute meist als Geldteufel angesehen wird. Er galt aber früher auch als boshafter Teufel, der den Kindern schadete, weshalb man den Kindern aus Spänen ein „Schrattelkreuz“ macht, das die Kinder vor den Anfechtungen des Schrattels so lange sichert, als das Kreuz besteht. Es ist daher der Magd Bestreben, rasch das Kreuz dem Kinde wieder herzustellen. Denn der Schrattel ist äußerst tödlich. Hat er doch in der Nacht einer unachtsamen Mutter das kleine Kind samt dem „Golter“ (Bettdecke) unter das Bett gezogen!

Sonst bringt freilich dieser Anhold Blick, wenn man ihn zu behandeln versteht. Er ist so klein, daß er in einem Fähdholzfächterl Platz hat, nimmt verschiedene Gestalten, nicht ungern die eines größeren Käfers, an und läßt sich dreimal „anbringen“, einmal verschicken, einmal verlaufen und einmal stehlen; wer ihn zuletzt kriegt, ist ihm

nach einem reichen, glücklichen Leben rettungslos verfallen. Der Schrattel hat einen Vetter, der noch kleiner ist, den Spielteufel, das „Muttele“.

Ein scheußliches Gespenst teuflischer Natur mag der G o g g a w a u n sein, von dem das Kinder-Abendgebet geht:

„Der Herr und unser liebe Frau(n)
Die mögen mich beklagen vorm schiachen Goggawaun.“

Die Wildfrauen sind elbische Wesen, die in den Höhlen der „Felsöfen“ wohnen, dort sich wie Menschen betätigen, sich auch an Bauern verdingen, doch nie beten und nie in die Kirche gehen; sie tragen ihr schönes, goldblondes Haar in langen Zöpfen, lassen diese, wenn sie schlafen, aus dem Bette hinaushängen, tanzen gern im Sonnenschein und sind, wenn man sie gut behandelt, Freunde der Menschen; hat ja doch eine Wildfrau einem hungrigen „Halterhuben“ aus ihrer Höhle ein Laibchen herrlichsten Weizenbrotes zugeworfen; freilich gab eine andere Wildfrau (ähnlich wie die tüdische „Winterprentlerin“ auf der Alm) einem ledigen Knecht anstatt des Brotes einen gebadenen Kuhfladen.

Eine Abart der Wildfrauen sind die „Meerfräulein“, die in den einsamen, dunklen Teichen der Bergwälder hausen; sie lassen sich nicht gerne stören, und wer einen Stein auf ihren Kristallpalast in den stillen Teichwassern wirft, schwört durch seinen Frevelmut ein schreckliches Unwetter herab; sie sind menschenföu; niemand hat sie in ihrer ganzen Gestalt gesehen, doch singen hörte sie schon mancher; ihr Lied ist verhängnisvoll; deutet es doch kommendes Unglück an, ähnlich wie auch die „Rlag“, welche nachts durch die Gassen „lojert“ (jammert), eine Unglücksprophetin ist.

Elbisch sind auch die Rebellfräulein, die in Sümpfen hausen und Husten, Heiserkeit und Lungenweh verursachen; deshalb lassen die Eltern in der feuchten Jahreszeit an den Abenden die Kinder nicht gern vor die Tür.

Besonders der März und der April sind unbeliebt wegen ihrer unverläßlichen Witterung; da schleicht der März en d o c k umher und die H a b e r g o a s s, die ihre Nähe schon durch ihr jauchzendes Gelächter verrät.

Und die Bergmandla zuletzt sind winzige Wesen, die Hüter der Schätze, die Diener des schlafenden Bergkönigs; menschenföu, gehen sie dennoch gern in die Ställe ärmerer, fleißiger Bauersleute und helfen ihnen in der Nacht; doch darf der Bauer sich nicht einfallen lassen, sie zu bezahlen (etwa mit einem schönen Rödlein); da würden diese guten Geister verschwinden. Auch fangen darf man sie nicht. Ein Wirtshaus hatte viele Jahre nichts als „Unreim“ und ein Besitzer nach dem andern wirtschafete ab, weil ein Wirt ein Bergmandle fing und in ein Faß einsperrte.

Geister, an die sich keine Sagen knüpfen, sind der Bartel, der Waudl, der Puznankel und der Puzi. Aber letzteren geht das W i e g e n l i e d:

„Heia, heia, huji
Den Hanserl holt der Puzi.“

Ein andres Wiegeliied weiß auch Mythisches darzustellen, indem es sagt:

„Heidl pumpeidl, was rumpelt ums Haus?
Heidl pumpeidl, schwarz Mandla seind draußt.
Heidl pumpeidl, was wolltens gern hobn?
Heidl pumpeidl, den Popper¹⁾ forttragn.
Heidl pumpeidl, mir gebn ihn nit her.
Heidl pumpeidl, kemmts a andersmal her!“

¹⁾ Popper = kleines Kind.

Die Verdrießlichkeit des Kinderdirneins, wenn das Kind nicht ruhig ist, drückt folgender Wiegenreim aus:

„Hutshi heia Wiegenstroh;
Schlafi der Popper, bin ich froh.“

Weniger häufig sind die Schaukelliedchen, z. B.:

„Hoppa, hoppa, Reiter,
Wonn er fällt, so schreit er.
Fällt er in den Graben,
Fressen ihn die Raben;
Fällt er in den Sumpf,
Macht er plumpf.“

Wird das Kind größer und hat es etwa in einer „Trent“ (einer säulenförmigen Gehschule) gehen gelernt, so spielt es sich mit selbsterzeugtem Spielzeug, von dem eine ziemliche Anzahl mein Volkstumemuseum enthält. Das Mädchen formt sich aus Zuckresten und Leinenfäden eine Puppe, einen „Zottenpopper“, legt sie in einen winzigen Karren und deckt sie mit einer geflochtenen kleinen Strohecke zu. Der Knabe spielt sich mit „Kraß“- und „Tschurtchelochsen“; das sind zwei- oder vierbeinige Figuren aus den Wipfeln von Fichtenbäumen und Fichtenzapfen, in die der Knabe etwa Holzveinchen gesteckt hat; er hängt ihnen kleine, selbstgemachte Wagen, Karren oder Schlitten an, schlägt sie mit der Peitsche oder sperrt sie in einen kleinen Pfränger. Am Hausbrunnen oder an der nahen Quelle klopft ein kleines Hammerwerk, eigenartig „Fludermühl“ genannt; auch das haben Knaben gemacht und ihre „helle Freude“ damit. Im Mai macht der Bub aus Weidengerten „Matzseiserl“ und erfüllt mit schrillum Geschwirre Haus und Hof, später entstehen unter der jugendlichen Meisterhand aus Holunderzweigen die „Hollerspritzen“ und die „Hollerbüchsen“ u. a. m. Das „Dirndle“ aber schlingt Ketten aus den Stengeln des „Röhrkrautes“ (Ruhblume) oder macht Spiralen daraus, indem es diese spaltet und ins Wasser hält; in die ungeteilte Röhre steckt sie den Stempel der „Kuckuckblume“ („Gugahn“, der großblumige Enzian), und der Kerzenleuchter ist fertig. Ein tüchtiger Bienenzüchter verspricht jener Knabe zu werden, der dort vor seinem „Wumpelschlagel“ steht; er hat ein Hummelneß in ein Kistchen getan, ein fingerstarkes Loch gemacht und sieht nun diesen emsigen Tierchen zu.

So wird es Herbst; da kommt das Vieh von den Waldweiden zurück und wird hinaus auf die gemähnten Wiesen und abgeernteten Felder getrieben. Buben und auch Mädchen müssen nun mit dem Vieh hinaus zur Herbstweide und sehen, daß das Vieh (meist Rinder) sich nicht verläuft und nicht etwa in einen Krautgarten gerät. Mit der Peitsche schnalzt da der Bub, er jauchzt auch und schreit den anderen „Halterbuben“ auf benachbarten Viehweiden Hohnliedchen zu, insgemein „Halterrufe“ genannt.

„Schodenholter,
Sitzt er auf der Folter¹⁾,
Lofst die Klah in Schoden²⁾ gehn;
Doß war mit a Holter!“
„Früh auf, früh auf!
Der Klahbauernhansl steht mit die Klah auf.“

Doch ist das Kind auch anderwärts spruchstüchtig. Es hat für Unwohlsein seinen Trost:

¹⁾ Folter = Sauntor.

²⁾ „in Schoden“ = auf angebautem Grund weiden lassen, was Schaden macht.

„Au weh, Bauchweh,
Zwetschenkern. —
Wird schon wieder besser wern.“

Es macht im Winter das Dreschen auf der heimischen Tenne nach, indem es sagt:

„Dans geht ol“
„Noan Brot im Tisch“,

je nachdem drei oder vier Leute dreschen.

Es verhöhnt seine Schulkameraden:

„Ersten Klaffer Tafelkrahler,
Zweiten Klaffer Abtrittkrahler¹⁾,
Dritten Klaffer Tintenpähler,
Vierten Klaffer Zuckerkrahler²⁾.“

Zum Spiel hat das Kind seine Reime teils beim Auszählen, teils im Spiel selbst.
Solche Auszählreime sind:

„Usl wasl tomasglasl,
Wih, wuh, aufsigstuh.“
„Engerl, wengerl, mopatschl
Tschitschi, witschi, kompanie,
Eisa rada, tiki taka,
Eia wie, wumä.“
„1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13
Du fahrst nach Weizen,
Du fahrst nach Korn.
Dort ist ein kleines Kind geboren;
Wie wird's heißen?
Katharina Kumpeltaschen.
Wer wird ihre Windel waschen?
Ich oder du.
Der größte Esel, der bist du.“

Reime im Spiel aber sind beim Fragen nach dem Inhalt zweiter Stufe:

„Windlwandl —
Welches Handl?“

Antwort:

„Dits daz,
Die hat's.“

Ein weiteres Sprüchel beim Reden kleiner Kinder:

„Steigt a Mauferl,
Baut a Hauserl;
Wo wird's rasten?
In der Mithel ihrn Troadlasten.“

Ein Kind stellt ein paar Finger auf den Kopf des andern und spricht:

„Steht die Krab fest?“

Antwort:

„Weg von mein Nest!“

¹⁾ laufer. ²⁾ kaufer.

Reizenspiele mit Reimen sind Die schwarze Köchin, Die goldne Brücke, Die Frau von Nimve, Blauer Fingerhut, Ringa, ringa, rosa, Grünes Gras, Marielien, Adam ging, Liebe Schwester u. a. m. Suchspiele mit Sprüchen aber Das schwarze Mandle, Das Munkafien, Das Schuhdoppeln, Ich sitz auf an Rödlerl. Letzteres Sprüchlein lautet:

Frage: „Ich sitz auf an Rödlerl.“

Antwort: „Was hat's an?“

Frage: „A rot's Rödlerl.“

Antwort: „Was hat's auf?“

Frage: „A blaus Kapperl.“

„Wer ist's?“

Die Kinder sitzen dabei im Kreis herum und ein Kind, dem die Augen verbunden sind, setzt sich auf eines der Sitzenden; dann geht diese Wechselrede an, und muß das geblendete Kind erraten, auf wem es sitzt.

Das sind Sonnenfreuden in den freien Zwischenstunden der Schultage. Sonst hat ein Bauernkind der Alpengegend wenig freie Zeit, wenn es schon stark genug zur Arbeit geworden ist.

Es fehlt jedoch nicht an freudigen Tagen auch daheim, auch in der Winterszeit. So gleich am 6. Dezember, am Nikolotag. Da kommt zu den Kindern der als Bischof gekleidete Nikolo und der wie ein Teufel angezogene Bartel und legt den Kindern Früchte und Lebzelteln ein. Aber es ist für die „Bartelgeher“ nicht immer gut, in diesem dunklen Kostüm zu gehen; denn es gibt genug boshafte Buben, die gern mit dem „Strampus“ (Bartel) raufen und ihm zurufen:

„Nikolobartl,
Hat vorn a Goschn
Und hintn a Scharl.“

Barter ist das Sprüchlein der Mädchen:

„Herein, herein, Herr Nikolaus,
Sind lauter brave Kinder z' Haus.
Sie beten gern und essen gern,
Tuat uns der Niklo was verehren.“

Aber auch der „echte Bartl“ (der Teufel) hat sich schon manchen Bartel wie am Faschingdienstag manchen übertriebenen „Faschingnarren“ oder manche übermütige Längerin (nach der Volksfage) geholt. Nicht minder sind vom Guggeranzl die „Schabretter“ gefährdet, die auf einem gefrorenen Schab Stroh über den „Harsch“ (Hart-schnee) die „Leiten“ (Abhang) zu Tal reiten.

Voll mythischer Erinnerungen, überreich an uralten frommen Bräuchen ist im Berglande des Murtales die traute Weihnachtszeit.

Am Christabend um Mitternacht fliehe (laut Ahnenwäre) aus dem Hausbrunnen echter Wein, können die Kinder im Stalle miteinander sprechen und gehe die Verchtigoda nach der Milchschüssel nachschauen, welche die Hausmutter für sie vor das Haus gestellt. Ortnnen in der Wohnstube steht ober dem Tisch im Eck, „am Altar!“ das kleine Kripperl und 6 bis 8 Kerzen brennen davor; in der Vorzeit hatte an diesem Tage der Spanleuchter Ruhe. Um den Tisch herum sitzen die Hausleute, beten drei

Rosenkränze, lauschen der Lesung des Hausvaters aus einem hundertjährigen Hausbuch, knaden gekaufte Nüsse auf und essen Kleienbrot; für drei Nusskreuze (im Kern) zahlte früher der Hausvater nicht selten einen Gulden; die Nusschalen aber wirft die Felddirn den Schafen vor, die Nusskreuze gibt die Kuhdirn den Kühen. — Um 12 Uhr nachts aber gehen alle Hausleute in die Netten; nur die ganz kleinen Kinder und „der Wächter“ bleibt daheim; und im bergumschlingenen Pfarrkirchlein lauschen sie alle den uralten, naiven Hirtenliedern, während auf den Gräbern des Kirchhofs der einzige Weihnachtszschmuck, Kerzenlichtlein, flackern:

- I. 1. Gott grüß enk beinonder!
 Schaut's, Duam, wos is dos?
 Die göttliche Muatter
 Hots Kind auf der Schoß.
 Konn schon so brav sitzen
 Und's Köpferl hübsch trogn;
 Du mein Gott, wer wird denn
 Dös Kind nit liab hobn?
 Es is erst geboren
 Und tans schon so plogn.
2. Verzeih mir, mein Gotterl¹⁾,
 Daz ih g'sündigt hob!
 Ich moch dir a G'spottler²⁾
 Und gib dir a Goh.
 A klebfüßes Zuderl,
 A schön weißes Brot;
 Ih schenk dir's zum Zuzerl³⁾,
 Du herzig liabs Wuzerl;
 Du engellabs Kind,
 Verzeih uns die Sünd!
3. Zwoa Hendl, schneaweisse,
 Die hob ih bei mir;
 Die legn so fleißi,
 A drei Tog a vier;
 Die oa(n) is glott kopfert;
 Die oa(n) hot an Tschopf,
 Die tua ih dir schenkn;
 Du wirft auf mih denkn,
 |:Du liabreicher Gott.:|
4. Gott grüß enk! Gott pfüet enk!
 Hiaz müß ma holt fort;
 Nun müßn ma scheidn
 Von dem Gnodenort.
 Und wonn uns verlossen
 Die Freunde der Welt,
 So loß uns zuakemma,
 Tua uns etninehma
 |:Ins himmlische Zelt!:

¹⁾ Patentkind; ²⁾ kleine Schachtel; ³⁾ Schnuller.

II. 1. Grüß dich Gott, mein Weiß!

Wohin und woaus? —
 Ih konn dir's nit derzöhln,
 Mein goldener Klaus.
 Was hilft uns, mein Schlanzl,
 Sog ih, dos Hin- und Wiederglanzl?
 Gehma mitanond ins Landl herum,
 Daß mir a Oxl zum Holtten bekumm!

2. Hiaz loset nur eben,
 Was ih enk soge konn,
 Was nachten¹⁾ bei der Nocht
 In der zwölften Stund ankam.
 Wir können jo nit schlofen
 Bei den Boahn und den Schofen;
 Bachling eröffnet sich dos himmlische Tor,
 Do tonzen uns Engelein ganz haufenweis hervor.

3. Die schreien und pfeifen
 Miteinander so sehr,
 Daß ih holt meine Ohren,
 Schier verlären dos Ghör.
 Daner schlogt die Lauten,
 Der ondre bloß die Flauten,
 Der Michael und der Gabriel, der gibt dazua den Taft.
 Der heilige Sankt Raphael, der nimmt den Dubsfad,

4. Is dos nit a Gspiel,
 O mein Gott und Herr?
 So fiach ih ja die Engelein
 Mein Lebtag nit mehr.
 Sie singen jo Vittori
 Und „in Erzelsis Glort“,
 Sie sogn: mir solln gehn noch Bethlehem hin,
 Dort soll sein geboren das himmlische Kind.

5. Hiaz loset nur eben,
 Was ih enk befiehl!
 Hauser, nimm a Lampl,
 Und Refel, nimm a Milch!
 Pippl, du Schlanzl,
 Du nimmst a foastes Lampl
 Seppel, nimm a Henn und, Riapl, bringst an Hohn;
 Weißl, nimm a Fadl, und lauft's damit davon!

6. Schaut's, schaut's, dort lieget
 Der wahre Gott,
 Der uns konn erlösen
 Vom ewigen Tod!

¹⁾ nachten = gestern.

Den wollen wir verehren
 Als wahren Gott und Herren,
 Den wollen wir anbeten und preisen dabei,
 Daß er uns verleihe dos himmlische Reich!

Mehr als hundert solch naiver Hirtenlieder sind dem Bauernvolk des oberen Murtales bekannt. Mit hohem Ernst singen die Kirchensänger die naivsten und drolligsten Stellen, mit hohem, von inniger Andacht getragendem Ernste lauscht in den Kirchenbänken groß und klein.

Nach der Metten aber gehen sie hinüber zur Krippe, um die Augen zu erfreuen und auch das Herz an der Darstellung der Hirtenszenen um den Stall von Bethlehem herum; hoch oben aber auf dunklem Felsen steht die Stadt Bethlehem.

Ehedem war auch das „Kindwiegen“ in den Kirchen Brauch, und die Jesufinderl auf den Altären zur Weihnachtszeit erinnern noch daran. In ein Körbchen ward das schmuckgekleidete Kindchen gelegt und Kirchensänger sangen ein Wiegenlied:

„Schlaf, Jesulein, schlaf!
 Das Bettlein ist hart,
 Das Kripplein ist kalt;
 Schlaf, Jesulein, bald!
 Ach, schlaf, ach tue deine Auglein zu!
 Gib uns, schenk uns die ewige Ruah!“

Der Reihe nach kamen die Andächtigen zum Christkinde, küßten es andächtig und gaben es samt dem Körbchen dem nächsten weiter; dabei legten sie auch ein Opfer auf einen nebenan stehenden Tisch, Eier, ein „Butterhendl“, ein Tschippel Wolle oder Wachs, seltener Fleisch. Da hier besonders die Kinder vorgeschoben wurden, so mag man diesen schönen Brauch eigentlich einen Kinderbrauch nennen.

Am Neujahrstag ist das Gratuliergehen Brauch, wobei die Kinder sich nicht selten die drolligsten Reime leisten:

„Ich wünsch, ih wünsch, ih woach schon, wos.
 Greifens in' Soß und gebns ma wos!“

Am Vorabend vor Dreikönig aber gehen Kinder mit einem Stern an einer Stange, Papierkronen auf dem Kopfe „Sternsingen“ von Haus zu Haus. Sie singen da ein Dreikönigslied und bekommen dafür eine gute Gause und auch etwas für den mitgenommenen Sad.

„Wir feind die drei König
 Vom heiligen Land
 Und folgen dem Stern
 Ins Judenland.
 Und wie wir so wandern
 Schön langsam herfür,
 So kommen wir auch
 Vor des Hausvaters Thür.
 Wir kloggen an
 Und grüßen enk all
 Mit flimmerndem Stern
 Und singendem Gschall
 Und bitten das Christkind,
 Es soll enk gebn
 Ein gueten Gfund
 Und a langes Leb.“

Früher gingen auch Erwachsene Sternsingen und oft weit über die Grenzen ihrer engeren Heimat hinaus; doch ist dieser schöne Brauch auch bei den Kindern schon recht selten geworden.

Am Gründonnerstag, wenn „die Gloden fort nach Rom fliegen“, müssen die Kinder die Obstbäume schütteln, daß sie dieses Jahr reichlich Früchte bringen.

Am Karfreitag gehen die Ministrantenbuben den „Englischen Gruß“ ratschen und rufen dabei:

„Wir ratschen, wir ratschen
Den englischen Gruß,
Daß jeder Christ niederknie
Und beten muß.
Kniats nieder, kniats nieder
Auf eure Knie
Und bet's a Vaterunser
Und a Avemarië!“

Für ihre Mühewaltung gehen dann die Buben am Ostermontag rote Eier sammeln, die sie dann im Spiele walzen oder kitschen.

Um diese Zeit ist auch das Kugelscheiben bei Knaben und Mädchen Brauch und zwar solange der Boden feucht und schmutzig ist.

Große Freude macht der Jugend zur Osterzeit das Anlaß-Dar-Schmeißen; doch geben nicht überall die Hausväter dieses Recht aus den Händen. Anlaß-Eier? Das sind jene Eier, welche die Hühner an den drei letzten Tagen der Karwoche legen. Diese Eier werden verschieden gefärbt, die am Gründonnerstag grün, die am Karfreitag mit Kohle schwarz; die Karfreitageter bleiben weiß. Am Ostersonntag werden sie dem Weisfleisch beigegeben und dann zur Verhütung des Unglücks verschieden angewendet. Die grünen Eier hebt man gegen Hagel und Blitzschlag im Hause unter Dach auf; die Karfreitageier wirft man übers Dach (Anlaß-Dar-Schmeißen) zum Schutze gegen Feuersgefahr; die am Karfreitag gelegten Eier gräbt man auf dem Felde ein, meist am gleichen Ader, in dessen Mitte der Hausvater am frühen Sonntagmorgen den Palmbesen eingesteckt.

Das Osterfeuer, im Volke ein Weisfeuer, bei dem geistliche Lieder gesungen werden und auch gebetet wird, begeht die Jugend wie die Alten mit frommer Scheu. Da schallt kein Zauchzen, kein Lärmen, da tönt keine Ziehharmonika. Das einzige Spiel dabei sind die wie Fackeln brennenden Birkbesen, welche die Buben tragen, kreisen und in die Luft werfen; das heißt „Buchtelgehen“.

Die Osterfreude auf dem Weiler kommt erst dann zum rechten Ausdruck, wenn ein Pöllerschuß dem Tal verkündet, daß die Weisfleischtragerin mit ihrem großen Korb von der Kirche im Hause angelangt sei; in einem solchen Korbe sind Fleisch, Würste, Krenn, Butter, rote und Anlaßfeier geborgen. Der Korb ist mit einem großen, rotgezeichneten Tischtuch eingebunden und mit Bändern und Kunstblumen geziert. Das Weisfleisch aber ist die erste „Nacht“ der Ostertafel im Bergbauernhof.

Zu Pfingsten geht alt und jung zu sechs Brännlein, trinkt davon und wäscht sich die Augen; das ist gesund für den ganzen Körper.

Kommt die Heumahd, so läßt man mancherorts noch heute den ersten Eschippel Heu durch ein Kind in den Bach werfen, ein Opfer, um den Regen während der „Heugerzeit“ abzuhalten.

Hingegen bei Hagelwetter stellen die Bauern Sensen oder Mistgabeln, die Spitzen nach aufwärts gerichtet, zu dritt auf der „Gassen“ (Hof) auf, auch Haden, oder werfen die Mägde 3–5 Hagelschlossen in die heiße Dreifußpfanne am Herde, um der Wetterhege zu schaden; auch sacht man im Freien, unweit vom Hause, ein Wetterfeuer an, gibt Schweinemist hinein, daß es der Wetterhege zu viel stinke, und

„Danphanten“ (Ebermurg) und Haferneffeln, daß die bössartige Zauberin sich die Füße verbrenne; auch geweihtes „Palmholz“ legt man dazu. Kurz überall tritt Ahnenglaube und christlicher Glaube in innigster Umschlingung zutage.

Dies nicht minder beim Schagraben, wo im Vertraudischschlüssel in den 12 „Psalmen“ und Beschwörungsgebeten uralte Formeln zum Vorschein kommen, — so auch bei Hochzeit und Begräbnis.

Bei den Bauernhochzeiten atmen die Ansprachen des Brautführers, der Segen der Eltern über die Braut mit Weihwasser, die Trauung selbst vollends christlichen Geist. Doch schließt schon alter Volksglaube aus dem Gladern der Altarlerzen bei der Trauung auf künftigen Streit, aus dem knappen oder weniger knappen Nebeneinanderstehen auf künftige Treue oder Untreue.

Der Hochzeitszug gestaltet sich als ungemein anmutig. Vorne die Musik, dann die Junger und ihre Kranzlerinnen, die Hüte jener wie auch des Brautführers über und über mit Blumen bedeckt und mit 2—6 breiten, langen Seidenbändern geziert, hierauf der Brautführer mit der Braut, die wie die Kranzlerinnen einen Myrtenkranz im Haar trägt, dann hübschleingeschmückt die Brautmutter, der Pfarrer, der Bräutigam mit den zwei Bekständen, schließlich die übrigen Hochzeitsgäste.

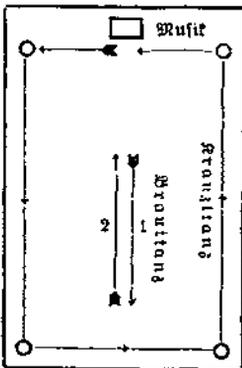
Wenn die Schar aus der Kirche zieht, wird (in St. Lambrecht vor dem Stiftstor) oder bei einer traditionell festgehaltenen Stelle eine „Brautspen“ gemacht; es wird die Straße mit einem Strid gesperrt, komische Szenen wie Dreschen, Kinderwiegen, Speckschneiden an einem Holzschiet spielen sich nebenan ab und alle Hochzeitsgäste müssen sich loskaufen.

Betrifft die Braut das Hochzeitshaus, muß sie in der Küche zuerst das Kraut salzen und alle Gäste müssen vom dargebotenen warmen Wein kosten, dafür aber für die Köchin ein Trinkgeld auf die Tasse legen. Dann erfolgen die Ehrentänze, wobei die „Junger“ (Junger) und Kranzlerinnen jeden der Gäste auf den Tanzboden bringen müssen. Zweimal geht man zum Hochzeitsmahl. Am Abend, beim „zweiten Sitzen“ (zweites Mahl), aber ist das „Weisen“, wo jeder seine Beche dem Wirte zu zahlen hat; nur der Brauttsch ist zehntfrei, für den hat der Bräutigam aufzukommen.

Dem Weisen folgt das „Tischgeigen“, bei dem der Brautführer unter lustigen Tänzen (Bierzellern) für die Musikanten ein Trinkgeld sammelt und zuletzt der schon so selten getanzte, zarte, wunderschöne Brauttanz. Er besteht aus zwei Figuren, dem Kranzler- und dem eigentlichen Braut-Tanz. An der Mitte einer Schmalseite des Tanzsaales nimmt die Musik Aufstellung, nun verbeugen sich die Kranzlerpaare (Junger und Kranzlerin) vor der Musik, halten sich leicht verschlungen und tanzen geradeaus bis zum Ed des Saales, dort dreht der Junger seine Kranzlerin nach Ländlerart, doch nur einmal (anderorts auch öfters) und tanzt mit ihr mit sehr kleinen Tanzschritten die

nächste Wand entlang bis zum nächsten Ed und so fort. Dieses Tanzen muß aber so „hasten“ (so schön eben) geschehen, daß die Tänzerin ein volles Glas Wein auf dem Kopfe tragen könne, ohne auch nur das mindeste zu verschütten.

Der eigentliche Brauttanz ist nun örtlich bereits sehr verschieden in der Art der Ausführung. Während in der Lahnitz (1½ Gehstunden von St. Lambrecht) der Brautführer mit der Braut nach Art des Kranzleranzes nach den Kranzlerpaaren tanzt und dann nach dem dritten Herumtanzen die Braut dem Bräutigam übergibt, war vor alters in St. Lambrecht der eigentliche Brauttanz ein schlichtes Hin- und Hertanzen; bald tanzt der Brautführer mit der Braut der Musik geradwegs zu, verbeugt sich und tanzt wieder rücklings („aschlings“) den gleichen Weg zurück.



Anderorts ist aber beim Brauttanz auch das „Kranzlabtanzen“ Brauch. Mitunter wird aber der Brauttanz durch das Brautstehlen verzögert; „Schmöder“ (abendliche Tanzgäste) entführen die Braut in ein nahees Gasthaus und der Brautführer muß sie holen und die ganze dort gemachte Zeche der „Schmöder“ bezahlen.

Meist werden im oberen Murtale gegenwärtig Walzer und Polka getanz, — ab und zu bringt man den heimischen „Widler“ mit einem oder zwei Tänzerinnen auf den Tanzboden; Redakteur Daigl in Judenburg hat die meisten Figuren des Steirischen Tanzes gesammelt und nach dessen Schule wird nun wieder häufiger der steirische Figurentanz gepflegt. Andere heimische Tänze, welche der Verfasser zu neuem Leben erweckte, sind der Bandel-, Reiz-, Stiegl-, Steden-, Krudel-, Spiegel-, Stuhl-, Sechter-, Koflführer-, Schwaben- und Reiftanz. Nebenbei aber blüht sich der oberbayerische Schubplattler immer mehr in unserer Gegend ein.

In manchen Bauernhäusern unterhält man sich noch an Sonn- und Feiertagen mit sogenannten *Stubenspielen*, wie Nadelfadnen, Papstwählen, Leonhardiabeten, Lazarusaufwecken, Spalauherziagn, Tellerreiten u. a. m.

Beim Nadeleinfadnen muß der Spielende auf einem Nadelwalzer am Boden sitzen, die Füße gekreuzt und ausgestreckt halten und eine Nadel einfädeln oder eine Kerze mit Rindhölzern anzünden. Bald verliert er das Gleichgewicht nach rechts, bald nach links und erst nach vielen Versuchen gelingt es ihm, seine Aufgabe zu lösen.

Das Papstwählen ist ein Aufstizer. Zwei Bauernbänke werden der Länge nach zusammengestellt. Eine Reihe wissender Mitspieler nehmen den Aufstizenden in ihre Mitte und der Kommandant (der Aufstizende) zählt bis drei. Auf das hin, heißt es, müssen sich alle auf die Bänke setzen. Ohne daß es der Aufstizende weiß, wird ein Schaff mit Wasser hinter denselben gestellt. Auf das Kommando nun reißen die Wissenden die zwei Bänke auseinander und der Aufstizende sitzt im Wasser.

Beim Leonhardiabeten müssen alle Teilnehmer auf den Bänken längs den Wänden sitzen und ein Nichtwissender wird gewählt, sich als „der heilige Leonhardi“ auszugeben. Der Anbeter aber holt sich in der Kammer ein zweites Paar Schuhe und beruht sich dabei in der Küche die Hände, stulpt die Schuhe darüber und kommt auf Bier in die Stube zum zunächst Sitzenden; er fragt ihn: „Bist du eppa der Leonhard?“ und erfährt die Antwort: „Mußt wohl eppa weiter gehn.“ Und so geht's fort, bis er „zum hl. Leonhard“ kommt. Auf dessen belahende Antwort, fährt der Anbeter mit den Händen aus den Schuhen und streichelt liebenswürdig den „hl. Leonhard“, der dann im Spiegel seine Bemalung wahrnehmen kann.

Beim Lazarusaufwecken muß ein wissender Spieler am Rücken auf dem Boden liegen. Die andre Spielerschar geht im Gänsmarsch um ihn herum und beugt jeder sich zu ihm nieder mit den Worten: „Lazarus ist gestorben.“ Plötzlich umfaßt er einen der Niedergebeugten und hält ihn fest, die anderen aber klopfen den Gehalteneu weidlich durch.

Das „Spalauherziagn“ ist ein Kraftspiel. Ein Holzsplitter wird in das Brett einer Bank eingezwängt. Auf der Bank kniend und an den Füßen festgehalten, mit gekreuzten Armen, muß nun mit den Zähnen der Spielende den Splitter herausziehen.

Beim „Tellerreiten“ nimmt der Spielende einen Teller in die Hand, stemmt die Rechte in die Hüften und, indem er den Teller auf den Boden stützt, läuft er, so selbwärts gebeugt, neunmal um denselben herum und dann bei der Türe hinaus, — wenn er kann.

Ist Sommerzeit, so spielt man im freien „Nadelfadnen“ und „Gonnestrennen“. Jenes ist einfach. Die Spieler geben einander die Hände. Der erste der Reihe fädelst nun, d. h. „schließt“ nun zwischen zwei Teilnehmern der Reihe durch und die andern müssen nach. Und da geht die lustige Reihe über Heden und Zäune, durch Dief und Dünn.

Beim Sonnehrennen stehen die Spieler paarweise hintereinander und ein einzelner, der „Spadl“, steht 4 Schritte vor dem ersten Paar, das Gesicht gleichfalls in gleicher Richtung gewendet. Er sagt nun:

„Sonneh Sonneh kirkito,
Das hintre Paar muh herfür do.“

Da läuft das letzte Paar auseinander und sucht vor dem „Spadl“ einander zu erreichen, dieser aber sucht einen der Laufenden zu erwischen. Der Erwischte oder der alte „Spadl“ muß nun beim nächsten Lauf „Spadl“ sein.

Groß ist die Zahl der Lieder, welche das Volk des oberen Murtales beherrscht, doch ist die Pflege des Volksliedes seit vierzig Jahren sehr zurückgegangen. Die Spinnstube ist selten geworden, und sie war eine Hauptpflegestätte des Volksliedes. Da kamen auch von den benachbarten Weilern die Mägde mit ihren Spinnrädern in einer Stube zusammen. Der Span am Leuchtfolben brannte, von einem Kind bedient, das Scheit im Spannbod kreischte, wenn die Männer die Späne, das alte Beleuchtungsmaterial, mit mächtigen, viergriffigen Spanhobeln herabhobelten, die Spinnräder schnurrten und dazu erzählte es sich so gern von Spuk und Märe oder man sang die alten, wunderschönen Volkslieder, sowohl Spinnlieder als auch Spielmann-, Alm- und Schützenlieder. An schönen Frühjahrsabenden setzte man sich im Freien ins weiche Gras und sang; auch diese Sangespflege ist verloren gegangen.

Ab und zu in Gasthöfen hört man noch gruppenweise junge Burschen singen, — auch auf den Almen, aber sonst ist es merkwürdig still geworden.

Nur das geistliche Volkslied als Kirchengesang wird noch fleißig gepflegt und hat seine Stütze in den bauerlichen Kirchengängerschulen; dort ist auch das Totenlied daheim, das bei den Totenwachen und bei den Totenmahlen gesungen wird.

Zuletzt noch ein paar Worte über Totenbräuche in unserem Berglande.

Beim Sterben reißt man die Fenster auf, läßt, sobald der Mensch den Todeschlummer angefangen, die Uhr stehen, bahrt ihn auf einem eigenen Brett auf und legt auf ihn drei Kreuzlein aus roten Wachskerzen. Ist der Tote ein Bauer, so legen ihn seine Totenkinder“ (Patenkinder) in den Sarg. Bei der Fahrt zur Kirche — mancherorts trägt man den Toten durchaus — macht man bei jedem Wegkreuz halt und betet ein besonderes Gebet. Liegt der Tote im Grab, so ist das Leichen-, etwa auch ein Lobamt darauf und dann die „Bstattung“, das Totenmahl. Es ist nicht gern gesehen, wenn der Totengräber das Grab längere Zeit offen läßt, über die Neujahrsnacht schon gar nicht, weil dann eine reichliche Todesernte erfolgen würde.

Wieder schlingt sich der Mythos in das Volksleben hinein beim Totenglauben; der lebt Verstorbene muß so lang Freit Hof hüten, bis ihn der nächste ablöst. Vor dem Umwaceln (Anmelden) hat man viel Respekt und viele können darüber eigene Erlebnisse erzählen.

So entbehrt selbst in dieser bitteren Zeit der Sorge und Not das Gebirgsvolk trotz seiner Armut und seines schweren Ringens mit der rauhen Natur nicht ganz der alten Poesie; ja sie ist der Trost, der dem Bauernvolk (und zu wünschen wäre es, dem ganzen deutschen Volk) hinüberhilft über die Klippe herbsten Elends.

Franz Reil zum Gedächtnis.

(Anlässlich der 101. Wiederkehr seines Geburtstages.)



Franz Reil.

„Das böhmische Erzgebirge weist eine Reihe waderer Söhne auf, die im harten Kampfe mit dem Leben sich eine angesehene Stellung errungen, in wissenschaftlicher oder praktischer Tätigkeit sich erprobt haben. Mancher hat seine schöne, aber arme Heimat verlassen und ist verschollen, mancher hat in der Ferne eine stille Ruhestätte gefunden und ist in der Heimat fast vergessen worden, während sein Name an dem Orte seines späteren Wirkens in warmer Erinnerung fortlebt oder in den Büchern der Wissenschaft oder in den Werken der Kunst sich verewigt hat. Der Mann, dessen Leben hier in den Hauptumrissen vorgeführt werden soll, ist nicht vergessen.“

Mit diesen Worten begann Dr. L. Chevalier seine im Jahre 1882 in den „Mitteilungen für Geschichte der Deutschen in Böhmen“ veröffentlichte Lebensbeschreibung des Geographen Franz Reil, die nachfolgend auszugswweise benutzt werden soll, um das Andenken eines verdienstvollen Bergsteigers aus der Frühzeit des deutschen Alpinismus, dessen Denkmal eine der

Hauptspitzen der Tiener Dolomiten, die Reilspitze, ist, auch in den heutigen Bergsteigerkreisen lebendig zu erhalten.

Franz Reil, von Natur aus reich begabt, von unermüdllichem Fleiß und stets reger Tatkraft beseelt, körperlich kräftig und gestählt, setzte all diese Vorzüge und Talente voll und ganz für sein Wirken und Schaffen ein, weder Mühen noch Opfer scheuend. So gelangte er in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als Geograph und besonders als Geoplast zu Erfolg und Ansehen. Er mußte jedoch fast plötzlich seine wissenschaftliche Tätigkeit einstellen, da ihn ein unheilbares Leiden befiel, das ihn an der Vollendung seiner großen Entwürfe unerbittlich verhinderte: Das leider nur zu häufige Los aller echten Selbstmänner, die mit Hingabe ihrer ganzen Kraft und Persönlichkeit ihrem Ziel sich aufopfern und allzufrüh an ihrer eigenen Flamme sich verzehren, unbedacht der Goetheschen Mahnung: „Unbedingte Tätigkeit, von welcher Art sie auch sei, macht zuletzt banferott!“

Franz Reil ward am 22. Juni 1822 zu Grassitz im Erzgebirge geboren, als ältester Sohn eines dortigen Bürgers und ersten Amtsschreibers der Gräflich Rostitschen Wirtschaftsverwaltung. Er besuchte nach der Ortschaftschule das Gymnasium in Eger, wo

der muntere, talentvolle Junge einer der besten Schüler war. Mit dem Tode seines Vaters — die Mutter hatte er schon früher verloren — war Franz mit seinen zwei jüngeren Geschwistern, verwaist und mußte 1837 nach Absolvierung der 4. Klasse das Gymnasium aufgeben, da die Vermögensverhältnisse zu praktischem Berufe zwangen. Gute Freunde nahmen sich zwar edelmütig der Kinder an. Franz Reil wurde Apothekerlehrling in Königsberg. Von dort kam er später nach Falkenau in Stellung und studierte fleißig nebenbei als Trost für den notgedrungenen Beruf die Naturwissenschaften: Botanik, Mineralogie und Chemie.

Sein Jugendfreund Janota berichtet aus dieser Zeit über Franz Reil: „Sein empfänglicher und reger Geist suchte und fand in den Ruhestunden in seinen Fachwissenschaften und auch in der schönen Literatur, sowie in einer heiteren Geselligkeit Erholung von den Mühen des Tages und Entschädigung für die Enttäuschung und Sorge, die ihm schon in jungen Jahren nicht erspart blieben.“

Nach Beendigung seiner Apotheker-Lehrzeit und Abschluß seiner pharmazeutischen Studien kam Reil nach Prag, wo ihm das Glück hold schien, da ihn Prof. K o s t e l e š k y nach glänzend bestandene Examina als Assistenten der botanischen Lehrkanzeln an der Universität zu sich nahm, und so die akademische Lehrtätigkeit für ihn winkte. Da kam das Jahr 1848. Ohne sich politisch bloßgestellt zu haben, mußte er, dem „die vorchriftsmäßige Vorbildung fehlte“, wie Reider betonten, Prag verlassen. Schweren Herzens zog er nach Wien und bald weiter nach Graz, wo er wieder Apothekerdienste leisten mußte, um das Leben zu fristen. Doch Reils gesunder und guter Kern ließ ihn nicht verzagen.

1847 zum erstenmal bei seiner naturwissenschaftlichen Ferienreise die Alpen erblickt, die ihn durch das Salzkammergut, Berchtesgaden und die Glodnergruppe bis Trient geführt hatte, konnte er diese Eindrücke nimmer vergessen und die Alpensehnsucht hatte ihn auch nach Wien und Graz getrieben, von dort nach Wildbad Gastein und schließlich 1850 nach Trient, wo er wieder neben seiner Tätigkeit als Apotheker Gelegenheit fand, in den nahen Hochgebirgen das Bergsteigen samt den geliebten Naturwissenschaften zu pflegen. Besonders atmosphärische und meteorologische Beobachtungen fesselten seine Aufmerksamkeit und führten zur Gründung einer meteorologischen Station in Trient.

Franz Reil war aber trotz seiner ersten, wissenschaftlichen Bestrebungen kein „faber Kerl“, dem etwa lebensfreudige Heiterkeit überflüssig schien, und nahm daher gern an geselligen Zusammenkünften des Trienter Gesangvereins teil, ja spann dort sogar Glücksträume, von der Gründung künstlicher Häuslichkeit und Familienfreude. — Sie blieben Träume: er war zu jung schon ans Alleinsein vom Schicksal gewöhnt worden!

Dagegen schenkte ihm Trient durch das Zusammenreffen mit dem reich begabten Gelehrten Dionys Stur, der 1853—1854 mit geologischen Aufnahmen dort beschäftigt war, die Erweiterung seines geistigen Horizonts und die Anregung für seine spätere rühmlichste Tätigkeit, indem nun Franz Reil vor allem Physiker wurde. Denn die Erkenntnis der Abhängigkeit der Pflanzendecke von Bodenzusammensetzung, Meereshöhe und Luftbeschaffenheit brachte Reil zum Studium der Mineralogie, Geologie und Geognosie, wozu die Umgebung von Trient nach allen Richtungen Gelegenheit zu reichlichen Studien bot. Das beabsichtigte Werk über dieses Gebiet der obersten Drau, der Isel, Möll und Gail, nach dem vorbildlichen Dr. Ungers über Rißbüchel, kam leider nicht zustande, aber nachgelassene Notizen wie Resultate dieser Studien hiezu, die sich im Jahrbuch des Ferdinandeums zu Innsbruck 1858 vorfinden („Meteorologische und phänomenologische Beobachtungen in Osttirol“, in den Sitzungsberichten der K. K. Akademie der Wissenschaften (Physikalisch-geograph. Klasse der Kreuzfeldgruppe, Bd. XXXVII, S. 393) und in den Abhandlungen des Geologisch-botanischen Vereins in Wien, 1859 (über Fauna und Flora dieser Gruppe), lassen dessen großangelegte Form und Bedeutung ahnen.

Zu all diesen Studien befruchteten ihn seine vielen Bergbesteigungen, die Reil unter andern 1853 auf den Großvenediger, 1855 auf den Großglockner gelangen ließen, welsch letzteren er später noch sechsmal besuchte. Über die Verdienste Reils um die Kenntniserweiterung des Glockners sei auf Eggers Geschichte der Glocknerfahrten im Jahrb. d. Osterr. A.-B. 1865, Bd. 1, S. 53, verwiesen. Und dieser stolze Gipfel mit seiner Ausficht weckte in Reil den Gedanken, die vor seinen Augen prangende Alpenwelt plastisch in Form einer Reliefkarte darzustellen, welche Tätigkeit nun Franz Reils wertvollstes Schaffen wurde und sein unvergängliches Verdienst bedeutet. Als er mit Peruhart in Verbindung trat, dem Schöpfer des berühmten Glocknerpanoramas, fanden sich zwei gleich geniale Männer, der Graphiker, und Franz Reil, der Plastiker, zusammen, die sich voll begeisterter Hingabe und Ausdauer diesem schönsten Berg der Ostalpen widmeten.

Reils Idee, eine Reliefkarte zu schaffen, gewann dadurch an Originalitätswert, daß diese mit naturwissenschaftlicher und mathematischer Strenge und Genauigkeit entstehen, also eine wissenschaftlich wertvolle Schöpfung und keine geographische Spielerei sein sollte. Wie viele fruchtlose und mißlungene Versuche gingen nun bei dem gewissenhaften Manne der Vollendung voraus!

Reil hatte ja noch nie solche Reliefkarten gesehen, kannte deren Herstellungsmaterial nicht, aber er gab nicht nach und studierte und probierte unermüdblich bis das Werk gelang.

Als erste Bedingung galt ihm gute Mapperung als mathematische Grundlage, dann als zweite die Autopsie, „die eigene Untersuchung des betreffenden Gebietes“, der er mit ganzer ihm eigentümlicher Energie nachkam. Darin liegt Reils Verdienst, leider aber auch sein Verhängnis, da es ihn zur Aufopferung für die Wissenschaft verleitete. So gering seine Mittel, so groß war die Begeisterung und ließ ihn nicht wochenlange Gebirgswanderungen voll Gefahren und Mühsalen aller Art scheuen. Mit „viel Zeit, viel Geduld, am meisten Fleiß“ — nach seinen eigenen Worten — lauschte er der Natur ihre Eigentümlichkeiten in den verborgendsten Winkeln ab, um dann zu Hause mit den Schwierigkeiten der technischen Durchführung zu ringen.

Unverzagt und siegeszuversichtlich, feuerte sich Reil selbst an mit dem Ausruf: „Und doch müssen und werden alle Hindernisse überwunden werden und es gereicht nur zum wahren Stolge, sagen zu können, daß es Österrichts Geoplastiker sind, welche Bahn gebrochen haben und alle ihre Kraft daran setzten, diesem lang vernachlässigten Zweige der Geographie den wahren, wissenschaftlichen Standpunkt zu erkämpfen und zu sichern. Auf dem eröffneten Wege werden andere folgen, der glimmende Funke wird zur hellen Flamme werden, denn die Erkenntnis des großen Nutzens, den Reliefkarten gewähren, hat Wurzel geschlagen und gewinnt mehr und mehr an Raum.“

Die Gegner der Reliefkarten behaupteten nämlich, daß solche Darstellungen falsche Vorstellungen von den wirklichen Höhenverhältnissen geben, da die Geoplastik, in Verkennung ihrer wahren Aufgabe, Übersichtskarten in kleinstem Maßstab hergestellt hatte, wobei vielfache Überhöhungen nötig wurden, also „der Wahrheit der Natur geradezu ins Gesicht schlagen“, wie Reil selbst tabelte und damit stolz bekundete, daß ihm als „Österrichtschen Geoplastiker“ solcher Vorwurf nicht gemacht werden dürfe.

Außer Gründlichkeit und Genauigkeit ist bei der Reliefdarstellung, noch unerlässliche Bedingung künstlerisches Talent, das gleichfalls Franz Reil in reichem Maße zu eigen war. Dies ermöglichte ihm auch, dem Formenreichtum der Alpen plastisch gerecht zu werden, der in seinen topographischen Reliefkarten typisch zum Ausdruck kommt. In voller Erkenntnis des Wertes und der Bedeutung der Geoplastik im Sinne der von ihm gepflegten Betätigung, trat Reil auch in Wort und Schrift dafür ein, welsch sein 1862 in der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde gehaltenen Vortrag bewelsch, wo er behandelte, dennoch zugleich sein Wirken rechtfertigend, sagte: „Der Zweck

meines Vortrages ist erreicht, wenn ich das wissenschaftliche Verständnis für Geoplastik überhaupt wie insbesondere für Bergformen, das — gesehen wir es nur offen — noch nicht sehr allgemein ist, in etwas gefördert haben sollte.“

Er trat stets für den Nutzen naturgetreuer Reliefkartendarstellung ein, der nicht nur in der leichtesten Veranschaulichung der Gebirgsnatur für Laienauffassung, sondern auch für Geognosten und Geologen, für militärische und Zwecke des Unterrichts begründet ist.

Franz Reil verdanken wir — außer zahlreichen sonstigen alpinen Reliefs — drei verschiedene Glognerreliefs; nach Prof. Franz Lurskys Glognerwerk in den Maßstäben: 1: 44 000 *), 1: 72 000 und 1: 14 000. In diesen sind die Vertikalhöhen nicht mehr — wie bei den ersten Versuchen — übertrieben, sondern den Horizontalabmessungen gleichgestellt, so daß sie ein vollkommen richtiges Naturbild im Kleinen darstellen. Unzählige selbständige Messungen waren zur Erreichung dieses Zweckes nötig, die Reil unverdrossen und unermüdet selbst besorgte. Zahlreiche Bergfahrten, sieben Glognerbesteigungen, zwei Besuche des Benedigers, 1859 die Besteigung des Rainerhorns, brachten Reil Anregung und Förderung für seine Arbeit. Er litt Hunger und Durst, trogte Gefahren und setzte sein Leben aufs Spiel, aber ein Glückstern leuchtete ihm, der ihn auch Kummer, Plage und Mißgeschick ertragen half: der Glaube und die Freude an seinem Werke. Erwarb sich das erste, 1855 nach dem ersten Glognerbesuch begonnene Relief kaiserliche Beachtung, fand das zweite Relief bereits wissenschaftliche Förderung seitens des Professors Simony und technische Unterstützung seitens des K. K. militär-geographischen Institutes in Wien, von Offizial Pauliny, welche Erfahrungen dem 1857 geschaffenen Relief der Kreuzkofelgruppe zuzustatten kamen.

Während die erste Reliefkarte des Glognergebietes, wie bereits betont, noch unter doppelter Überhöhung litt und die stufenförmigen Abstände der Pappendedel-Schichten mit einer zähen Masse aus Gummi und Kreide ausgefüllt waren, wurde das Relief der Kreuzkofelgruppe bereits im natürlichen Verhältnis der Höhe zur Fläche ausgeführt und in Gipsguß hergestellt. Dem physikalisch-geographischen Kabinett der Wiener Universität eingeschendet, fand diese Arbeit bereits allgemein fachmännische Anerkennung und erwarb dem bescheidenen, anspruchslosen Schöpfer manchen Freund und Förderer.

Diese veranlaßten dann auch, daß 1858 das Unterrichtsministerium Reil nach Wien kommen ließ, wo er in Riefing eine Stelle als Lehrer fand und zugleich sich selbst in der geoplastischen Technik vervollkommen konnte. Durch diese gründliche Ausbildung gerüstet, folgten nun, nachdem sich 1859 Franz Reil völlig der Geoplastik gewidmet hatte, neue glänzende Werke, darunter das umgearbeitete Relief der Kreuzkofelgruppe (im Museum Ferdinandeum zu Innsbruck) und 1860 eine orographisch-physikalische Karte des Großglogners nebst zugehörigem Relief (im Salzburger Museum).

Diese und seine früheren Arbeiten hatten Reil mit Dr. v. R u t h n e r in Verbindung gebracht und beide Freunde werden lassen, die gemeinsam das ganze Glognergebiet besonders gründlich durchforschten.

Im Jahre 1859 nahm Reil sein vielbewundertes Hauptwerk in Angriff, das in 14 Sektionen gegliederte Relief der deutschen Alpen, im Maßstab 1: 48 000. Der „Prospektus zu den topographischen Reliefkarten aus den deutschen Alpen nach eigenen Aufnahmen und den besten Hilfsquellen ausgearbeitet“ betont, daß zu den Vermessungsergebnissen als dritter Faktor die Geoplastik hinzukam, wie die Fortsetzung beweist, die lautet: „Der Verfasser, lange Jahre inmitten der herrlichen Alpenwelt lebend, mit dem regsten Eifer für die Wissenschaft und, wie er sich schmeichelt, mit einem angeborenem Sinn für Geoplastik begabt, hat eine Reihe topographischer Reliefkarten aus den deutschen Alpen angefertigt, fest das Ziel im Auge, hierbei die

*) Im Alpinen Museum, München.

größtmögliche Annäherung an die Natur, mit einem Wort, die Naturtreue, zu erreichen.“

Es dürfte wahrhaftig kaum einen Winkel im ganzen dargestellten Gebiet geben, der nicht von Franz Reil wissenschaftlich durchforscht worden wäre. Er übersiedelte 1860 sogar nach Salzburg, nur um der Berchtesgadenergruppe nahe zu sein. Zahlreiche Höhenmessungen wurden teils mit genau normiertem Hieberbarometer, teils trigonometrisch mittels neuestem Astrolabs sorgfältigst ausgeführt und berechnet, genaue Profilzeichnungen nach der verlässlichen Methode Professors Simony mittels der Kamera lucida angefertigt und überall die Kartenangaben streng überprüft und berichtigt. Auf dieser Grundlage wurden dann Plankarten mit Isohyphen von 50—50 Graden Abstand entworfen, die, in Schichtenreliefs übertragen, endlich die Ausarbeitung der eigentlichen Reliefs brachten, welche je nach dem landschaftlichen Charakter mit Farben bemalt, einen 110 Quadratmeilen Flächenraum entsprechenden Durchschnitt der deutschen Alpen wiedergeben.

Diese bedeutende wissenschaftliche Leistung wie die meisterhafte Ausführung dieser naturgetreuen Darstellung der „deutschen Alpen“ brachte Reil Lob und Anerkennung seitens in- und ausländischer Autoritäten ein und wurde zugleich als Kunstwerk hochgeschätzt, wie nebst vielen anderen Berichten und Kritiken auch die Würdigung in unseres Vereins „Mitteilungen“, Band I, Wien 1863, rühmlichst beweisen. Aus dieser Zeit stammt auch eine lithographierte Skizze der 19 typischen Grundformen aus Gebirg und Tal, die besonders lehrreich ist, und etwa bei einer Wanderung von dem Wall der Tauern quer durch die Gebiete des Schiefers, der Grauwade, der Kalkzone und Sandsteinvorberge der Nördlichen Kalkalpen bis zur Ebene des Chiemgaaues in Erscheinung treten.

Rastlos tätig vervollkommnete er seine Reliefs auch technisch, durch Verwendung einer weniger schweren, bruchfesteren Masse und wurde bei der Londoner Weltausstellung 1862 mit der Ehrenmedaille ausgezeichnet. Sommer für Sommer wanderte und forschte Reil in den folgenden Jahren in den österreichisch-schweizerischen Alpengebieten, unermüdet mit Ausnahmen für seine Sektionen der „deutschen Alpen“ beschäftigt, im Winter deren Ergebnisse verarbeitend.

Stets rege kartographisch und geoplastisch schaffend, auch für unseren Verein (siehe Jahrb. d. Österr. A.-B., II. Bd. u. I. Bd. 1865, S. 315), entstand 1863 das Relief des Untersberges nebst Karte, nach Kulturen wie auch geognostisch koloriert *); 1864—66, zu den Vorarbeiten, nach Wien übersiedelnd, schuf Reil im Auftrag für Kronprinz Rudolf von Oesterreich ein Relief der Umgebung von Reichenau mit dem Schneeberg, der Raikalpe und dem Semmering, das ihm die goldene Medaille pro litteris et artibus von Kaiser Franz Josef I. eintrug.

So hatte Reil mit unvergleichlicher Arbeitskraft und Schaffenslust in 10 Jahren über 30 Plan- und Reliefkarten vollendet, hatte in Salzburg ein geoplastisches Atelier errichtet und — vielfach ehrenvoll ausgezeichnet — als korrespondierendes oder Ehrenmitglied deutscher und österreichischer wissenschaftlicher Vereine und Anstalten sich fruchtbringend betätigt, da erfolgte auf dem Höhepunkt seines Wirkens und Ruhmes der plötzliche tragische Zusammenbruch.

Der kräftige Sohn des Erzgebirges hatte seine körperliche Leistungsfähigkeit überschätzt. Am Hochshober gestürzt, vernachlässigte Franz Reil die Folgen, die nach einer Verfrählung auf dem Untersberg das schlummernde Leiden verstärkt auftreten ließen, das von den Ärzten als beginnende Rückenmarkserkrankung erkannt wurde, aber rasch sich steigend, Lähmungserscheinungen unheilbarer Art mit sich brachte. Vergeblich zwei Jahre lang in der Kaltwasserheilanstalt Reichenau Genesung suchend, versag-

*) Im Alpinen Museum, München.

ten dem nimmermüden Bergwanderer die gelähmten Beine den Dienst, und gewohnt, die höchsten Gipfel zu besteigen, konnte er nun, stodgestützt, kaum kurze ebene Strecken humpeln!

Bei stets sich verschlimmerndem Leiden, das Franz Keil zwang, seine Arbeiten einzustellen, zerbrach ihm sein Lebensmut; fied, auf geringe Ersparnisse angewiesen, da er nie ein Geschäftsmann war, verdüsterte sich immer mehr sein Los. Sechs Jahre unheilbar sich hinzuschleppen, war Franz Keils tragisches Geschick, das den an rastloses Schaffen gewöhnten Mann besonders hart traf und überall schmerzliches Mitgefühl auslöste.

Graf Spaur hatte dem Kranken auf Schloß Sagor wohl ein Asyl geboten, wo Keil von der Familie Langer aufs liebenswürdigste betreut wurde. Aber 1870 überfledelte Keil doch lieber nach Marburg, wo er in der Rätternvorstadt im Hause Lendgasse 15 in einer hellen und sauberen Dachstube hauste. Von der Familie Sedlitzka gepflegt, fand ihn dort sein Freund Adam Wolf 1875, der Keil aussuchte, nachdem ihm dieser seine Jugendbriefe, mit der verzitterten Aufschrift: „te muriturus salutat“ versehen, geschickt hatte.

Es war ein erschütterndes Wiedersehen für die beiden Jugendfreunde, und die Verse zitterend: „Wer nie sein Brot mit Tränen aß —“, beklagte sich Keil bitterlich, daß er bettlägerig, nicht liegen noch sitzen könne und unsägliche Schmerzen leiden müsse.

Trotz Unterstützung hochadeliger Gönner und gelehrter Schärer, wie treuer Freunde, ferner seitens unseres Vereines und des österr. Unterrichtsministeriums, wodurch jegliche Not dem rettungslos Verlorenen ferngehalten wurde, war die letzte Lebensspanne Franz Keils tief traurig. Einziger Lichtstrahl waren ihm die fast täglichen Besuche seines Landsmannes und Kameraden aus der Grazer Apothekerzeit, Franz Ohm, der ihn durch Heimats- und Lebenserinnerungen aufzuheitern und zu trösten verstand, und der dann dem endlich von seinem Leid Erlösten auch das Grabmal setzte, einen weißen Marmorstein auf grauem Sandsteinsodol, mit der goldenen Inschrift: „Hier ruht Franz Keil, Geoplast, gestorben am 10. März 1876. — Der Freund dem Freunde.“

Mag wissenschaftlicher, besonders technischer Fortschritt vielleicht heute Franz Keils Werke übertreffen, wie er sie geschaffen: aus sich selbst heraus, in unerschütterlicher Liebe und Treue zu den schönen Alpen, in voller Hingabe bis zur Aufopferung, als Mensch, Bergsteiger, Wissenschaftler und Kliniker ein leuchtendes Beispiel deutschen Natursinnes, redlichen Fleißes und Strebens, gebiegenen Könnens und reiner Begeisterungsfähigkeit — das wird stets sein unvergänglicher Ruhm bleiben, solange die Lienzer Dolomiten sich in der Drau spiegeln und deren Wellen am Ostrand der Alpen dem Schläfer im Marburger Grab zurauschen, daß dort die Keilspitze, ein ragender Denkstein der Natur, Franz Keils Andenken würdig lebendig erhält.

Hanns Barth, Wien.

Der Berg meiner Träume.

(Piz Linard, 3414 m.)

Von Walther Flaig, Bürserberg bei Bludenz.

Vorspiel

Mons idealis — nennt D. E. Meyer in seinem herrlichen Buche „Tat und Traum“ den unbefannten, niegeschauten und — ach, vielleicht auch nie erreichbaren Berg seiner Sehnsucht.

In uns allen, die wir mit leuchtenden Augen hinaufziehen, lebt bewußt oder unbewußt solch ein idealer Berg der Sehnsucht. Und wenn in einer seligen Stunde das Glück feeleischer Schau uns überrieselt, dann steigt er vor unserm innern Auge auf als ebenmäßiges Vorbild von unendlicher Schönheit im Gleichmaß seiner Pyramide.

Steil und schwarz, unheimlich fast, lebt er im Geiste des einen; schneeweiß schimmernd, weich geschwungen in edler Linie im Geiste des andern: Matterhorn — Weisshorn.

Wenn in Bubenjahren, als noch rein sinnliche Eindrücke mein begeisterungstropes Herz beherrschten, vom Gebirge die Rede war, dann tauchte ein Berg vor mir auf, der — ein Mittelding zwischen Matterhorn und Weisshorn — dem Bilde einer über wüstenweiter Ebene ragenden Pyramide überraschend glich.

Aber — soviel schöne, kühn, wild und bizarr geformte Berggestalten ich auch aufsteigen sah im Laufe der Jahre — keine glich dem Berg meiner jugendlichen Träume. Manchmal tauchte eine pyramidengleiche Silhouette am fernen Himmelstrande auf und die Begeisterung riß mich hin zu der ebenmäßigen Gestalt. Aber allemal zerfloß die Form, die ihr Ebenmaß einem zufällig glücklichen Standpunkt verdankte — bis eines schönen Tages vom Fluchthorn aus wieder solch eine schwarze Pyramide aufwuchs, zwischen wildwallendem Gewölk hervorbrach: der Piz Linard!

Seitdem schwebte er mir als der ideale Berg im Geiste voran und es zog mich zu ihm, und um so mehr, als er der höchste in seinem Silvrettareiche ist. Aber das Schönste an ihm war, daß er seine treue Form bewahrte, von wo ich auch sehnsüchtig zu ihm hinüberlugte. Immer blieb er der Linard mit der Form des Berges meiner Träume.

Auftakt

Und dann gewann er urplötzlich Leben; Zorell mit seiner Literatur-, Spür- und Büchernase — die übrigens deshalb nicht viel länger ist als eine ganz gewöhnliche Nase — machte eines Winters eine für uns Silvrettanarren ganz ungeheuerliche Entdeckung.

„Du“, schrie — brüllte er, rannte mir mit geballten Fäusten vor die Brust, pochte an meinen Schädel, „du — die Linard-Nordwand ist noch immer eine 700 m hohe Jungfer!“ Und zum Beweis schleppte er Karten und Bilder her und versenkte meine Nase drein. Nachdem ich mich von dem Überfall erholt hatte, stieß ich pflichtgemäß ein Indianergeheul aus; und dann entwickelten wir die Sturmpläne. Da der Riese ganz auf Schweizer Boden und ein gut Stück jenseits der Grenze liegt, so war dies Stürmen gar nicht so einfach, denn es gab sicher niemand damals, der weniger Franken sein Eigen nannte als wir.

Und der Sommer kam und — zertrümmerte unsere gemeinsamen Pläne. Mutter-seelenallein stand ich dem Riesen gegenüber. Schon fiel ich in Bann der alten bren-

nenden Leidenschaft des Alleingehens, — da führte der Zufall mir einen Prachtlerl von Bergsteiger in die Quere. Der war Feuer und Flamme für den abenteuerlichen Plan, ohne Paß und ohne einen einzigen Rappen im Sad mindestens acht Tage „auf der andern Seite“ herumzuströchen. Ich hatte schon einige recht gute Erfahrungen auf solchen Zigeunersfahrten gesammelt und verfügte über eine Riesenlast an Proviant, so daß wir ganz frohgemut von der Wiesbadner Hütte übers Grätle zur Fuorkla del Confin hinaufstiegen, mit Lasten — Lasten, oh! erinnert uns nicht daran!

Auf der Fuorkla stand über dem Firnglanz der Eudera plötzlich der — Linard. Seine Nordwand ist dunkel mit blauglühenden Rinnen und letzten Neuschneespuren, ein machtvolles Bild. Ein schwarzer Pfeiler, unten breit, oben scharf gespitzt, durchstieß sie wie ein Keil vom eisigen Fuß bis zum höchsten Grat. Und neben ihm, links und rechts, schossen die blauen Strahlen der Eistrinne durch die ganze Wand herab und trennten den Pfeiler von den Graten, den Kanten der Pyramide.

Die Ostwand aber glitt in einer glatten Flucht — wenn auch nicht übermäßig steil — bis in das blaueisige Tal hinab, das unser Ziel war. Den Abstieg erzwingen wir durch die zerklüftete unheimliche Vadret Tiatsha, eine Eisfahrt, wie sie in der Silvretta wohl kaum ein zweites Mal zu finden ist. Man geht deshalb seit langer Zeit über Paralt alba. Wir aber wollten durch die Klüfte.

Je tiefer wir stiegen, um so unheimlicher wuchs der Berg empor. Wirklich, er wuchs! Freund Weible mußte nicht wohin schauen, schritt er doch das erstemal mitten durch einen so erschreckend wilden Eisfall mit haushohen Klüften, mit Klüften wie kleine Täler, mit blauen Nadeln und Wänden und schwarzen Abgründen. Ich mußte alle Eiskünste anwenden, um hier am hohen sonnglutigen Mittag ohne Fährnisse durchzuschlüpfen mit dem begeistertsten Freunde. Der letzte Abbruch des Eisfalles aber spottete auch der höchsten Kunst mit einer Eiswand von mindestens drei Seillängen Höhe! Dank viel Eist und Tücke, entwischten wir in die Flanawände.

Endlich, nach hängen, heißen, mühevollen Stunden waren wir draußen im Talboden am Fuß „unseres“ Berges, wo zwischen zwei großen brausenden Gletscherströmen auf einer grünen Insel eine Hütte liegt: M a r a n g u n, unser Ziel.

Der Empfang der Schweizer Hirten war so freundlich, daß unsere Sorge um ein Nachtlager — mehr erbatan wir zwei ja nicht — bald zerfloß.

Auf dem Hänklein vor der Hütte erwarteten wir den Abend.

Zwei Bilder sind dem Tale eigen, wie sie dieser Art in der Silvretta nimmer zu schauen sind: der Talschluß mit den Eisfällen der Vadret Tiatsha und dellas Massas, die zwischen drei senkrechten dunklen Steinsäulen hervorgepreßt und tausendfach zerborsten herabgestürzt werden, überhöht vom Himmelsblau und spitzen Felsgetümm. Und der Piz Linard, dessen Nordwand zur Linie zusammengeschoben über dem Muntanellaseise steht und dessen Ostwand an die 1400 m gerade vor den Augen auffpringt mit einem einzigen Saß und in so durchaus gleichmäßiger Flucht, daß man sie trotzdem vom Fuß bis zum Gipfel völlig vor sich hat. Nicht ihre Steilheit oder Glätte oder Höhe, sondern ihre ebenmäßige, im großen ganz ungegliederte Riesenflucht überfällt den Beschauer.

Das Bild wird durch die Hänge der Gegenseite noch gesteigert, denn diese sind nicht so steil, und darum nicht so übersichtlich und in ihrem obern Teile hart zurückgebogen.

Un diesen Hängen begann sich der Linard jetzt zu messen, denn mit dem Niedersteigen der Sonne wuchs sein Schatten blaueschwarz an dem grüngoldenen Gewände auf wie ein riesenhafter dämonischer Geist, dessen Gestalt dem unheimlichen Gesetz ewigen Anwachsens, stetig drohender Vergrößerung unterworfen ist, der von Minute zu Minute wilderen Schreden verbreitet und die in seinem Banne sind erschüttert. — — —

Wortlos sahen wir — selbst noch in der Sonne sitzend — das Angeheuer am Hang

emporkriechen. Mit ihm schien sein Urbild zu wachsen. Immer steiler schossen die Strahlenbündel über seine Krone in die Luft hinauf. Der Berg wuchs! Sein Schatten wuchs! Die Sonne aber stand still und stach gleichend durch die Muntanellafurche herein in das vor und hinter uns schon düstere Tal. Im Goldglanz liegt der herrliche Piz das Meschi jenseits des Engadin, das man draußen als große grüne Tiefe ahnt. Der dämonische Berg aber und sein unheimliches Ebenbild wächst noch immer in die blaue Unendlichkeit hinauf. Seine Nordwand fängt Abendlicht und steigt mit ihm in die goldflimmernden Lüfte. Ich richte mein Glas hinauf und muß es geblendet wieder sinken lassen, um desto erschrodener vor dem Riesen zusammenzukriechen.

Auf einmal bohrt sich der aufsteigende wildgesägte Felsgrat in die Sonne und zerbricht die Strahlenbündel und fort sind sie; und wir erschauern ob dieser rohen Tat. Mit einem Schlag kreischen die Bäche auf und grollen lauter um die Insel. Aber unentwegt steigt der Kolos am Gewände empor. Da! Jetzt greift er sogar nach dem Himmel! Grau, schemenhaft steigt der Schattendämon in die Lüfte und drängt die Strahlen in die Nacht hinauf: Starr steht der Riese und — der Tag ist tot.

In der Hütte aber war das Leben, denn ein rotflammendes Feuer sprang dort mit den Schatten beweglicher Menschen um die Wette, der schlanke braune Hirte saß auf der Bank vor Blut und Flammen. Seine Augen funkeln, seine Zähne funkeln, seine goldenen Ohrenplättchen funkeln, der ganze Kerl war lauter Blut und Leben und dabei voll Einfalt und Güte. Ein kleiner Bub schwächte auf uns ein und brachte alle paar Minuten ein anderes Geschenk an Milch, Butter oder Käse. Aber eine Weile und wir saßen um den rohen Tisch und mußten erzählen, von Deutschland und vom großen Krieg und vom Schlachtenlärm, und was man in so vier Kampffahren geschaut und erlebt hat. — Wir waren wie daheim, tochten und brieten. Jeder half und bot sein Geschid auf, so daß wir fast verlegen wurden, ob soviel Freundlichkeit, waren wir doch so selbständig, als es so zwei alte eingefleischte Alleingänger nur sein konnten; hatten wir doch außer dem prallen Tabaksbeutel nichts als Entgelt.

Als Nachtzeit war, baute der Obersenn aus allen verfügbaren Decken eine Art riesigen Schlaffack für uns alle, und da krochen wir nebeneinander hinein. Im Mauerwinkel verglomm die rote Blut und wich der Finsternis. Durch das halbhohe Dach fielen kalte Ströme harter Verglufst und mit ihnen das orgelnde Gebrause der eisigen Bäche herein.

Zwischenspiel.

In seinem Glanze selbst sich spiegelnd flog der andere Tag herauf. Hätte nicht die Müdigkeit der Gepädmärsche vergangener Tage unsere Glieder wie mit Blei beladen — keine Macht hätte uns ins Tal gebannt, keine Gewalt vom Sturm gegen die finsterste Flanke des Kolosses zurückgehalten, so schön, so wunderschön es sich auch auf der wasserumrauschten Insel träumen ließ. — Fast nadend lagen wir am Gletscherbach zwischen den Blöden und schickten unsere Augen wieder und wieder zu ihm empor, bis die Blicke verwirrt und geblendet an der Wandflucht niederglitten, bis die trunkenen Augen sich müde schlossen und urplötzlich wieder das Wildwasserrauschen tosend das Ohr überfiel.

Und schon rissen die eisgeborenen Fluten auf eisigen Wellen die Gedanken mit fort, hinab ins Land Engadin. Mit Wasserschnelle schaukeln sie den Inn hinunter, hurtig hüpfend, Woge auf und Woge ab. O wellendes Schaukelspiel, wohlthiges Fliegen — es wandern die Ufer — ein Schloß ragt: Tarasp — eine Enge durchrauschen wir, grollend und schäumend: das ist Finsternis — und schaukeln dann träumend hinein nach Tirol — immer rascher die Wogen — Innsbruck, der Iselberg — Ruffstein und Passau, die Donau — Wienerstadt — Wienerwald — Ungarland — jagende Reiter am ebenen Ufer, buntschichtige Tracht — und endlich ein Meer — ein Meer, so tief

und so blau! Und drüber her Kaukas, der gepanzerte Riese, im blauenden Meerengewog
silbrig sich spiegelnd und — — —

Urpöblich knatternde Steine reißen aus Träumen mich — Wellenlied verstummt
ganz barsch — Augen aufgerissen — — —

Steinschlag raucht an himmelhoher Wand, die ihm gehört, dem Berg der Träume,
— dem Linard! — — —

Welch ein Berg! Welch eine Herrschaft er ausübt auf dieses Tal! Welch ein
Despot er ist! Das haben alle empfunden, die in dieses weltferne seltsame Tal kamen.
Einer schreibt: „Aber am mächtigsten wird der Wanderer durch den wunderbaren
Anblick des Piz Linard ergriffen... Ich kenne keine Bergansicht, bei der die Linien
des Berges so steil und hoch in einer Flucht sich erheben und bei welcher der Berg
selbst in so schöner Regelmäßigkeit und freistehend sich darbietet, wie die Ansicht des
Piz Linard von der Val Lavinuoz aus.“

Wahrlich, wer ihn nicht von dort sah, der kennt ihn nicht! Und das Seltsame ist,
daß er von Norden wieder ein anderes mächtiges, durch seine düstere Schwärze un-
heimliches Bild gewährt und daß er von Süden, vom Engadin aus mit seiner im edel-
sten Gleichmaß emporgeworfenen Spitze sofort als der weitaus höchste Gipfel, nein
als der höchste Berg überhaupt in unendlich scheinender Höhe und Ferne steht und
leuchtet — früh im ersten Licht, spät im letzten Schein... Wie eine Himmelsburg.

Wen wundert's, daß er früher als alle die vielen oft wirklich viel höheren Gipfel in
weitem Umkreis, den Menschen seiner Täler mit dämonischem Zwang ins bergscheue,
fürchtame, abergläubische Herz griff? So zwingend, daß sie schon vor viel hundert
Jahren Dinge aus seinem Leben, wie Geheimnisse aus der bösen Vergangenheit eines
seltsamen Menschen einander zuflüsterten oder in Abendstunden erzählten — mit jenem
geheimnisvollen Gebaren, das dem Reiz am Unheimlichen entspringt. Ihr Herz-
innerstes erschauerte bei dem Getuschel der Alten, indes ihr Zudel sich behaglich an
den beruhigend brummenden Ofen schmiegte. Zusammengekuschelt wie die jungen
Schwalben auf dem Draht — das Weibermittel gegen 's Gruseln — hockten die Mäd-
chen auf der Bank im Winkel. Und ein Alter begann und versicherte, daß schon sein
Ahne davon wußte — bei seiner Seele! — und wer weiß, ob er's nicht in einer guten
Stunde selbst erfand, was er berichtete — von den vergeblichen Versuchen kühner Män-
ner, diesen allerhöchsten Berg zu ersteigen. Von den Mühen und Gefahren, die der
tapfere Chouard zu bestehen hatte, als er, mutiger als alle, truzig aufstieg — mutter-
seelenallein! Von dem goldenen Kreuz, das er droben aufgerichtet habe und von der
unendlichen Schau, die er gehabt bis schier an der Welt Ende. Nach ihm heiße er Piz
Chünard — der Berg des Chouard. Viele nach ihm bestürmten den kreuzgeschmückten
Gipfel — umsonst. Und als endlich nach langer Zeit jede Gamsjäger zum Ziel kamen,
da war kein Kreuz mehr droben. Wer weiß, welcher Sturm es auf und davon trug —
himmelwärts... .

Ja ja — mancherlei seltsame Geschichten sind von dir berichtet, großer Berg, sind
wie ein leuchtend Kränzlein um dich gewunden, um deinen hohen harten Fels und Stein.

Es ist seltsam, daß sich die Großzahl der Bergsteiger gar nicht um die *G e s c h i c h t e*
der Berge kümmert; — ja, man kann sagen, es gibt überhaupt nur ganz wenige Berg-
freunde, die den seltsamen Reiz gekostet haben, der gerade in der alpinen Lebensge-
schichte vieler Berge zu finden ist. Ein wirklicher, kaum zu übertreffender Meister auf
diesem Gebiet war der alte Studer, dessen großartiges Werk „Über Eis und Schnee“,
die Lebensgeschichte der großen Schweizer Berge in kraftvollen Strichen zeichnet.

In der Geschichte der großen Ostalpenberge steht nun der Piz Linard mit an der
Spitze. Eine genaue Prüfung und ein Vergleich der ältesten Überlieferungen über
Ostalpengipfel — wozu mir die Kenntnisse und Unterlagen leider mangeln — ließe
ihn vielleicht an die Spitze der „alpin-historischen Berge“ treten, berichtet doch der be-

kannte Länderkundige und Geschichtsschreiber Campell bereits im Jahre 1572 in seiner „Raetiae alpestris topographica descriptio“ also:

„Die Thal Salgains hat in ihrem Hintergrund ungeheuerere Schneemassen, die seit Anbeginn der Welt, wie man glaubt, sich angehäuft und zu ewigem Eis verhärtet haben, auch von unergründlicher Tiefe sind.

Obwohl das Gebirge, das zwischen dem Ursprunge der Lanquart und dem Salgainsbach liegt, ziemlich niedrig ist, so erhebt es sich doch hinter jenen Eismassen zu solcher Höhe, daß sein oberster Gipfel immer von Schnee schimmert, in den er auch den ganzen Sommer über gehüllt zu sein scheint. Daher wird er von den umwohnenden Engadiner gewöhnlich für den höchsten unter den Bergen gehalten, und Meta¹⁾ hat nicht bloß von ungefähr zu behaupten gewagt, der Rhätikon sei mit dem Taurus das höchste Gebirge. Die Leute im Engadin halten es für ganz sicher, daß seit dem fabelhaften Altertum bis auf ihre Zeit noch gar niemand gewagt habe, emporzusteigen bis zur Höhe des Berges, den man gewöhnlich Piz Chünard, das ist der Gipfel des Chuonard, nenne, — mit einer Ausnahme, eben jenem Chuonard, der allein mit einem goldenen Kreuz, das er mitnahm, unter großen Mühen den Gipfel erreichte. Er befestigte das Kreuz und ließ es zurück. Keine anderen Männer haben später den Gipfel erreichen können, obwohl sie es versuchten und das Kreuz herunterzuholen trachteten. Ich selbst habe Jäger besichtigt und versichern hören, daß sie bei der Jagd auf Wild, besonders auf Gemsen, hinaufgekommen seien, allerdings mit großer Mühe wegen der Rauheit der Steilhänge und der schrecklichen Höhe, daß sie aber kein Kreuz oder dergleichen vorgefunden haben. Sie hätten nicht bloß die jenseitigen Gebiete, nämlich das ganze Engadin usw., sondern die diesseitigen Gegenden, die zu Rätien gehören, auf weite Ferne hin sehen können. Selbst der Lakus Benensis²⁾ oder richtiger gesagt Rivarius, werde ohne Zweifel von dort aus erkannt, da keine Berge dazwischen liegen, die die Aussicht hemmen könnten; immerhin scheint mir das wunderbar zu sein. Daraus kann man leicht schließen, wie bedeutend die Höhe sein muß. Der Teil des Berges, der gegen das Gebiet von Lavin im Engadin zu liegt, wird von den Einwohnern Lavins auf rätsisch ‚Olymps‘ gannet, d. h. Olympus, ohne Zweifel wegen der unglaublichen Höhe, darin er dem Olymp, dem berühmten Berge Griechenlands, gleichkommt, der ja auch öfters von den Dichtern im Sinne des Wortes ‚Himmel‘ gebraucht wird.“

Soweit Campells spannender Bericht, der uns zeigt, wie sehr schon damals — im 16. Jahrhundert! — die Engadiner im Banne des Berges standen und — ohne Zweifel auch schon Besteigungen ausgeführt hatten.

Wer den Berg kennt, den wundert dies nicht sonderlich, hat doch die Südwand einige so große „Schwächen“, daß man bei geschickter Wegführung und günstigen Verhältnissen keine Hand anzulegen braucht, was Purtscheller, der gewiß nie übertrieb, gegenüber A. Ludwig zu dem Ausdruck trieb, „er mache sich anheißig, eine Herde Schafe von Glims auf den Gipfel des Linard zu treiben!“

Gleich mir kam denn auch A. Ludwig zu dem Schluß, „daß der Piz Linard schon im 16. Jahrhundert bestiegen worden ist. Erstens macht der Geschichtsschreiber Campell seine Angaben mit aller Bestimmtheit; zweitens spricht dafür die richtige Beobachtung, daß die Gegend des Wallensees vom Linard aus sichtbar sei, und drittens endlich mußten die Laviner Jäger geradezu mit Blindheit geschlagen gewesen sein, wenn sie diese Route nicht entdeckt hätten“.

Nun hören wir noch einen zweiten Bericht aus „dem neuen Sammler“, der 1804/5 in Chur erschien und wo der als rätsischer Geograph und Geschichtsschreiber ebenfalls wohlbekannte Bündner Pfarrer Luzius Pööl in seinem „Fragment zur

¹⁾ Ein römischer Schriftsteller und Geograph. ²⁾ Der Wallensee.

Beschreibung des Unterengadins“ wie folgt schrieb: „Eine der höchsten Bergspitzen auf der Südseite ist der Piz Pisoc ob dem Schlosse Tarasp. Ihn übertrifft noch an Höhe der Piz Linard auf der Nordseite ob Lavin. Wenn man auf den Spitzen der umliegenden hohen Berge steht, so findet man sich erst an seinem Fuß. Er hat eine kegelförmige Gestalt; und steht zwischen Engadin und Fernela (Brainella) und den Tobeln Lavinouls und Sagliaints. Man sieht ihn von den Ebenen Schwabens aus, und kennt ihn als einen Wetterhahn unter seinem Namen. Heutzutage ist er vermutlich nicht mehr zu ersteigen, wenigstens wagen es die verwegensien Jäger nicht, die Genssen, die hier in Menge sind, auf diesen erhabenen Zufluchtsort zu verfolgen; aber im Anfang des verfloffenen Jahrhunderts erstieg ihn ein Geistlicher von Lavin, namens Jon Klos Zodrell. Die Gefahren dieser Reise waren groß, ein Adler besonders, der an den gefährlichsten Stellen ihn mit dem Flügel niederzuschlagen suchte, machte ihm viel zu schaffen. Zu oberst fand er ein paar Fuchseisen, er nahm sie und ließ die seinen dafür zurüd.“

Dieser Pfarrer Leonhard oder Lienhard Zadrell, wie er in anderen Berichten geschrieben wird, ist also nächst den Genssjägern Campells — die sagenhafte Gestalt des Chuonard kann nicht gerechnet werden — der zweite Besteiger. Studer verweist zwar auch diese Besteigung ins Reich der Legende, was man bei der arg abenteuerlichen Ausschmückung des Berichtes — Zweikampf mit einem Adler und Eintauschen der Steigeisen — zunächst rechtfertigen könnte. Aber dieser Pfarrer scheint doch eine „alpine Größe“ seiner Zeit gewesen zu sein, hat doch auch die Fuorkla Zadrell — auch Vernelapaz genannt — von ihm den Namen. Er soll nämlich an ein und demselben Tage in Lavin u n d Klosters gepredigt haben und dabei eben diese nach ihm benannte Fuorkla zum Übergang — wohl mindestens 7—8 Stunden! — benötigt haben.

Hier wie bei der Linardbesteigung hat — so glaube ich — das Volk um die ledere Art und forsche Gestalt eines beliebten Sonderlings allerlei sagenhaftes Zeug gesponnen, dem aber ein geschichtlicher Kern innewohnt, denn es scheint doch, daß man nicht nur die Fuorkla sondern auch den Berg nach ihm, dem Lienhard, Piz Linard benannte!? Oder woher sollte das „Linard“ sonst kommen?

Nach Campell hieß der Berg also früher „Piz Chünard“, ein Wort, dem ein sagenhafter Personennamen zugrunde liegen soll.

Was Campell von dem Namen „Gymps“ schreibt, entspringt natürlich einem höchst einfach zu klärenden Irrtum: aus dem heute noch als Glims gebrauchten Worte „Glymps“ jener Zeit hat Campell ein „Lgymps“ (Hör- oder Schreibfehler) und daraus einen Olymp gemacht, — höchst ehrenvoll und schmeichelhaft für den Silvertafelkönig, aber halt nur ein köstlicher Unsinn!

Dr. Walder endlich erwähnt 1898 noch, „daß bis vor kurzem der Berg in Klosters und in Prättigau überhaupt, L a v i n e r h o r n, im Engadin dagegen, Piz da Glims, genannt wurde“.

Die Bezeichnung des Berges nach dem Glimser Tälchen ist also offenbar recht alt. Sie wurde dann endgültig durch den heute überall und allgemein gebrauchten „Piz Linard“ verdrängt.

Die Geschichte des Namens ist ein klein wenig erhellt, die der Besteigungen aber noch arg im Dunkel. Läßt man auch die Jäger Campells und den tapferen Zadrell aus dem Spiel, so gelangt man, nach Studer, über einige vergebliche Ersteigungsversuche im Anfang der Dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts, zu der ersten verbürgten Besteigung durch Professor Oswald Heer im Jahre 1835.

Dieser Schweizer Gelehrte tat sich mit dem Führer Joh. Maduz zusammen und erklimmte mit ihm am 31. Juli den Berg, wohl vom Westen her. Er wollte vor allem sehen, wie hoch und in welchen Arten die Alpenpflanzen wohl an seinem Fels emporsteigen. Er hat dies alles vortrefflich beschrieben und einen recht wertvollen Beitrag

zur alpinen Botanik damit geliefert. Man hat nämlich seither die Flora dort droben noch mehrmals beobachtet und ein Vordringen der bunten Pioniere gegen den Gipfel hin erkannt.

Wie immer damals glaubte man ihnen nicht, daß sie auf der höchsten Spitze gewesen seien, bis dann das klugerweise errichtete Steinmännchen, das auch von Lavin sichtbar war, die Zweifler überzeugte.

Erst 1848 folgte ein Zweiter, der Regierungsrat Steiner aus Lavin, der mit einigen Gensjägern durch die Val Glims anstieg und jedenfalls den Südanstieg, den Glimserweg, eröffnete.

Dann — wieder mehr als 10 Jahre später, taucht der trefflichste „Birgsmann“ damaliger Zeit, der tapfere Weilenmann auf. Nach einer gar geheimnisvoll geschilderten Nacht bei einem Köhler im Walde ob Lavin, bricht er mit dem spät nachts eingetroffenen Führer, einem üblen Betrüger, in die Val Glims auf und läßt sich von dem Heuchler verleiten, an zwei ihm gutbündenden Anstiegen vorbei, in die Westflanke zu queren. Dann wird's ihm zu dumm. Trotz Neuschnee und Vereisung packt er den Südwestgrat an und bezwingt ihn, — allein! Der famose „Führer“ blieb nämlich unten sitzen. In seiner wirklich unübertrefflichen Weise schildert er dann die unermessliche Schau und wie er mit denen, die ihn von Lavin aus beobachteten — man wußte dort von seinem Unternehmen —, durch Fucherschwenken sich verständigte und schließlich wieder mit allerlei Fährnissen über den Grat und durch die ihn südlich begleitende Schneerinne zu Tal stieg.

Im Jahr 1865 erhob bekanntlich der Schweizer Alpenklub das Silvrettagebirge zum „Exkursionsgebiet“ und brachte so der Silvretta die gebührende Achtung. Auch der Piz Linard erhielt jetzt regeren Besuch, so am 19. Juli 1868 durch Hoffmann-Wurthardt und den 60 Jahre alten Landamman Brogi, zwei bekannte Bündner Bergsteiger, die mit den Führern Jann und Zegen die Südwand erklimmen und die erste genaue Schilderung davon geben. Sie beobachteten, vom Gipfel aus, in der Ostwand ein Gensrudel von 46 Stück. Auch den Großglockner wollen sie gesehen haben (?).

Im Jahre 1869 fand der Zürcher Köhler mit Jann und Zegen einen neuen Zugang zum Glimserweg (Südwand), indem er von der Val Lavinuoz aus über die Ausläufer des Südostgrates (Sah auta) in die oberste Val Glims hinüberstieg und dann die Südwand in Angriff nahm. Da und dort — so in der „Chronik der Silvrettahütte“ — ist diese Tur falsch als Neuanstieg von Norden aufgeführt, im neuen Studer ist dieser Irrtum aber richtiggestellt.

Ende der sechziger oder Anfang der siebziger Jahre fand der treffliche Jann mit zwei Zürcher Herren im Abstieg den heute üblichen Westwandweg und eröffnete damit den Zugang von Vereina her.

Das Gegenstück, die riesige Ostwand, fand alsdann ihren Bezwinger, denn bei Weilenmann lesen wir:

„Auf einem Wege, den wohl die wenigsten Linardbesteiger wagen dürften, durch den nordostwärts sich abtendenden Felsentobel über schuttbedeckte Abhänge und Lawinenzüge ist Gensjäger Planta aus Süs vom Gipfel gerade auf die Marangunhütte abgestiegen.“

Wann dies war und woher er diese Meldung hat, gibt Weilenmann leider nicht an. Jedenfalls bleibt nach diesem Bericht kein Zweifel, daß Planta seinen Weg durch die große Lawinenrinne der Ostwand, nahe dem Nordostgrat nahm.

Dagegen wissen wir genau, daß die Engländer C. Taylor und R. Pendlebury mit den Brüdern Spechtenhauser am 15. Juli 1878 über die ganze Wand hinabstiegen.

Die Besteigungen mehrten sich und der Name Linard erhält einen guten Klang, vor allem als ganz besonders schöner Ausichtsberg. Die besten der alpinen Zeitgenossen besuchen seine hohe Warte. Die unzertrennlichen Brüder Ffigmondy bestürmen ihn

führerlos auf neuem Wege über den Südpfeiler, der sich von der Glimserlücke zum obersten Südwestgrat emporschwingt und selbst einem Emil Zsigmondy recht zu schaffen macht.

A. Wegmann und J. Fahrner machen 1897 unfreiwillig einen neuen Anstieg, indem sie im Nebel durch die rechte (südliche) Gabel der großen Westwandrinne auf den Südwestgrat emporkommen.

Der große Purtscheller durchstieg allein im selben Jahre die gleiche Wand auf ebenfalls fast durchaus neuem Wege durch die nördlichste der Westwandrinnen und die Wände darüber.

Wir nähern uns der Jahrhundertwende und damit der Zeit, da junge Bergsteiger mit immer federem Wagemut an die Erstürmung schwerer Grate und Wände sich machten und auch dem „unbestrittenen Herrscher des Unterengadins“ hart auf den Leib rückten.

R. Helbling und H. Litscher eröffnen den Kampf, paden den steilgestürzten Nordwestgrat an und überwinden ihn stracks über alle Türme am 6. Oktober 1898.

Gleich das folgende Jahr 1899 brachte die Bezwinger des Nordostgrates, denn im Führerbuch des alten Christian Guler steht:

„1899 August 4. Von Lavin nach Alp Marangun und von da neuer Aufstieg auf den Linnard, direkt über den Nordostgrat; Abstieg nach Vereinhütte.

Bez. A. Kuenzle-Engler.“

Auch der letzte der vier Grate, der Südostgrat brauchte nicht mehr lange zu warten, berichtete mir doch Viktor Sohn, der am 14. August 1905 mit R. Huber die zweite Begehung des Grates durchführte, daß der Führer Viger aus Zernez ihnen — als sie die Besteigung planend vor der Linnardhütte standen — erzählt habe, wie er einige Jahre zuvor den Grat mit einem Engländer überklettert habe.

Das ist die Geschichte des Linnard. Alle Grate und Wände waren erobert — nur die Nordwand harrete noch, zu der wir — den lieben langen Tag im Grase liegend, von den Wassern umrauscht — wieder und wieder hinauffschauten. — — —

Wie gekommen, im allerschönsten Glanze, ging der Tag.

Und wieder stand der Riese groß,
Und wieder wuchs der Schattendämon teuflisch in die hohe Nacht,
Und wieder schrien laut die Bäche, als der stille Tag verstarb, —
Und bange Fragen in uns lief.

Der große Tag.

Noch hatte die Nacht Gewalt über das Tal, da ich mich erhob und hinausstrat. Brausend fiel das Bachgetöse mich an. Es war mir ein rollendes Schlachtlied.

Der Berg stand groß. Aus nächtlicher Tiefe glühten verhalten die Gletscher hervor. Stern war bei Stern und alles war gut.

Da entfachte ich eiligst zwei Feuer, eines in mir und eines am Herd, und wärmte mir Herz dran und Hände. Und weckte den Freund damit. —

Auf einmal stand er groß und breit am Feuer neben mir und hatte ein stilles Fröhlichkeitslachen im Anlitze und ein Latengefunkel im Auge.

Aber eine Weile und wir gingen in die Nacht hinaus. Die Laterne schaukelte und fladerte, zauberte schwarze tanzende Gesellen um uns her, glühten auf dem Bachgewässer und kroch im Gewände hoch, dem Pfad nach, der zur Furkla Zadrill leitet. Er spitzt mit scharfen langen Schwadts wie ein großer Blitz erst ins Linnardgehänge hinein nach Süden und dann nordwestwärts wieder — seinem Ziele zu. Darob kommt schnell der Tag. Sein Licht verlöscht die schwache Flamme in meiner Hand und ent-

zündet die Höhen. Noch stieg der Pfad an der grafigen Rippe empor, die breitgestuft vom Piz Saglains nach Osten niedersteigt. Als er nördlich von ihr wich, verlor er unsere Achtung und pfadlos stapften wir ansezt das steile Muntanellastal hinan.

Bleich stand der Berg. Noch war es nur des Lichtes Widerschein, der ihn hellte. Doch düsterer noch stand das andere Gebirge, ganz ohne Leben — geistergrau.

Und weiter stiegen wir zu Berg. Selten fiel ein Wort. Nur abwechselnd schauten wir auf zum Ziel: Kalt stand der Berg und nächtlich bleich. — Und kälter noch das ganze Gebirge ...

Jetzt!

Ein Funke zündet seine Krone und sein Haupt — es brennt!

Die Feuerpfeile zuden um ihn her und dicht am Grat vorbeist ins nördliche Gewand: Scharf rotgelantet tritt der Nordwandpfeiler aus dem Rumpf. Nordost-, Nordwest-Grat springen vor ... und schon ist die schwarze Wand im Schattenland aufs neu versunken. Nur die höchste Pfeilerstiege glühte nach. — — —

Wir schreiten stramm bergan, dem Muntanellaseise zu. Ein alter Moränenkamm kündigt größere Zeiten von einst. Jetzt kämpfen auf seinem ewig gleitenden rieselnden Rücken spärliche Gräslein, winzige Blütlein um Nahrung und Stand — ein Bild, das mich stets mächtig ergreift: Eine Moräne oder eine große Geröllbahn — diese ewig ruhelosen, stetig vorwärts malmenden Zeugen der sterbenden Berge, der Vergänglichkeit sind ungewollt, ja unwillig die Träger des Lebens, der unentwegten, tapferen, grünen, vielbunten Pioniere: Leben wider grauen Tod. Und wie sie kämpfen! So oft sie zermalmt werden vom rollenden Stein, so oft sie mit dem rutschenden Grund niedergleiten in Sekunden — so oft steigen sie in jahrelangem Aufstieg wieder empor!

Unter einer Felsenstufe endet der Kamm, und wir sind gezwungen, unseren Weg bald über die steile eisige Stirne des jetzt nahen Gletschers, bald neben ihm im Fels zu suchen. Das Eis ist glatt, der Fels ist glatt und wie die Seilkänzer huschen, rutschen, stemmen und klimmen wir auf seinen reichgeklüfteten blanken Rücken hinauf. Hier besinnen wir uns ein wenig — in der Sonne stehend — und schauen auf und — schreden fast zurück vor ihr, — der Wand: In ganzer, dunkel bedrückender Größe schiebt sie jenseits des Eises auf. Nichts mehr an ihr ist verborgen.

Alles um uns her ist wie versunken — Blumen — Himmel — Erde — alles. Nur dies düster im Schatten wohnende Angeheuer ist da und packt uns. Alles ist offenbar: Die zwei großen Eisrinnen, die reichverzweigt sie ganz durchreißen und, den Pfeiler zwischen sich lassend, in drei Teile zersuchen, sind mitsamt ihrer Nachbarschaft die rechten Höllenspfade; nicht bloß im Winter und Frühjahr, wie die riesigen Lawinberge an ihrem Fuß beweisen, nein auch jetzt, denn die weißen Berge sind mit Stein Schlag grau überschüttet, ja solange wir hinaufschauen knatterts, schießt aus den Eisbahnen hervor wie mit Pulverdampf getrieben und springt in großen Sähen die Halde herab. So groß sind die Lawinentegel, daß sie unter der Wand- und Pfeilermitte fast zusammenstoßen!

Alles war offenbar: Es gab nur einen Weg durch die Wand, — über den Pfeiler! Der Weg war allerdings ideal, denn er führte fast in der Fallinie zum höchsten Punkt.

Unsere Blicke musterten jetzt einzig den Pfeiler, unsere Gedanken beschäftigten sich nur mit dem „Wie kommen wir da hinauf?“ Der Pfeiler wächst nämlich mit einer breiten und glatten, in sich meist senkrechten Wand aus dem Eise hervor. Nach oben links hin spitzt sich diese „graue Pfeilerwand“ zu und aus dieser Spitze stößt der eigentliche Pfeiler strads empor. Die graue Wand war mitten von einem Kaminriß durchzogen. Er mußte uns helfen, die steile Glätte zu meistern.

Über diesen trockenen, aber für uns sehr bedeutsamen „technischen“ Betrachtungen,

die wir aufs höchste gespannt miteinander durchsprachen, waren wir langsam — die Sonne beschien uns so wohlig — quer über das Geklüft vorgeedrungen.

Immer steiler und unheimlicher entstieg die Wand dem Eise. Seltsam, sonst verliert eine Wand im Näherkommen. Diese hier gewann! Zweifellos! Wir schauten uns sorgenvoll an und schritten doch weiter, wie im Trog.

Der strenge Ernst der heißen Tätigkeit begann. Hier und da prasselten Steine und sprangen bis fast zu uns her, die wir jetzt zwischen den Lawinenbergen durch im Schatten der Wand der Klüft zustrebten, die — halb Randklüft, halb Bergschlund — ein Stück über dem Gletscherboden klaste. Auf einer steilen Brücke überlisteten wir sie mit einigen Stufen und standen am Fels gerade am Beginn des schwarzen Risses.

Wohlan!

Ohne viel Umstände schlüpfte ich hinein und zwängte mich ein paar Meter hinaus. Er war aalglatt in seinen einzelnen Teilen, der deutliche Weg ungezählter großer und kleiner Fälle von Wasser, Schnee und Steinen, — seit Jahr und Tag. Das war nichts für meine Nagelschuhe. So schob ich mich denn links hinaus in die Wand und — erlebte gleich neue Wunder, denn so schlechtes, moosiges, oft schmierig-glitschiges Gestein mit solcher Ausgesetztheit verbunden, das hatte ich im Urgestein noch nicht erlebt.

Der Freund folgte inzwischen im Riß, solange ich — unter Aufbietung meiner ganzen Kletterkunst — auf einem schmalen moosigen überhängten Bändchen so weit hinausgeschlichen war, daß der Aufstieg auf eine drüberliegende Rampe möglich wurde. Dort schleifte ich zurück bis über den Freund und warf ihm das Seil zu, denn obwohl wir beide den Strid nicht gerne anlegten, so hätten wir doch hier, wo tatsächlich kein gescheiter Griff sich bot, uns Vorwürfe machen müssen, wenn . . .

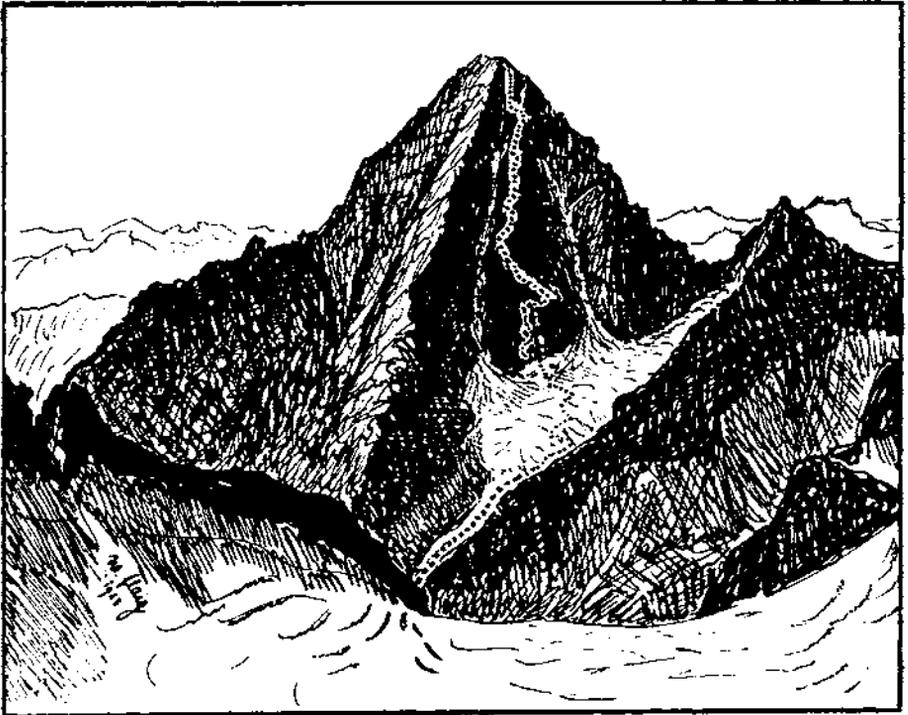
Als er bei mir stand, gingen wir neben der rinnenartigen Fortsetzung des Risses über die steile Rampe empor — immer in ganz haltlosem Fels. Über der Rampe richtet sich der Riß in der wieder senkrechten Wand stramm auf, war aber ganz unbrauchbar und zwang uns zu einer zweiten Schleife in die linke Wand. Diese Steilstufe forderte zwei Seillängen über ganz senkrechte, über alles Maß schlechte Teilstücke. Die ernste Arbeit zwang uns zu höchster Aufmerksamkeit. Wir hörten kaum die Steine, die dann und wann warnend pfffen. Ein ganz schmales kurzes Gefirnse vereinigte uns am Oberende des Risses, aber nicht — wie wir erst gehofft — am Oberende der „grauen Pfeilerwand“. Die wuchs links und über uns unangreifbar heraus und zwang uns, den Weiterweg jenseits, d. h. westlich des Risses zu suchen. Dort lag eine schräge glatte Platte. Ich spreizte über das Rißende zu ihr hinüber, legte den Körper mählich auf sie und kroch unter einem Überhang hinaus an die Oberkante der Wand. Diese Kante ist ein steiles Band, das, auf der Bergseite zur Rinne vertieft und eisgefüllt, links empor zur unteren Pfeilerspitze und rechts hinab zur westlichen Eiserinne zieht.

Weidle folgte und wir beschritten, oft gar nicht leicht, das Band, bald am gratartigen äußeren Rande, dann wieder in seiner inneren rinnenartigen Vertiefung.

Das letzte Stück zur Pfeilerkante hinaus ist eine Stellstufe, die sich wieder durch schlechten Fels auszeichnet. Als ich die Stufe beinahe überwunden hatte und schon freudig die Sonne, die über die Pfeilerkante streifte, auf der Stirne spürte, da brach ein großer Block — er hatte erst dem Freund emporgeholfen und dann allen Mittelversuchen standgehalten — gerade vor meiner Brust aus. Zwei Griffe links und rechts ergreifen, die Beine von der Wand abstoßen und weit zurückschleudern war eins. Und schon polterte er unter mir durch — der Sackementer! — und krachte stinkend und pfeifend in die Wand hinaus. Mein rechtes Knie hatte er aber doch noch geprellt und das stach schon höllisch. Aber auf dem kleinen sonnenwarmen Schuttbalken, den ich gleich darauf mit dem Freunde betrete, ist das kleine Intermezzo schnell vergessen.

denn jetzt sind wir über das Allerschlimmste hinweg. Wohl steigen noch drei Viertel der Wand über uns auf, wohl ist in dem Pfeller ein Stück über uns, noch eine „Schwarze Wand“ und ganz droben ein offenbar schweres Schlussstück, aber die schlimmste Gefahr, der Steinschlag ist hier auf ein weit kleineres Maß herabgedrückt.

Es ist 9 Uhr. Beinahe 3 Stunden hat die „graue Wand“ gekostet. Wir knappern ein wenig, bauen ein kunstvolles Steinmännlein mit einem dicken hohlen Bauch, deßenthalber es an die Wand gelehnt wird zum besseren Halt. In den Hohlbauch stopfen wir die Zwetschgenschachtel, die wir leergefuttert und mit einem kurzen Vermerk versehen hatten.



Piz Linard von der Fuorela del Confin aus. Nach der Natur gezeichnet von W. Flaig
..... Anstiegroute zum Piz Linard

Waren wir bisher ganz im Bann des abweisend kalten, eijigen, gefahrdrohenden Widerstandes der Wand, im Bann der entscheidenden Frage „Kommen wir durch?!“ gestanden, so fiel jetzt diese Not von uns ab wie ein schwerer Panzer und unsere eng gefesselten Gedanken und Blicke flogen von unserem Adlerhorst frei hinaus, sahen und erkannten erstaunt, daß noch andere Berge, andere Gletscher, andere Weiten waren, als der Gletscher unter, der Berg über uns, der Himmel über ihm. Wir sahen die Cudera und die blauen Eisfälle von Tiatsha, durch die wir uns klopfenden Herzens hindurchgetastet hatten, alle Augenblicke verharrend und hinauffschauend, hinaufschauend zu der schwarzen Wand, in der wir jetzt mitten drin klebten — gefangen und doch so wunderbar frei wie die Vögel am Himmel.

Wir sahen mit Staunen die Prachtsgestalten, Torwache, Verstantlahorn, Schwarzkopf und setzten sie auf die Liste ganz zu oberst.

Aber so schön wie von Norden sind sie nicht, ein Satz, der restlos für alle Silvrettaberge gilt, denn die Eisbänder und Rinnen, die Firnsfelder und Hängegletscher — alles fehlt und eintöniges Gefels herrscht. Und — möcht ich sagen — gerade die „einzig ideale Mischung“ von Firn und Fels geben der Silvretta ein Gepräge höchster Eigenart. Man betrachte nur die Lignergruppe von Nordwesten! Die Plattenhörner von Norden! Den Augsteinberg von Nordosten!

Und das Eis, hel, das Eis, das ist halt doch ein besonderer Stoff! Es gilt zwar als höchst unflug, zu sagen, wer nur im Fels gehe, der sei kein rechter „Birgsmann“, weil's der G e i s t mache, nicht der S t o f f. Ha, recht sollt ihr haben! — Aber ist nicht Marmor edler als Gips?

Wir sahen aber nicht nur das schöne Eisgebirge, wir sahen auch schon einen grünen Zipfel unserer „Insel der Glücklichen“ im Val Lavinuz und grüßten jauchzend hinab. Um so schreckhafter stand jetzt, da wir nach einer guten Viertelstunde uns wieder zum Berge wandten, seine düstere Wand vor uns. Wohl war die hohe Sonne gütig und wärmte den Pfeiler, aber Leben war in dem düsternen, allenthalben eisgefesselten Gewände nirgends, es sei denn, man rechne die Geschosse zum Lebendigen, die in den Eiszinnen pünktlich pfeifen. Auf jeder kleinen Stufe lagen sie und sprachen, frisch weißgrau und hellrot gesplittert, das harte Wort: Gefahr! — hab Acht!

Wir eilten weiter, pirschten uns zur schwarzen Wand empor und überrumpelten sie flott. Wildgeborstene Bänke und Stufen, Erker und Nasen bauten sich immerzu übereinander auf. Alle mußten dran glauben. Immer höher schwebten wir an der Wand, so oft wir trunken rückschauten. Immer weiter flog der Blick. Als wir über 3000 Meter waren, stand plötzlich beim Anwenden der letzte Ligner mit den drei Seehörnern drüben. Das war ein Wiedersehen! Hatten wir doch vor 6 Tagen noch pläneschmiedend herübergeschaut! Und heute, jetzt, war die Tat, die halt doch der Kern unseres Tuns ist.

Es lebe die letzte, frischfröhliche Tat! —

Hie und da wurde der Pfeiler ganz scharf und die Ostrinne griff mit Eisfingern nah heran. Der Blick durch diese Rinne hinab war wie ein leises Wanken — ein wildes Spiel.

Auf einmal warf der Pfeiler eine spitze Nase auf und — war zu Ende: Wir standen vor der Schlußwand. Wie schon so manchmal unterwegs bauten wir auch hier ein Steinmal, dann musterten wir die Wand, die ein ganz eigentümliches Schlußstück darstellte:

Am ihrem oberen Rande, dem Nordwestgrat nahe, schwebt, hängt, klebt ein seltsames gelbrotes Gebäude, grad wie eine Kanzel an der Kirchenwand, nein — noch viel lustiger, vielleicht so, wie die kleinen lustigen Erkerlein, die man manchmal an ganz alten Häusern hoch droben an einer Ecke kleben sieht, mit einem spitzen Türmlein als Dach — grad so! Ein Stück links davon zieht ein schmaler Eisgang, der letzte Zweig der Ostrinne, herab und endet über einem Band, das von unserer Pfeilerspitze wagrecht links hinauswölbt. Ihm folgten wir, ein wenig zu weit zuerst, stiegen dann auf und langsam zurück gegen den Eisgang und endlich dicht neben ihm in steilem Fels empor.

Die Wand wird hier auf einmal eisenfest. Wir — des Seiles ledig — fühlten uns frei, ahnten den Gipfel. Denn das Himmelsblau war nahe! Griffen in festen scharfen Zügen ins Gefels, rüdten und stemmten uns auf und hoch. Plötzlich weicht rechts der Fels in die Tiefe: der Grat! durch!

Ein paar Schritte linkshin und wir stehen um die 12. Stunde auf dem Firn, turnen wie über ein Dach auf dem Gipfelgrat vor nach Süden, wo der dicke Steinmann hocht, wo wir höher sind als alle die Silvrettaherren, wo wir stehen und schnaufen und die braunen Fäuste, alle vier, verklammern — und Bergfreunde sind. Und das will was heißen.



Lichtbild von St. Foranet

Bruckmann aut. et impr.

Piz Linard vom Verstanklahorn
Blick nach Süden über den Schwarzkopf (Firnhäube) hinweg in die Nordwand des Piz Linard.
Rechts in der Ferne die Bernina

Es können Zwei jahrelang zusammen als Freunde gegolten haben — und waren es doch nicht, wenn's galt. Eine einzige scharfe Bergfahrt zusammen und der Entschluß wäre klar gelegen. Ja, unsere Bergsteigerei hält ungezählte Werte in sich verborgen.

Wir umschritten den Steinmann und sahen zwischen dem glanzvollen Leuchten der Bündner Firne — die Bernina trug die Krone! — und der schwindelnden Tieffchau nach unserem Obdach Marangun mit Schreden zwei Dinge: daß einmal auch auf diesem hohen Gipfel die Menschen nicht anders sind als im Tal, denn ihre Spuren waren vielseitig und wüst, und daß zum anderen der wüßbewölkte Himmel ein Wetter in sich trug, das mit aller Teufels Gewalt herausplazen wollte, wo immer es sei.

Aber vorerst forderten wir unser Recht und ruhten und schauten. Der Bann des ungewissen Schicksals löste sich, war schon drüben über der Wand zurückgeblieben. Es war fetsam: Immer neue großartige Fernbilde erfaßte ich. Es störte mich nicht, daß irgendeine der fernen Gruppen unter den blau herankriechenden Schatten der Wollenzüge dunkelte und dann plötzlich im Grau der Nebelraupen ertant. Im Gegenteil, dieser stille Kampf, der lautlos ohne Sturm sich vollzog, er begeisterte mich. Weh tat mir nur der verschmutzte Gipfel. Ob wohl eine Gipfelmaus da ist, dachte ich bei mir, die das Brot und die Käseheben verzehrt? Sie könnte fett werden wie ein Spedtschwein! Wir durchstöberten das Gipfelbuch, aber es enthielt nichts Absonderliches, es sei denn, man rechne die fröhliche Eintragung eines biden, mehrere Zentner schweren Herrn dazu, der sich barbarisch darüber freute, daß ihn sein Führer — o wie sauer verdient ist dein Lohn! — auch auf diesen Gipfel geschleppt hatte. — —

Vom Ortler zur Bernina war in der Ferne noch das reinste Blau und die Eisberge waren alle alle wie lauter goldene Burgen unter einer blauen Glasglobe. Wir aber saßen unter einem düsteren Gewölbe und schauten ganz verwundert in die blaue Globe hinein. In unwahrscheinlichen Tiefen grünte das Engadin.

Engadin! Welch ein Zauberwort für mich! Alle die farbenranken, so weiten, so klaren, so — halt so schönen Bilder Segantinis ziehen vorüber und ein unerklärlich geheimnisvolles Etwas ergreift mich und ich sehe die Seen funkeln im Geiste und irgendwo in der Ferne stehen die Firne, die eben so hell silbrig sind wie sie klingen — Bernina — Disgrazia! Eis — Eis — lauter Eis! lauter Blau und Weiß und Weiß und Blau! Kein störender Stein — nur lauter vom „besonderen Stoff“! Da! wie sie jetzt gerade wieder funkeln, gleißeln, glühen, glitzern! Es gibt kein Eisgebirg, das so geschlossen weißblau glüht wie du Bernina, Schönste!

Wir zwei, auf dem Gipfel, starren dies zauberhafte Gebilde an und sind in seinem Bann, so etwa, wie man es in den Indienbüchern von den kleinen Vögeln liest, die auf Baumzweigen sitzen und alle auf die lautlos heranringelnde Schlange starren und nicht fliehen können, und sind doch so leicht beschwingt! Grad so sind wir im Banne der Bernina. „Im Banne der Bernina!“ Wäre das nicht eine herrliche Überschrift über ein weißblau klingendes Lied von ihr!? Nach Tagen noch stand das Bild ganz klar vor uns, so wunderbar lodend, daß mir ein paar Tage später, als wir drunten auf der sonnigen Straße zwischen Lavin und Sius fröhlich dem Flüelä zumarschtierten, ganz heiß und wirbelnd der Gedanke ins Gehirn stach: wie wär's, wenn wir anstatt rechts ab geradeaus gingen zur Bernina!

Ich gucke zum Freund hinüber und — schon ist's herausgesprudelt!

Und was tut der?

Erst macht er große und dann Glanzaugen und dann rennt er wortlos im Tempo eines alten Wettläufers, der er ist, der — Bernina zu!

So unternehmungslustig waren wir damals — ohne einen Rappen oder Kesselpack im Sack! Haha, das waren Tage!

Ganz plötzlich drängte der Freund zum Aufbruch. Das schwarzgraue Gewölbe über uns drohte zu bersten. Überall stürmten Wolkenreiter mit langen Regenschirmen heran

und es man sich's versah krochen und wanden sich giftgelbe und schlohweiße widerliche Wollenwürmer und Nebelfäden um die kohlschwarz und nachtblau gezackten Türme des Piz d'Arpiglia und das Mesdi. Zwischendurch dunkelte der Wald herauf. Fern über allem Land im Süden, da war „u e i n Land, das ferne leuchtet“ — wie eine für Westendinge unangreifbare himmlische Landschaft.

Der Freund murrte: „Aus! Wir müssen gehen!“

„Bleib noch — 's geht vorbei!“ bettete ich.

Und wir bleiben.

Immer wilder, unheimlicher, bestridender umstarrt uns das Gebirg. In finsterner Größe entrollt sich der Landschaftskreis. Noch herrscht die bange lautlose Stille vor dem Sturm. Im Süden aber glüht das Goldgebirg unter dem Glanz der blauen Blöde. . .

Auf einmal flattert eine Böö über den Grat wie ein scheuer Vogel.

„Wir müssen gehen jetzt!“

Ich reiße mich, fast zornig, los und wir hasten hinweg, nach Süden hinab: Erst ein paar Blöde, grobe Schollen und Stufen. In langen Sähen dann über lange Schlangen aus schwerem Geröll, die in einer Steilrinne unter Firnzungen schlüpfen.

„Setz los!“

Hei wie das glitscht! Zischend wie Wasserspritzer sprüht der Firn.

Aus! Sähe über Geröll. Wieder Schnee — oft nur scharfartig schmal, aber genug für zwei Stiefel.

Wieder Aus! Wilde Sprünge — im Schuß noch — links hin zum nächsten weißen Fleck: Wilder Satz auf ihn. Und weiter. . .

Halt! Kleine Felsbank — winzige Stufe. Geröllstrom — wird wie Schnee befahren.

Und wieder Saufefahrt im Firn. Der Freund rast vorbei. Ha! Wenn's da darauf ankommt!! Und hemmungslös fahre ich nach und vorbei. Und er an mir. Heißer Heh-jagd! Lehes Feld: Saufefahrt, Braufefahrt — Huffall scharfer Kristallia! Ein Ruck und wir stehen — gut 20 Minuten nach Aufbruch vom Gipfel — am Fuße der Südwand; sind daß verwundert und glauben jetzt gerne, daß Purtscheller nicht zuviel sagte, wenn er eine Schafherde da hinaufzutreiben sich erlaubte.

Folglich! Der einzig „anständige Weg“ führt über die Nordwand. Wer's nicht glaubt — geht selber hin!

Mich aber suchst es unheimlich, daß ich meinem Dickhädel nicht gefolgt und auf dem Gipfel geblieben bin — denn das Wetter zog wirklich vorbei und schon goldeten wieder einzelne Sonnenkringel übers Land!

Bummel durchs Val Glims ein Stück, dann links über den Grat — unbefreiblich schöner Blick ins Engabin hinab! — und über die bösen bösen Graswände tief tief hinab ins Lavinoz. Von dort talein zur „Insel der Glücklichen“ — Marangun. . .

Und wieder schied der Abend klar. Und wieder stieg vor unseren großen Augen der Kolos im Strahlenkranz auf. Und wieder kroch sein dämonisches Ebenbild am Hang empor und in die Nacht hinauf.

Aber uns schreckte er nimmermehr. Nur große Ehrfurcht und lautere Dankbarkeit füllte unser Gemüt, als wir mit den ersten Sternen schlafen gingen. Unter der Läre schaute ich noch einmal rückwärts — aufwärts, wo unermesslich, unschätzbar hoch der Berg stand, der Berg meiner Träume — der Piz Linard.

Anmerkung: Diese erste Ersteigung des Piz Linard über die Nordwand wurde von mir und Adolf Weidle am 22. August 1922 durchgeführt.

Schneeschuhfahrten im Nockgebiete.

Von Ing. Paul Kollmann, Graz.

Jedesmal, wenn ich von den Noden zu erzählen begann, wurde ich durch die Frage unterbrochen, wo denn eigentlich dieses Gebirge liege. Dies berechtigt mich daher zur Annahme, daß auch unter den Lesern unserer Zeitschrift viele sein werden, die meinen Schilderungen nicht zu folgen vermögen, da ihnen die Lage der Ortschaften gänzlich unbekannt ist. Dem erdkundlichen Wissensdrange des einzelnen sei daher vorerst mit nachfolgender Grenzangabe Genüge geleistet.

Das Nockgebiet reicht im Norden bis zum Mur- bezw. Thomatal, wird im Westen von der Ratschbergstraße umsäumt, hat im Süden den Millstätter See, den Writzbach und den Ossiacher See zur Begrenzung und zieht im Osten bis an die Straße heran, die von Feldkirchen über die Turracher Höhe nach Preditz im Murtale führt.

Es breitet sich über Teile dreier Kronländer, die sich am Königstuhl, 2331 m, in einem Punkte vereinigen. Steiermark hat den geringsten Anteil, Salzburg den nächstgrößeren und Kärnten den weitaus größten.

Der Name Nock, der vermutlich kärntnerischen Ursprungs ist, verrät sowohl die Form als auch die Entstehung dieses Gebirges.

Ich denke mir die Nock als Fortsetzung oder besser gesagt Ausläufer der Tauern, an denen die einstigen Gletscher und die nachfolgende Verwitterung mit Rücksicht auf das Gestein leichte Arbeit hatten. Aus den gewaltigen Massen wurden runderliche Formen gebildet, die der Steirer Muegel nennen würde.

Ob nun die Bezeichnung Nock von der in Gebirgsgegenden gerne zubereiteten Mehlspeise, Nockerl genannt, herrührt, wage ich nicht zu behaupten. Die Formenähnlichkeit würde zu dieser Schlussfolgerung berechtigen.

Es könnte also schon die bloße Bezeichnung den Schneeschuhfahrer heranlocken, denn abgerundete Gebirgsformen bilden stets die erste Bedingung für genuehreiche Fahrten. Daß die Bezeichnung genuehreich nicht übertrieben ist, mögen die nachfolgenden Fahrten Schilderungen beweisen, deren Stoff ich hauptsächlich den salzburgischen Noden verdanke, wemgleich ich auch im steirischen und kärntnerischen Teile viele herrliche Eindrücke gewann.

I. Teil.

Bundschuh — Blareit — Schöngellishöhe — Feuerkogel — Alned —
St. Margarethen — Bundschuh.

Außer den spärlichen Aufzeichnungen im Stkfürer der Ostalpen fand ich nirgends Lesestoff über die winterlichen Reize des Nockgebietes vor. Eine kleine Gruppe Grazer Bergsteiger hatte sich wohl einmal nach Bundschuh verirrt, wurde jedoch durch den Kriegsausbruch an der gehörigen Gipfelausbeute gehindert. Immerhin verdanke ich aber ihnen die Anregung, diese so eigenartige Gebirgsgruppe auf winterlichen Wanderungen, die ich im Folgenden schildern will, durchstreift zu haben.

Zur Weihnachtszeit war es, als ich zum ersten Male in die Gehelmitze der salzburgischen Nock eindrang. Eine lange, ungemüthliche Bahnfahrt von Graz bis Anzmarkt und mit der Murtalbahn weiter bis Thomatal, brachte uns an den Ausgangspunkt der ersehnten Wanderung, die zunächst durch das einförmige Thomatal führte, in dessen mittlerem Teile die kleine Ortschaft Thomatal mit ihrer alten, sehenswür-

digen Kirche liegt. Beim Dorfe Gruben ändert der Thomabach seine Laufrichtung und seinen Namen und heißt nunmehr Bundsuhbach, den wir bis zur Ortschaft Bundschuh verfolgten.

Von einer Ortschaft kann man eigentlich nicht sprechen, denn es sind keine geschlossenen Häusergruppen und auch keine Kirche vorhanden, sondern nur im Graben zerstreut liegende, ärmliche Urwesen, die ihr Entstehen der in den Fünfzigerjahren in diesem Gebiete in Blüte gewesenen Eisengewinnung verdanken. Es sei gleich jetzt mitgeteilt, daß die Node reich an Erzen sind, die im vorigen Jahrhunderte an vielen Stellen geschürft wurden, wovon nicht nur die kleinen Ortschaften in den entlegensten Talwinkeln, sondern auch die Menge Knappenhäuser und aufgelassenen Schächte in allen Höhenlagen Zeugnis ablegen.

Auch Bundschuh hat bessere Tage gesehen und mit Wehmut betrachtet man die noch gut erhaltenen Eisenwerksbauten, die seit Jahrzehnten dem langsamen aber sicheren Verfall preisgegeben sind.

An die Stelle der Eisengewinnung trat die Holzausbeute, der die noch wenigen Anfässigen ihr Dasein verdanken. Aus den minderwertigen Stämmen wird Holzkohle gebrannt, deren Förderung mittels Fuhrwerk dem Wirte von Bundschuh, Herrn Vinzenz Luffenegger obliegt. In diesem einzigen Wirtshause des langen Grabens nahmen wir unser Standquartier für mehrere Tage und begannen zunächst mit der Wanderung auf das Ained, 2208 m, jenem riesigen Geländebuckel, über den die Grenze gegen Kärnten verläuft und an dessen westlichem Hange die Ratschberghöhe liegt.

An Hand der Karte besprachen wir am Abende mit dem Wirte, der ausnahmsweise in der Gegend Bescheid weiß, die günstigste Anliegsmöglichkeit und machten uns am frühen Morgen bei herrlicher Schneelage und schönem Wetter auf die Wanderschaft. Nach ungefähr einer Viertelstunde grabenaufwärts, hogen wir rechts bei einem verlassenen Bauernhaus ab und stiegen gegen den östlichen Hang des Blareitgrabens an. Bald kamen wir zu einem schönen Weg, der durch den Hochwald mühelos aufwärts führte. Die Freude ob dieser gelungenen Entdeckung dauerte nicht lange, da sich alsbald umgefallene Baumstämme als Vorboten des Weg-Endes einstellten. Es begann ein Herumtaften im Ungewissen, das sehr ermüdend und zeitraubend war, und nur das Streben gegen die Höhe befreite uns vom Banne des dichten Waldes und brachte uns auf Lichtungen, wo ein Weiterkommen leichter möglich war. Mit der Befreiung aus dem Hochwalde steigerte sich die landschaftliche Schönheit von Schritt zu Schritt. Wie ein Bild aus der Märchenzeit mutete der Blick auf den tiefverschneiten Blareitgraben an und als wir bei der Zehneralm angelangt waren, konnte das Auge die Node der Feldseite überblicken und sich an alten Wetterlärchen freuen, deren Zweige wie Perlschnüre von den verkrümmten Ästen hingen.

Ein kurzer Abstecher auf die Schöngelishöhe erweiterte den Ausblick nach allen Seiten und gewährte außerdem eine kurze Abfahrt zur Laufnithöhe, einem Sattel, der den Margarethengraben mit dem an der Ratschbergstraße mündenden Laufnithgraben verbindet.

Der riesige breite Rücken zum Scheuerloch lag vor uns, während seine Fortsetzung zum Ained sich im Nebel verhüllt hatte. In gleichmäßiger Steigung erreichten wir den Kamm, gerieten allmählich in die Nebelschichte und bildeten uns schließlich, als es anscheinend nicht mehr höher ging, ein, den Gipfel des Aineds erreicht zu haben.

Auf die vielgepriesene Aussicht mußten wir leider verzichten und nun trachten, so gut als möglich dem Nebelmeer zu entrinnen und die Richtung auf die Alm Percherst zu finden. Der Bezard-Kompas leistete dabei ja einige gute Dienste, doch wurde uns mit der Zeit dieses immerwährende Richtungnehmen zu zeitraubend und zu sehr abtöhlend, so daß wir uns schließlich dem Gefühle überließen.

Wir erging es bei dieser Nebelfahrt besonders schlecht, da sich eine Art Seekrankheit einstellte, die sich erst wieder legte, als ich Bäume zu sehen bekam. Sehnsüchtig erwartete

ich die Hütte der Lercherestalm, die bereits von der Sonne bestrahlt wurde und mir die sehr notwendige Erholung gewährte. Wie neu geschaffen lag der freundliche Margarethengraben mit seinen ausgedehnten Hängen vor uns und die Mutter Sonne mit ihren alles beglückenden Strahlen vertrieb in kurzer Zeit die unschönen Eindrücke der Nebelfahrt.

Hier erst begann der schöne Teil der Abfahrt, denn mächtig geneigte Hänge mit schütterem Waldbestande lagen vor uns, die leider nur zu schnell im Fluge genommen waren. Eine kurze und nicht unangenehme Hohlwegfahrt von der Schlögelbergalm aus beendete die Abfahrt in St. Margarethen, einem lieben, freundlichen Orte an der Ausmündung des gleichnamigen Grabens.

In der gemüthlichen salzburgischen Wirtstube des Gasthauses Prtz nahmen wir eine kleine Stärkung zu uns und traten die Rückwanderung über Pichlern nach Bundschuh an, wobei uns eine sternenhelle Nacht den Weg ohne Fehlgehen finden ließ.

Bundschuh — Lenzenbühel — Zechnerhöhe — Thomannbaueralm — Pfaureralm —
Weißbachgraben — Bundschuh.

Knapp hinter Bundschuh vereinigen sich drei Gräben: der Blareit-, Weißbach- und Felzbachgraben, von denen ersterer am kürzesten ist, aber nur untergeordnete Bedeutung für Befestigungen hat. Der in der Spezialkarte eingezeichnete Fußweg durch den Blareitgraben ist längst vom Hochwasser weggerissen und es sei daher vor seiner Begehung gewarnt; er kostete mich Unwissenden einstens bei einer winterlichen Fahrt auf den Kramerbühel harte Arbeit.

Wiel ausgeprägter und auch länger ist der Weißbachgraben, der mit einem schönen Sträßlein ausgestattet, die verschiedenen Almenanstiege der sogenannten Weißseite mühelos ermöglicht. Der längste und zugleich eigenartigste Einschnitt ist der Felzbachgraben, der die nach ihm benannte Feldseite des Gebirges zugänglich macht. Er erstreckt sich von Bundschuh bis zum Königstuhl, heißt im ersten Teile Felzbachgraben, hierauf Schönfeld und schließlich Rosantin. Eigenartig kann man ihn in vielfacher Beziehung nennen. Seine Gefällsverhältnisse sind derartige, daß man das Gefühl hat, man könnte ihn mit dem Rade durchmessen; der Baumbestand wechselt in den einzelnen Abschnitten und ist besonders im Schönfelde durch herrliche Zirben vertreten. Die landschaftlichen Reize sind durch die Namengebung in geradezu wohlklingender Weise zum Ausdruck gebracht. Er vermittelt eine mühelose Verbindung mit dem Kärntnerorte Innerkrems und endet bei der Rosantinhöhe, die den Übergang zum Werchzirmgraben und nach Surrach herstellt.

Hatten wir am ersten Tage den Blareitgraben auserkoren, so mußten wir am zweiten den Weißbachgraben wählen, um der Reihenfolge nach das uns noch unbekanntes Buch der Salzburger Noth zu durchblättern. Beim tief eingeschnittenen Eisenwerke, das wie ein Märchen aus längst verklungenen Zeiten dalag, hielten wir uns rechts und verfolgten die Straße bachaufwärts bis zur Wirtsalm, die durch ein gemauertes Gebäude gekennzeichnet ist.

Ein wohlangelegter Fahrweg führte über einen Schlag rasch in die Höhe und erweckte in uns die Annahme der Richtigkeit des Anstieges. Bald mußten wir aber bemerken, daß wir auf einen Holzweg geraten waren, der plötzlich endete. Zur Umkehr entschließt man sich in solchen Lagen höchst selten, wenngleich es meistens das Vernünftigste wäre. Man zieht es aus Bequemlichkeitsgründen vor, auf ungebahntem Gelände herumzutrennen, den dichten Hochwald im ermüdenden Sitzad zu durchqueren, um schließlich wieder auf einen Weg zu kommen, dessen Beschaffenheit und Ziel einem ebenfalls unbekannt ist.

Unsere Irrfahrt hatte allerdings den einen Vorteil, daß wir auf Zirbenwälder kamen, wie man sie selten in solcher Ausdehnung zu Gesicht bekommt. Es sind Bauern-

wälder mit sehr alten und schönen Baumbeständen, die hoffentlich noch recht lange erhalten bleiben.

Abgesehen von der größeren Anstrengung hatten wir durch das Verfehlen des Weges keinen weiteren Nachteil, denn wir kamen nach Überquerung eines weiten Grabens zur Weißhoppalm und von dort auf einen freien Rücken, der bereits zum Lenzenbühl hinaufführte. Dieser lohnte unsere Mühe mit einem schönen Ausblick auf die hochalpin aussehenden Berge des Murwinkels und auf einen Teil der Nöde der näheren Umgebung, die uns so manchen Genuß schon im voraus ahnen ließen.

Unser Tagesziel, die Zechnerhöhe, konnte uns nicht mehr entweichen, da sie im klaren Himmelsblau vor uns lag und nur mehr durch einen breiten Sattel von unserem Standpunkte getrennt war. Im Sommer hätten wir uns über diesen unnützen Höhenverlust, den das Hinabsteigen zur Einsattelung verursachte, gewiß geärgert, im Winter jedoch freuten wir uns mächtig, in das lange Aufwärtsgehen eine genussreiche Abfahrt einschalten zu können, die erneute Lust für den Schlusianstieg erweckte. Die domartige Form der Zechnerhöhe und die tadellose Schneebeschaffenheit ließen weitgezogene Anstiegslinien zu und ohne ermüdet zu sein, betraten wir die 2176 m hohe Kuppe.

Ein bisher noch nicht geschautes Bild entrollte sich vor unseren Augen. Die größten und kühnsten der Nöde lagen vor uns, und zwar in erster Reihe der Königstuhl und Preßlingberg samt Anhang, und dahinter der gewaltige Saurock und der König der Nöde, der Rosenock, 2434 m. Verführerisch breitete sich zu unseren Füßen gegen Süden die Blutige Alm aus, deren blendendweißer Überwurf eine genussreiche Abfahrt in die Innertrens gewährleistete.

Doch unser Ziel war Bundschuh und die Abfahrt dorthin schien ebenso verlockend, um so mehr als wir uns schon im Aufstieg von der vorzüglichen Schneebeschaffenheit überzeugt hatten. In wohlgeformten Schlangelinien wickelten wir die mächtig geneigten Hänge der Zechnerhöhe ab und schlossen eine Schußfahrt bis zur Thomannbaueralm an, wo wir eine Erholungsraute einschalteten. Nicht von den Anstrengungen, sondern vom Genuße der einzig schönen Abfahrt mußten wir uns erholen und wenn gleich dies etwas sonderbar klingt, so wird mir jeder Schneeschuhfahrer beipflichten, daß man nur eine gewisse Zeit für den Sinnesstaukel, in den man bei einer hinderungslosen Abfahrt versetzt wird, empfänglich ist. Erst die darauffolgende Ruhe löst das unbeschreibliche Gefühl der Glückseligkeit aus.

Unser Rastplatz bot prächtige Einblicke in die tiefverschneiten Rare der Schwarzwand, die uns, so es dem Geschick gefällt, noch manche Freude bereiten werden.

Neu gestärkt an Leib und Seele bestiegen wir unsere „Schuhsklitten“, wie einstens ein Bauer sich ausdrückte, und steuerten dem Weißbachgraben zu. Über hinderungslose Hänge flogen wir dahin, beachteten kaum die Psaureralm, bei der uns ein schön angelegter Almweg aufnahm, der eine sorglose Abfahrt ohne Wegsuchen verbürgte.

An ein Aufhalten dachte nun keiner und in förmlicher Wettfahrt glitten wir in den Weißbachgraben hinein und schossen darin weiter, bis wir in Bundschuh bei unserem Wirtshause angelangt waren. „Herrgott, war das eine Fahrt“, riefen wir beinahe gleichzeitig aus, denn keiner hatte je Derartiges erlebt. Im Fremdenbuche wurde der Zechnerhöhe ein Loblied gesungen, das unseren Nachkommen frohverlebte Stunden künden soll, die wir gerne auch ihnen gönnen. Allerdings müssen sie auch das Glück solch' prächtiger Schneebeschaffenheit haben.

Bundschuh — Feldbachgraben — Kammeralm — Melchalm — Rißling — Rärneralm
Rißlingbachgraben — Wisklitzbachgraben — Ramingstein.

Die Feldseite des Bundschuhgebietes war uns noch unbekannt, deshalb stellten wir die nun zu schildernde Wanderung zusammen. Außerdem wollten wir auf die einfachste

Weise unter Vermeidung eines bereits bekannten Grabens das Murtal wieder erreichen, da die Urlaubstage zu Ende gingen.

Ein Prachttag war uns zum Abschiede aus dem bereits liebgewonnenen Gebiete gegönnt. Hoffnungsfreudig zogen wir über den knirschenden Schnee taleinwärts und konnten uns am tiefblauen Himmel nicht sattsehen, der uns besonders dunkel erschien, als die schneerweißen Berge des Schönfeldes auftauchten.

Der Kamm zur Linken war unser Ziel, das wir auf verschiedenen Anstiegsrouten erreichen konnten. Mit unwiderstehlicher Kraft lockte der schöne Morgen zur Höhe und wir verließen bereits bei den ersten Almhütten den Graben und wandten uns gegen die Klammer- und Melchalm. Wir hatten auf diese Weise einen etwas steilen, jedoch kurzen Anstieg gewählt, der uns bald in die Höhe brachte. Durch tadellosen Pulverschnee, der mächtig zur Abfahrt reizte, strebten wir dem Kamme zu, dessen Hänge im oberen Teile etwas abgeweht waren. Eine bequeme, wenigstens lustige Kammwanderung schloß sich an, die wir bis zum Klöbling, 2172 m, fortsetzten.

Hier erst nahmen wir uns Zeit, die neue Welt zu betrachten. Das lieblichste Bild, das ich je im Winter geschaut habe, bot die tiefverschneite Rosanalm mit einer Anzahl verstreuter Almhütten, die den Talgrund in buntem Durcheinander besetzten. Die sanften Hänge der Talumrahmung mit ihren schütterten Zirbenbeständen ließen den trunkenen Blick vom Almboden zum gewaltigen Kamme Königstuhl—Saueregg nod einerseits und Königstuhl—Schilchernoß anderseits emporgleiten.

Unmittelbar gegenüber unserem Kamm lag weitgedehnt die Doppelbaueralm, eigentlich ein langer Kamm, der auf der Feldseite eine Menge Kare aufweist, die von Almhütten besetzt sind.

Die Fortsetzung des Rückens, auf dem wir standen, bildete einen großen Bogen und schwang sich zum gewaltigen Bärennoß und dem Kleinen Königstuhl empor. Die schönsten Hänge breiteten sich zu unseren Füßen aus und es war schwer, den verschiedenen Verlockungen zu entrinnen und wegen Zeitmangels die kürzeste Abfahrt zu wählen.

Besonders der tiefige Kessel, der vom Klöbling, Bärennoß und Kleinen Königstuhl gebildet wird, hätte mit seinen ausgedehnten, sanften Hängen eine Genußfahrt erster Güte geboten. Doch für dieses Mal mußten wir darauf verzichten und wir beschieden uns damit, in kürzester Linie gegen die Karneralm abzufahren, wobei wir einen Vorgeschmack von den Abfahrtsgenüssen dieses Klöblingkessels bekamen.

Nach kleiner Rast zur Betrachtung der Umgebung und des Fernblicks auf Dreber und Nored fuhren wir auf schön angelegtem Almsteige an einigen prächtigen alten Zirben vorbei talauswärts. Pulverschnee in großen Mengen beeinträchtigte die wenig steile Abfahrt, erhöhte jedoch die Schönheit der Winterlandschaft. Durch abwechselndes Vorankfahren erreichten wir doch eine schöne Geschwindigkeit, die sich im letzten Grabenstücke, im Nislichgraben, zu einem wahrhaften „Schuß“ steigerte.

Freudetrunken langten wir angesichts des hochthronenden Schlosses Ramingstein im Orte an und beschloßen damit die erste Erkundigungsfahrt in das salzburgische Nodgebiet.

Spittal a. d. Drau — Gmünd — Eisentratten — Laggerhütte.

Zum erstenmal betrat ich die Node von der Rärntner Seite her im Jahre 1913. Daß ich mir diesen entlegenen Zugang wählte, hatte seine besondere Begründung in der Wahl meines damaligen Wandergefährten. Dieser war in Südtirol eingerückt und benützte den Weihnachtsurlaub zu einer Schneeschuhfahrt in ein Gebiet, das nicht zu sehr abseits seiner Bahnlinie gelegen war. Deshalb kamen wir überein, uns in Spittal a. d. Drau zu treffen und von dort aus die vor kurzem errichtete Laggerhütte auf der Laggeralm zu besuchen.

Den langen Weg von Spittal bis Gmünd legten wir im Wagen zurück und wanderten hierauf auf der Straße nach Eisentratten und von dort rechts ab über steile Hänge zur Ortschaft Lagge. Trostlos sah es bisher mit dem Schnee aus und wir fürchteten schon, unsere lange Reise mit wenig Lohn beenden zu müssen. An den südlichen Hängen des Leobnerberges strebten wir aufwärts bis wir den Kamm erreichten, wo sich auch die Schneelage wesentlich verbesserte. Die Natur Schönheiten mehrten sich von Schritt zu Schritt und sowohl die Nähe mit den altehrwürdigen Wetterlärchen, als auch die Ferne mit der Reihedgruppe, bannte unsere Blicke. Wir waren auf einmal in Begeisterung entflammt und freuten uns der Dinge, die noch kommen sollten. Der immer schütterer werdende Baumbestand kündete uns die Höhe der Lageralm an, deren Hütten wir auch baldigst ansichtig wurden. Lieblich lagen die verlassen Hüttlein im Abendsonnenscheine da, beschränkt von einigen riesigen, wettererprobten Lärchen und überragt von dem blendendweißen Kranze der mächtigen Berge über dem Maltatal.

Raum war die Schushütte zu erkennen und erst als wir unmittelbar davor standen, gewahrten wir das traute Heim, das uns für diese Nacht beherbergen sollte. Auch das Innere entsprach dem bescheidenen Äußeren, befriedigte jedoch vollkommen unsere Ansprüche und bestätigte den von vielen Alpenwanderern oft verkanteten Grundsatz, Schushütten einfach, jedoch zweckentsprechend herzustellen. Wir fühlten uns in diesem kleinen Alpenheime äußerst wohl und waren der Ortsgruppe Gmünd für die Gastfreundschaft sehr verbunden.

Die nächste Umgebung der Hütte ist für Übungsfahrten sehr lohnend, weshalb mein Gefährte und ich noch bei Eintritt der Dämmerung die Hölzer anlegten und bei Mondschein herumtummelten, bis uns die Müdigkeit an das Auffuchen der Schlafstätte mahnte.

Eine große Auswahl von schönen Fahrten läßt die Lagerhütte allerdings nicht zu. Wir wählten die beliebteste auf den Langennock, 2104 m, da sie nicht nur wegen des günstigen Geländes, sondern auch infolge der prächtigen Aussicht hervorragend ist.

Wie schon die Karte zeigt, führt der Anstieg am südwestlichen Hange des Lagerriegels hinan und nähert sich allmählich dem Kamm, der mühelos den Langennock erreichen läßt. Die schönen Ausblicke zu beiden Seiten, einerseits auf die Nöde von Innerkrems und andererseits auf die Reihedgruppe, veranlaßten uns zu öfterem Stillstehen. Der mächtige Sau- und Rosenock tauchten allmählich aus ihrer Verborgenheit hervor und überzeugten uns von ihrer Gewaltigkeit, als wir auf dem höchsten Punkte des Langennock standen.

Unsere Blicke waren hauptsächlich durch die Umgebung des Rosenocks gefesselt, die, von der Lieblichkeit der Talslandschaft zur Wildheit des größten der Nöde gesteigert, einen tiefen Eindruck auf uns machte. Gerne hätten wir noch das vor uns liegende Stiled, 2172 m, bestiegen, doch mußten wir wegen Zeitmangels an die Abfahrt denken.

Verlorend lag der ausgebreitete, mit herrlichstem Pulverschnee erfüllte Kessel zwischen Langennock und Stiled vor uns und nur die Angst, zu bald in den Graben zu kommen und eine schlechte Abfahrt zu haben, bestimmte uns, die Aufstiegslinie auch als Rückweg zu benutzen.

Bei der Abfahrt zeigte sich erst recht das Angenehme der gleichmäßigen Steigung des ausgebreiteten Rückens, den wir gekommen waren. In einer Fahrt durchmachten wir die lange Strecke bis zur Lagerhütte und fanden keine Zeit für Naturbetrachtungen. Bei der Hütte trafen wir eine größere Wiener Gesellschaft, die uns auf die Abfahrt durch den früher erwähnten Kessel und den Gamschitzgraben als eine der schönsten in diesem Gebiete aufmerksam machte. Für diesmal hatten wir sie versäumt und mußten über den wegen seiner schlechten Schneebeschaffenheit und seiner Steilheit unangenehmen Rücken nach Eisentratten abfahren, bezw. zu Fuß wandern. Unseren Nachfolgern sei also die Grabenabfahrt empfohlen!

Ein langer Fußmarsch stand uns an diesem Tage noch bevor. Das kleine Nest Innerkrems, das einige bekannte Wiener Schneeschuhfahrer als äußerst günstigen Standplatz „entdeckt“ hatten, war unser abendliches Ziel. Beherzt nahmen wir die Brettel ins Schlepptau und schritten die breite Straße nach Kremsbrücke hinan. Dort bogen wir in den Kremsbachgraben ein und merkten kaum, daß er länglich ist, da uns die ganze Gegend unbekannt war. Infolge der hereingebrochenen Dunkelheit bereitete uns das Auffinden unseres Endzieles einige Schwierigkeit, da Innerkrems keine geschlossene Ortschaft ist, sondern aus einigen verstreut liegenden Häusern besteht. Es verdankt seine Entstehung dem Bergbaue, der in den Fünfzigerjahren des vorigen Jahrhunderts hier ebenso in Blüte stand, als auf der Gegenseite in Wundschuh. Auch hier legen eine Menge Knappenhäuser und aufgelassene Stollen Zeugnis von regem Menschenfleiß ab und ein kleines Kirchlein mit Pfarrhof, jetzt verlassen, versammelte einstens die große Schar von Bergleuten zur gemeinsamen Andacht.

Wir hatten keine Ahnung von der Lage des Wirtshauses, von dem uns nur der Name des Besitzers, Zweibrot, bekannt war. Auf's Geratewohl verfolgten wir einen Lichtstrahl, der aus einem kleinen Fenster in die dunkle Nacht drang, und als wir an seinem Ursprung angelangt waren, gewahrten wir zu unserer Freude das Gasthauschild.

Beim Eintritt in das Vorhaus erblickten wir die Anwesenheit einer großen Schneeschuhfahrergesellschaft, denn zu beiden Seiten des Raumes bildeten Brettel und Stöcke Spalier und behinderten das Eintreten in die Stube. Wir waren nicht wenig überrascht, als wir jener Wiener Gesellschaft ansichtig wurden, die wir bei der Lagerhütte getroffen hatten. Sie hatte am gestrigen Tage nur den Hüttenbummel gemacht und war uns infolgedessen hieher vorausgeeilt.

Da das kleine Wirtshaus auf größeren Besuch nicht eingerichtet war, kamen wir wegen der Übernachtung beinahe in Verlegenheit. Doch die drei rührigen Töchter des alten Bergmannes Zweibrot schufen dennoch Raum für uns Spätangekommene und sorgten auch in zuvorkommendster Weise für Speise und Trank. So verbrachten wir wider Erwarten einen äußerst gemüthlichen Abend in Innerkrems. Unser Ziel für den kommenden Tag war der Königstuhl, dessen bloßer Name mich schon in meiner Schulzeit mächtig lockte. Aber den günstigsten Anstieg hatten uns die Wiener Herren, die als „Entdecker der Innerkrems“ galten, wertvolle Aufklärung gegeben, so daß wir also bei Verbleiben des guten Wetters nicht fehlgehen konnten.

An der Kirche vorbei gelangten wir in den Heiligenbachgraben, an dessen linkem Hange ein Almweg zur Heiligenbachalm hinanführt. An vielen Stellen außerhalb des Hochwaldes waren ausgedehnte Wäldchen aufgetürmt, die infolge des harten Schnees das Vorwärtskommen behinderten und eine Abfahrt mit Hindernissen voraussetzten.

Als nächstes Ziel galt der Friesenhals, ein ausgedehnter Rücken, der zur Heiligenbachalm herabsinkt und einen mühelosen Anstieg gestattet. Unterwegs stießen wir auf ein sogenanntes Bauernbad, eine für die dortige Gegend eigentümliche Einrichtung. Diese Bäder werden von der Landbevölkerung viel gebraucht; es sind warme Bäder, die dadurch hergestellt werden, daß heißgemachte Steine ins Wasser geworfen werden und so ein im Volke beliebtes Warmbad ergeben. Solche Badebetriebe schaffen sich die Leute auf den Almen selbst, gründeten jedoch auch solche größeren Stiles, wie z. B. Karlbath am Beginn des Leobengrabens.

Der weitere Anstieg vom Friesenhals zum Hauptkamm, den wir bei P. 2234 erreichten, machte keine Schwierigkeiten, da man Spitzkehren nach Belieben einlegen konnte und auch der Schnee von guter Beschaffenheit war. Auf dem Kämme begrüßte uns ein eisigkalter Wind, der die Wanderung zum Gipfel sehr unangenehm machte. Von Zeit zu Zeit flüchteten wir in eine geschützte Mulde des Hanges und bewunderten von dort aus die besonders auf die Tauern reine Fernsicht. Von der Hochalmspitze

angefangen, erstreckte sich der Rundblick über die gesamten Niederen Tauern hinweg bis zu den Murauer Bergen. Rings um den Königstuhl scharten sich die Rode in ungezählter Menge, die alle mit der Höhe ihres Beherrschers wetteiferten.

Der Gipfelsturm lähmte unsere Unternehmungslust derart, daß wir das Vorhaben, über den Seenock, Vogelfang und Sauereggnock zum Kremsbach abzufahren, aufgaben und die aus dem Aufstiege bekannte Linie auch für die Abfahrt wählten. Nach einigen unerwünschten Berührungen mit dem beinharten Raumschnee gelangten wir allmählich in ausgezeichneten Pulverschnee, der unsere erstarrten Glieder geschmeidig machte und eine genussreiche Fahrt bis zur Heiligenbachalm zuließ. Die bereits im Aufstiege gefürchteten Wächten umfuhren wir listig und landeten heil im Hochwalde, durch den es im Saus weiterging, bis wir InnerkremS erreichten.

Noch eine Nacht verbrachten wir im gemüthlichen Wirkshause Zweibrot und dann ging's wieder der Heimat zu. Gerne hätten wir die lange Talwanderung vermieden und wären lieber über die Blutige Alm nach Bundschuh abgefahren. Anzeichen eines nahenden Schneesturmes verhinderten jedoch die Ausführung dieses schönen Planes und wir schlugen den Salweg über Eisentratten nach Gmünd und von dort die alte Straße nach Spittal a. d. Drau ein.

Schon während der langen Talwanderung hatten wir Wanderpläne für jene Zeit geschmiedet, wann mein Gefährte sein Einjährigendienst abgeleistet haben würde, was ja in 6 Monaten der Fall sein sollte. „Auf Wiedersehen im kommenden Sommer!“ riefen wir uns bei der Trennung zu und fuhren hierauf in entgegengesetzten Richtungen von Spittal ab. Daß diese schönen Zukunftsträume nicht in Erfüllung gehen sollten, ahnte keiner von uns beiden. Des Krieges graufiges Geschick hat meinen jungen, kräftigen Wandergesährten als Opfer gefordert, denn er fiel schwer verwundet bald nach Kriegsbeginn in russische Gefangenschaft und starb dort in einem Spital.

**Kendbrud — Kendbrudgraben — Hinteralm — Schilcherod —
Schilcheralpe — Schönfeld — Kremsbachgraben — InnerkremS.**

Hatte ich die Rode bisher zur Weihnachtszeit besucht, so wollte ich sie mir auch einmal im Osterkleide näher ansehen. Auch eine außergewöhnliche Gesellschaft hatte ich mir für diesen Besuch erwählt und zwar die älteren schneeschuhfahrenden Schüler des Realgymnasiums zu Graz.

Als Turnlehrer der genannten Anstalt hielt ich es für meine Pflicht, die mir unterstellte Jugend auch im angewandten Turnen, wozu ja das Bergsteigen und Schneeschuhfahren gehört, ebenfalls zu unterweisen und es war dies nicht der erste und letzte Ausflug, den ich mit der jugendlichen Schar unternahm.

Obgleich die Gesamtauslagen keine geringen waren und die Lebensmittelbeschaffung große Schwierigkeiten machte, melbeten sich dennoch 10 Schüler der oberen Klassen, die den von mir angeregten Ausflug mitmachten. Eine bereits auf früheren Schneeschuhwanderungen erprobte Schar hatte meiner Einladung Folge geleistet und erwartete mich in voller Winterausrüstung am Hauptbahnhofe, um mit mir die Fahrt nach Anzmarkt anzutreten. Die freudestrahlenden Gesichter der jungen Leute boten einen herz erhebenden Anblick und entschädigten mich für die Mühen der Vorarbeiten, die eine derartige Partie verursacht.

Als wir Anzmarkt erreichten, hatten wir erst einen Teil der uns bevorstehenden Bahnfahrt überwunden, der zweite Teil konnte dank der glänzenden Verkehrsverhältnisse auf der Murtalbahn, erst am folgenden Tage vollführt werden. In weiser Voraussicht dessen hatte ich bereits von Graz aus Nachtquartiere in Anzmarkt bestellt, so daß wir ohne zeitraubendes Nachtlager suchen baldigst zur Ruhe kamen.

Ohne besondere Verspätung verließen wir am Morgen Anzmarkt und ließen uns

vom Züglein nach Rendlbrud bringen, wo unsere Wanderung begann. Da uns ein langer Graben bevorstand, hängten wir die Brettel an Schnüre und zogen sie nach, was anfangs seine Schwierigkeiten hatte, da das Strählein stellenweise aper war. Ich war mir wohl bewußt, daß wir tüchtig ausschreiten mußten, um unser Ziel noch vor Eintritt der Dunkelheit zu erreichen, hatten wir Rendlbrud doch erst zur Mittagstunde verlassen. Unverdroßen wanderten wir den ziemlich einförmigen, breiten Graben einwärts, der weder durch Bauernhäuser, noch durch besonders schöne Bäume ausgezeichnet ist. Bei der Moseralm, wo sich das Tal zu einem einstigen Seebecken erweitert, wurde der Wunsch nach einer Rast geäußert, dem ich jedoch in Anbetracht der Zeitkürze nicht Folge geben konnte. Bis zur Hinteralm mußte ich meine hungrige Schar vertrösten und dort holten wir das Versäumte in ausgiebigem Maße nach.

Da uns keine besonders günstige Anstiegslinie zum Schilchornod bekannt war, hielten wir uns an die Karte und wählten den Einschnitt, der nördlich des P. 2186 genau östlich zur Hinteralm herabzieht, als Richtungslinie. Anfänglich hatten wir allerdings steile Lehnen zu überwinden, die einigen meiner jungen Schar besonders infolge der schmerzlichen Rucksäcke, arg zusetzten. Doch, ehe als wir es uns dachten, kamen wir auf freie, mäßig geneigte Hänge, über die wir gerade aufwärts der Einsattelung zwischen P. 2186 und 2265 aufstrebten. Mit dem Höherkommen erweiterte sich unser Blick in ganz überraschender Weise und als wir den Schilchornod, den einer riesigen Kuppe gleicht, erstiegen hatten, überschauten wir ein ganzes Heer von Noden, von denen die größeren ganz achtungsgebietende Formen aufwiesen. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne verabschiedeten sich gerade, als wir den Gipfel betraten und hüllten die Landschaft in jene bezaubernde Stimmung, die dem Bergsteiger das Scheiden vom Gipfel so schwer macht. Kaum war aber das letzte Rot verschwunden, so überzogen sich die Berge mit jenem fahlen Lichte, das den Eintritt der Dämmerung ankündigt und zum schleunigsten Aufbruch mahnt.

So gerne ich noch meinen Schülern den Gipfelumkreis näher erklärt und mir selbst genaueren Einblick zwecks späterer Fahrten gewährt hätte, mußte ich die Abfahrt ankündigen, um doch noch bei Dämmerlicht das Schönfeld zu erreichen.

Erwartungsvoll ob des Abfahrtsgenusses setzte sich die große Schar auf allen möglichen Linien in Bewegung, denn die Gestalt des Schilchornod ließ diese Auswahl zu. Leider mußten wir bald wahrnehmen, daß die nach Sonnenuntergang eintretende Kälte den tagsüber aufgeweichten Schnee mit einer feinen Glasdecke überzogen hatte, die das Abfahrtsvergnügen wesentlich beeinträchtigte. Wir waren noch nicht weit gekommen und ich vernahm schon die verzweifelten Rufe eines Teilnehmers, dem bei einem Sturze ein Brettel davonfuhr und in der Richtung der Falllinie auf eigene Faust das Schönfeld aufsuchte. Zum Glück war es einer meiner kühnsten Fahrer, den dieses harte Los traf. Er hatte die Lage sogleich erfaßt, setzte sich auf einen gewissen Körperteil und fuhr in eben derselben Falllinie, die sein ungetreues Brettel gewählt hatte, zu Tal.

Schneller als wir's gedacht hatten, verwandelte sich die Dämmerung in Dunkelheit, wodurch das Surechtfinden selbst in dem leichten Gelände Schwierigkeiten machte. Die dadurch eintretende Unsicherheit bei den ungeübteren Fahrern rief Verzögerungen hervor, die bei Tag nicht eingetreten wären. Als die Hänge immer sanfter wurden und wir uns bereits dem Talboden des Schönfeldes näherten, hatten wir noch einen schütterten Wald zu durchfahren, der glänzenden Pulverschnee aufwies. Allmählich kamen Almhütten in Sicht, bei denen ich meinen ganzen Anhang erwarten wollte. In größeren Zeitabständen schossen dunkle Gestalten aus dem Walde heraus und nahmen Richtung auf die Hütten, wo sie je nach ihrem Können und ihrer körperlichen Verfassung landeten. Wenn die Lage infolge der herrschenden Finsternis nicht so ernst gewesen wäre, hätte ich über die verschiedenen Stürze herzlich lachen müssen, die vor der Landung bei den Almhütten zur Ausführung kamen. Als ein besonders schneidiger

Fahrer in die Blockwand einer Hütte hineinfuhr und dabei die Spitze eines Schneeschubes abbrach und ein anderer erklärte, daß er schon ganz matt sei, stiegen in mir Besorgnisse auf, da ich ja doch die Verantwortung für die ganze Schar übernommen hatte.

In längstens 1½ Stunden hoffte ich durch den Krensbachgraben nach Innerkrenns zu kommen, in welcher Annahme mich die Angabe im Schiführer für die Ostalpen bestärkte, daß man mühelos das verschneite Bachbett benutzen könne.

Nun war aber zur Zeit unseres Besuches der Bachlauf nicht verschneit, wohl aber die steilen Seitenwände. Anfänglich ging es noch an, dem Wasser seitlich auszuweichen, später wurde dies jedoch immer schwieriger, nachdem die vom Hochwasser arg beschädigten Ufer oft senkrecht zur Bachsohle abfielen und uns zu schwierigen Umgehungen zwangen. Es war ein Glück, daß einer der Schüler eine Laterne hatte, die mir das Auffinden der günstigsten Durchfliege in manchmal verzweifelten Lagen ermöglichte. Leider war aber die Kerze bald zu Ende und es drohte neuerlich die Gefahr, das Ziel nicht vor Tagesanbruch zu erreichen. Glücklicherweise war der eigste Teil des Grabens bereits hinter uns und wir kamen an die Talerweiterung, die uns weniger Schwierigkeiten bereitete. Tief atmete ich auf, als ich einen ausgetretenen Pfad unter meinen Füßen spürte und mit Recht konnte ich meinen waderen Schülern das baldige Ende unserer nächtlichen Fahrt ankündigen. Wenngleich die Viertelstunden infolge der Ermüdung doppelt lang schienen, schritten wir rüstig aus und erreichten um Mitternacht das langersehnte Ziel Innerkrenns. Wie ein Erlösungsschimmer strahlte uns aus einem kleinen Fensterlein des Gasthauses Zweibrot Licht entgegen und wir waren hiedurch der letzten Sorge enthoben, durch langes Klopfen Einlaß begehren zu müssen.

Des Wirtes Töchter waren nicht wenig überrascht, um diese Stunde und mitten im Kriege eine solche Schneeschuhfahrerschar zu erblicken. Sie erkannten mich alsbald, erinnerten sich meines ersten Besuchs in Innerkrenns und ließen es in keiner Weise an Entgegenkommen fehlen. Infolge unseres unerwarteten Ankommens wurde die Übernachtungsfrage in sehr einfacher und rascher Weise gelöst. Die zwei vorhandenen Betten wurden den jüngsten Teilnehmern, denen die nächtliche Fahrt am meisten zugefetzt hatte, eingeräumt und für uns übrigen wurde in der Gaststube Stroh eingestreut und mit den verfügbaren Decken und Pölkstern ganz annehmbare Lager geschaffen. Nachdem auch noch für ausgiebige Magenstärkung gesorgt wurde, entspann sich sogar manch heitere Wechselrede über das bei der nächtlichen Fahrt Erlebte.

Daß wir nach all den Erlebnissen nicht bereits am frühen Morgen wieder auf den Beinen waren, konnte uns niemand verübeln. So allmählich erholte sich einer nach dem anderen vom tiefen Schlummer und zu meiner Beruhigung konnte ich feststellen, daß alle bis auf die zwei jüngsten wohlhau waren. Diese hatten etwas „Spahen“ in den Gliedern und baten sich aus, von der geplanten Partie auf die Blutige Alm fernbleiben und in der Nähe des Ortes üben zu können. Ein Dritter schloß sich ihnen, der Not gehorchend, an, denn er hatte, wie bereits erzählt, durch Anfahren an eine Almhütte die Brettelspitze eingebüßt, die ihm der alte Vater Zweibrot herzustellen versprach.

Innerkrenns — Krennsgraben — Mattehanshöhe — Zechnerhöhe — Blutige Alm — Innerkrenns.

Wir anderen machten uns auf den Weg durch den Krennsgraben, wobei wir staunend unsere nächtlichen Spuren betrachteten und uns oftmals über die kühnen Umwege wunderten, die wir bei Ufereinriffen einschlugen. Ungefähr hinter der halben Grabenstrecke bogen wir links ab und wanderten aufwärts zur Surzeralm und von dieser weiter zur Knappenhütte. Wir benützten hiebei jenen kürzesten Weg, den die Knappen

einschlügen, wenn sie von Innerkrems zu ihrer Arbeitsstelle gelangen wollten. Vom Knappenhaus, einem gemauerten, gut erhaltenen Gebäude, strebten wir dem Rücken zur Mattehanshöhe zu und wanderten an der kärntnerisch-salzburgischen Grenze bis zur Sechnerhöhe weiter. Bekannte Berge begrüßte ich von dieser Warte und freute mich mit meinen Jungen über die Großartigkeit der winterlichen Natur und über das so wenigen vergönnte Glück, sie genießen zu können.

In schier endloser Ausdehnung lag die Blütige Alm, mit ihrer weißen Decke dem Namen widersprechend, zu unseren Füßen und verkündete eine Prachtabfahrt. Sorglos ließen wir unsere Gleitbölzer in die Richtung auf die Spittalalm laufen und nur zu kurz schien uns die im Schusse durchfahrene Strecke von der Sechnerhöhe bis zum Waldestande. Glücklicherweise trafen wir auch ohne besonderes Suchen den schön angelegten Waldweg, der unmittelbar in Innerkrems mündet. Infolge mangelhafter Schneelage gab es verschiedene Stürze, die jedoch nur Heiterkeit im Gefolge hatten. Beim Wirtshause angekommen, wurden wir von den drei Zurückgebliebenen herzlich begrüßt und uns versichert, daß sie sich gut unterhalten und wohl genährt hatten. Auch die abgebrochene Brettelspitze war vom alten Zweibrot mit großer Fertigkeit ersetzt worden und dient heute noch in klagloser Weise ihrem Herrn.

Ein gemüthlicher Abend, feltamerweise ohne besondere Ulfereien, beschloß den zweiten Tag unseres Nockausfluges. Für den dritten war der Königtuhl geplant, doch riet uns der Wirt davon ab, indem er meinte, wir sollen ihm und uns die Unannehmlichkeit des Zusammentreffens mit einem militärischen Posten ersparen, was unvermeidlich sein würde, da wir in das engere Kriegsgebiet geraten waren und keine Pässe hatten. Wir bezogen daher schon mit dem festen Entschlusse unser Quartier, den kürzesten Weg zur Grenze durch den Kremsbachgraben einzuschlagen.

Da ich für die zweite Nacht im Wirtshause Unterkunft gefunden hatte, während meine Schüler im verlassenem Pfarrhose untergebracht wurden, oblag mir am Morgen das schwierige Amt des Aufweckens meiner ans lange Schlafen gewöhnten Schar und ich mußte vor dem Frühstück zum Pfarrhose wandern. Als ich den Schlafraum betrat, bot sich mir ein Bild tiefsten Friedens und lieblichsten Durcheinanders. Die Kleider lagen verstreut auf dem Boden und die Schläfer paßten sich stillgerecht dem Gesamtbilde an. In Stellungen, bei deren bloßer Erinnerung mich die Glieder schmerzen, lagen meine Gefährten in den mit Stroh ausgestatteten Betten und gaben mir, nachdem ich sie durch Brüllen und Rütteln wachgebracht hatte, die Versicherung, daß sie sehr gut geschlafen hätten.

Innerkrems — Kremsgraben — Schönfeld — Feldgraben — Bundschuh.

Der Boden wurde uns infolge der Warnung des Wirtes immer heißer unter den Füßen und ich drängte zum Aufbruche. Zum dritten Male begingen wir den Kremsgraben, besichtigten unterwegs das halbverfallene Schloß Einsahr, über dessen Entstehung in diesem engen Graben man sich wahrlich wundern muß und erreichten das Schönfeld über die Surzeralm und das Knappenhaus. Berne hätten wir einen Aufstieg unternommen, doch öffnete der Himmel seine Schleusen und sandte Schneeflocken in einer Größe und Menge auf uns hernieder, wie ich sie noch nie vorher gesehen hatte. Es verblieb uns daher nur der einfache Ausweg durch den Feldbachgraben nach Bundschuh.

Das Wandern bei ruhigem Schneefalle hat auch seine Reize und besonders in einem Tale, das von so herrlichen alten Kirchen bestanden ist. Zusehends wuchs die Schneedecke und beeinträchtigte das Weiterkommen, so daß wir eine Rast bei einer Alm einschalteten, um uns vom Schneewaten zu erholen. Zeit hatten wir auch und so ließen wir uns in einem Schweinestalle, dem einzigen Raum, der offen war, nieder und es

entwickelte sich eine Fröhlichkeit, an die ich heute noch gerne denke. Der innige Verkehr mit der Jugend machte mich selbst wieder jung und ich fühlte mich als Altersgenosse, der über die verschiedenen Alkereien herzlich lachen konnte. Die Abfahrt durch den letzten Teil des Feldbachgrabens wurde leider infolge des Neuschnees vereitelt und wir mußten froh sein, vom Pilschnee verschont zu bleiben und dahingeliegend Bundschuh zu erreichen. Eine Übernachtung erlaubte uns die freie Zeit noch und wir hofften auf ein Einsehen des Himmels, damit wir am letzten Tage noch eine Besteigung von Bundschuh aus unternehmen konnten.

Bundschuh — Fegendorf — Pirschel — Fegendorf — Thomatal.

Der Morgen enttäuschte uns jedoch abermals, und so herrlich verschneit die Talandschaft vor uns lag, an den Besuch eines Gipfels konnte infolge des dichten Nebels nicht gedacht werden. Wir zogen daher einigermaßen unbefriedigt durch den Bundschuhgraben talauwärts und bogen ins Thomatal ein, als auf einmal die Nebelschichte einen mächtigen Riß bekam, durch den die liebe Sonne auf uns gedrückte Seelen hernieder sah und die Landschaft in ein Märchenbild verwandelte. Im selben Augenblicke schwoh unsere Unternehmungslust mächtig an und wir wollten noch retten, was zu retten war. Das nahe Pirschel wurde auserloren und mutig durchschritten wir, im Voranschreiten abwechselnd, die tiefe Schneemasse. Es war keine leichte Arbeit, das Vorhaben auszuführen, doch der Lohn blieb nicht aus. Waren schon die Landschaftsbilder infolge ihres unberührten Aussehens von entzückender Wirkung, so gab die Abfahrt dem letzten Tage die Weihe. In den steilsten Abfahrten konnte man schwelgen und brauchte nicht zu fürchten, bei Stürzen Verletzungen davonzutragen, denn ein weicher Überzug verkleidete den Boden und machte das Hinfiegen geradezu zum Genuß. Freude strahlte aus aller Augen und ich wäre glücklich gewesen, wenn ich die Dauer der Abfahrt hätte verlängern können. Allzu schnell waren wir wieder in Fegendorf angelangt, wo wir ein wegen seiner Inneneinteilung sehenswertes altes Bauernhaus besichtigten und hierauf die Schlußwanderung zur Haltestelle Thomatal vollführten.

In kurzer Zeit hatte die kräftige Sonne den Osterschnee in Wasser verwandelt, so daß wir leichteren Herzens, als wir anfänglich glaubten, das Züglein bestiegen und der Heimat entgegenfuhrten.

Ramingstein — Pirschel — Pirschetal — Fegendorf — Thomatal — Gruben — Bundschuh.

Wieder einmal war die Weihnachtszeit herangekommen und damit auch die günstige Gelegenheit, der Stadt auf einige Tage zu entrinnen. Mein beinahe schon ständiger Wandergesährte war mit mir eines Sinnes über das Reiseziel, das wieder im Hochgebiete liegen sollte. Zur Vermeidung bekannter Grabenwanderungen beschloßen wir, diesmal unmittelbar von Ramingstein auf das Pirschel anzusteigen und über den Fegendorfer Rogel nach Bundschuh zu gelangen.

Wie immer an hohen Festtagen hatte das Züglein seine vorgeschriebene Verspätung, so daß wir erst zu Mittag von Ramingstein abmarschieren konnten, weshalb wir thätig ausbrechen mußten, um das gesteckte Ziel zu erreichen. Nachdem wir den richtigen Weg, zunächst an zwei alten Bauerngehöften vorbei, gefunden hatten, kamen wir durch den steilen Hochwald ziemlich rasch vorwärts und gelangten auch in der geplanten Zeit auf das Pirschel, 1811 m. Als Ausichtsberg kam diese Kuppe wegen ihrer verhältnismäßig geringen Höhe nicht in Betracht, so daß wir ohne Aufenthalt die Rammwanderung zur Pirschetalalm fortsetzten.

Von hier aus dachten wir mit listiger Umgehung des Hühnerleitnocks über die Neumayr- und Fegendorfer Alm und über den Fegendorfer Kogel Bundschuh zu erreichen. Die Wirklichkeit überzeugte uns aber von der Unausführbarkeit dieses Vorhabens. Tief eingeschnittene, dichtbewaldete Gräben unterbrachen die an sich kurze Luftlinie und es ergaben sich nur zwei Auswege, entweder der Aufstieg auf den Hühnerleitnock oder die Abfahrt nach Fegendorf. Wir mußten letzteren wählen, da uns nur mehr eine Tagesstunde zur Verfügung stand und nächtliche Wanderungen auf Schneeschuhen nicht unseren Beifall fanden. Kurz entschlossen bogen wir in den beim Sattel heraufkommenden Waldweg ein, und in wilder Fahrt ging es durch Hochwald dem Tale zu. Natürlich überfahen wir im Geschwindigkeitstaukel die richtige Abzweigung und kamen auf Holzwege, die wir besser vermieden hätten. Wie schon so oft auf früheren Fahrten, fanden wir uns auch diesmal wieder zurecht, und bei einfallender Dämmerung langten wir in Fegendorf im Thomatale an.

Viel Grabenwanderung hatten wir durch unsere Umgehung nicht erspart, doch ließ uns das Gefühl, wenigstens einen bescheidenen Gipfel überschritten zu haben, die Mühseligkeiten des noch folgenden Grabenstückes leichter ertragen. Wir hatten doch schon etwas geleistet und mit diesem erhebenden Bewußtsein, klappten wir taleinwärts, bis wir beim Gasthause Küstenegger in Bundschuh standen.

Weißfette — Gaipahöhe — Omeinnod — Schwarzwand — Roter Kegel —
Ottalm — Pichlbaueralm — Weißbachgraben — Bundschuh.

Die ausgedehnten, mit mächtig steilen Hängen ausgestatteten Kare der Weißfette übten stets eine Anziehung auf mich und meinen Gefährten aus, so daß wir diesmal den festen Entschluß faßten, ihnen einen Besuch abzustatten. Vorher wollten wir jedoch zur Kammhöhe steigen, da ein prächtiger, wenngleich kalter Morgen schöne Aussicht verkündete. Der Weißbachgraben vermittelte den nächsten und auch bequemsten Zugang zu unserem Ziele, obgleich wir auch in umgekehrter Folge anfänglich durch den Weißbachgraben und hierauf über die Grillohofer Alm hätten den Kamm erreichen können.

Küstern blickten wir aus dem rückwärtigen Grabenteile auf die mällig verschneiten Riesenmulden, die die Schwarzwand mit ihren Genossen einschließt. Lieblich waren die tief in Schnee stehenden Almblütten anzuschauen, über deren Dächer mächtige Hauben gestülpt waren, denen der Wind wunderliche Formen verliehen hatte. Die Sonne lodte mit aller Pracht und dennoch überkam uns ein Gruseln, wenn wir die Windfahnen über dem Kamme wehen sahen. Doch blieb uns der Trost, daß sich mit dem höheren Sonnenstande der Wind mäßigen werde, worauf eine genussvolle Höhenwanderung zu gewärtigen war.

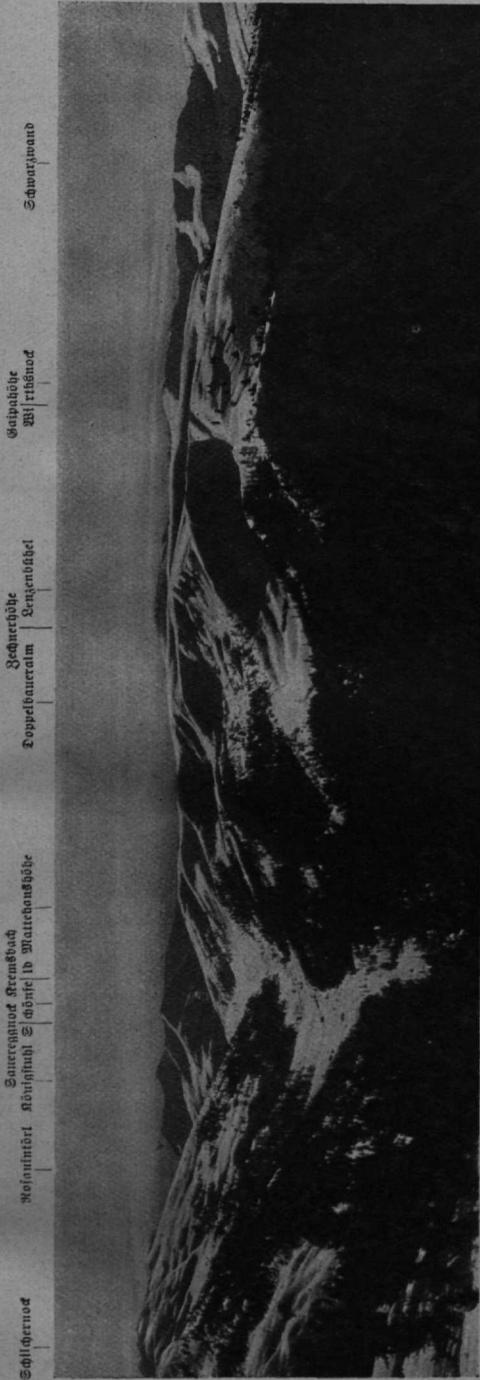
Im Weißbachgraben aufwärts wandernd, kamen wir an uns bereits bekannten Almblütten vorüber zur Thomanbaueralm, von der aus wir den günstigsten Anstieg ermittelten. Die Zechnerhöhe, ebenfalls noch zu unserem Kamme gehörig, hatte für uns keinen Reiz mehr, deshalb umgingen wir sie an ihrem rechten Hange im Sinne des Aufstieges. Die Gaipahöhe, 2187 m, war der erste Gipfel, dem wir zustrebten und den wir auch in müheloser Weise erreichten. Sein Haupt lud uns zu längerem Verweilen ein und dankbarst machten wir von seiner Gastfreundschaft Gebrauch. Wenngleich uns alle die Riesenode im Süden und Osten noch von der letzten Fahrt in Erinnerung waren, so zogen sie doch neuerlich unsere Blicke auf ihre im Sonnenglanze schimmernden, mächtigen Formen, die uns, so es dem Besuche gefällt, noch manches Wintervergnügen bereiten werden. Als ganz neue Aussichtskleinode erschienen uns die Ketschegruppe und die Jullischen Alpen, die sich mit ihren spitzen, zierlichen Formen, von den plumpen Noden des Vordergrundes ganz besonders abhoben.

Als wir uns an der Ferne sattgesehen hatten, traten wir die Höhenwanderung über den Gmeinnod zur Schwarzwand an, in deren Verlauf uns die seltsamsten Naturgenüsse zuteil wurden, seltsam wegen der Landschaftsformen, der Schneebeschaffenheit und der Beleuchtung. Die ausgedehnten Almböden in einer Höhe von über 2000 m machten mir in ihrem winterlichen Kleide den Eindruck einer norwegischen Fjeldlandschaft, die durch die vielen kleinen Almhütten einen besondern Schmuck erhielt. Als Wahrzeichen der Höhe ragten stellenweise Steingruppen aus dem Almboden hervor, die mit Eisschuppen dicht besetzt waren und im schiefen Lichte der untergehenden Sonne wie Riesenbrillanten schimmerten. Die niedlichen Almhütten trugen die Folgen heftiger Schneestürme zur Schau, denn in wunderlichen Formen war der feinkörnige Schnee zusammengeweht, der nun als schönes Gebilde die landschaftlichen Reize erhöhte. Je tiefer die Sonne sank, um so märchenhafter wurde die Stimmung. Allmählich verwandelte sich das blendendweiße, schimmernde Kleid in einen rosaroten Überzug, der den früheren Schimmer etwas dämpfte, ohne jedoch den Gesamteindruck abzuschwächen. In diesem wechselnden Farbenspiele lag soviel Anziehendes, daß wir auf dem Gipfel der Schwarzwand träumend verweilten, bis die letzten roten Strahlen der Sonne unter unseren Füßen hinwegglitten. In diesem Augenblicke war das Leben von der kurz vorher noch so reizvollen Umgebung verschwunden, das sähle Licht überflutete die großen Flächen und machte die Landschaft ausdruckslos. Der schöne Traum hatte sein Ende, wir blickten hinunter in die Rare der Schwarzwand, in die bereits die Dämmerung Einzug gehalten hatte und mahnten uns zur Abfahrt. Sorglos konnten wir uns den weichen Formen anvertrauen und ohne den Gesichtssinn zu gebrauchen, gaben wir uns ganz dem Gefühle hin und fuhren in den verschiedensten Windungen durch herrlichsten Pulverschnee an der Ott- und Pichlbaucralm vorbei in den Weißbachgraben. Die Abfahrt durch diesen war trotz der Finsternis gänzlich gefahrlos, und hochbeglückt über einen der schönsten Tage des Lebens landeten wir in Bundschuh.

Blareitgraben — Kramerbüchel — Sandberghöhe — Ebenwald — Laufniskhöhe —
Fingerlosalm — Margarethengraben — St. Margarethen — Schloß Moosham —
Mauterndorf.

Ein Hauptvorzug der Route ist der, daß man beim Zusammenstellen von noch unbekanntem Schneeschuhwanderungen nicht so bald in Verlegenheit kommt. Die Betrachtung der Karte genügt zur Auffindung lohnender Fahrten und man kann so ziemlich sicher sein, sich in den Erwartungen nicht getäuscht zu haben. Wir hatten, nachdem wieder der letzte Urlaubstag herangekommen war, zwischen unserem Standquartiere Bundschuh und dem Endziel Mauterndorf eine Verbindungslinie zu ziehen, auf der wir uns noch unbekannte Naturschönheiten und Abfahrtsgenüsse gewinnen wollten. Der auf der Karte in den Blareitgraben eingezeichnete Weg hatte uns schon mehrmals gerettet und so wählten wir diesen als Aufstiegslinie. Außerdem führte er unmittelbar zum Kramerbüchel, über den wir unsere Wanderung nehmen wollten.

Von Bundschuh bis zur Einmündung des Blareitbaches hatten wir die Straße benützt und bogen dann rechts ein, um auf den in der Karte verzeichneten Weg zu stoßen. Eine Zeitlang freuten wir uns über das rasche Vorwärtskommen, das jedoch alsbald ins Stocken geriet. Wir mußten den Bach auf seinen verschneiten Felsblöden überschreiten und unser Ziel auf dem anderen Ufer suchen, wobei wir uns damit trösteten, daß vielleicht durch einen Hochwasserreiß ein Teil des Steiges weggeschwemmt wurde. Mühsam turnten wir über die verschiedenen Felsstrümmen, umgefallenen Bäume und dichten Sträucher hinweg, und ließen bald jede Hoffnung auf ein Besserwerden schwinden. Ein gewaltiges Hochwasser mußte den Steig sozusagen wegradiert haben. Wir waren in eine Falle geraten und mußten nun trachten, so gut als möglich wieder



Schiffersried

Wolfsgraben

Zuversicht

Zuversicht
Steinbach
Steinbach
Steinbach

Steinbach

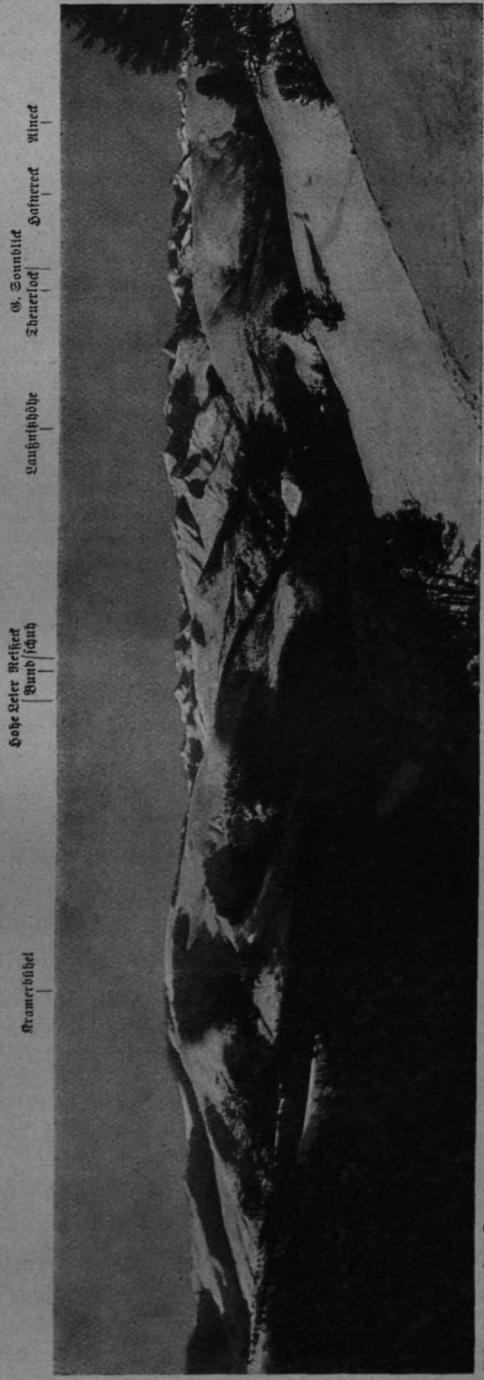
Steinbach

Steinbach

Steinbach

Steinbach

Steinbach



Steinbach

Hohe Peter
Steinbach

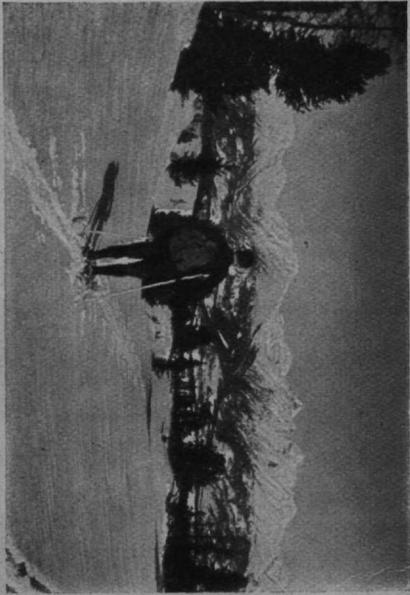
Steinbach

Steinbach
Steinbach

Steinbach
Steinbach

Gumbfelsen

Schneeflocken-Skifahrer



Steinengruppe

Steinhaus

Winterlicher Nord



Aufnahme von Hrn. Rollmann

Schönalpe bei Gumbfelsen

Gräthna

Aufnahme von Hrn. Rollmann

Sotalm bei Surrach

Reifed

Sattel

Almbereu

Waldsee



Aufnahme von Hrn. Rollmann

Sarneralm und Reiteralm bei Stanningstein

Aufnahme von Hrn. Rollmann

Surracher Höhe



herauszukommen. Unter verschiedenen Flöchen täuschten wir uns über den Ernst der Lage hinweg und als wir höher hinaufkamen, waren die Bachhänge sanfter geböschet und auch der Baumbestand ließ leichter Auswege zu. Allmählich legte sich unser Groll, denn immer versöhnlicher wirkte die Umgebung, die schließlich, als wir am Ende des Grabens angelangt waren, so reizende Bilder bot, daß wir nicht einmal Reue empfanden, den Graben begangen zu haben. Der weitere Aufstieg zum Kramerbüchel war ohne Anstrengung über die schönen Hänge vom Talgrunde aus zu bewerkstelligen.

Das Bild des gestrigen Abends, von dem wir uns so schwer trennten, hatte hier oben seine Fortsetzung gefunden. Sanft geneigte Almböden reiheten sich in schier endlosen Flächen aneinander und erweckten mächtig den Erieb der Wanderlust. Hätte man am letzten freien Tage nicht stets das Gespenst des abfahrenden Zuges vor Augen, so könnte man in solcher Umgebung bei herrlicher Witterung wahrhaftig auf die Rückkehr vergessen. Für Augenblicke trat dieses Vergessen auch ein und zwar besonders bei Betrachtung der Schweizer Bergen gleichenden Gipfel zwischen dem Malta- und dem Tiefertale, von denen der Sonnenbild und das Hainereck als gewaltige Riesen in das Blau des Himmels hineintragten. Den Leobengraben auswärtig blickend, erkannten wir die Reihedgruppe und ganz rückwärts die vielzadigen Julischen Alpen.

Nach einer äußerst gemüthlichen Abfahrt über die mächtig geneigten Almböden kamen wir zur Sandbergshöhe und zum Ebenwald, der eigentlich seinen Namen nicht verdient. Der schütterere Baumbestand lud zu einer förmlichen Übungsfahrt ein und wir schlängelten uns, die Bäume als künstliche Hindernisse betrachtend, in den verschiedensten Bögen durch und waren nur zu bald bei der Mulde zwischen Ebenwald und Laufnischhöhe angelangt. Ein kurzer Aufstieg brachte uns auf den Scheiderücken zwischen Laufnisch- und Margarethengraben, von dem aus wir zum letzten Male der schönen Gegend Abschied zuwinken konnten. Verführerisch blickte das Aineck auf uns Erdwärmer hernieder, das seinen Stolz eingebüßt hätte, wenn noch genügend Zeit gewesen wäre. So mußten wir ihm „Auf einandermal“ zurufen und uns mit dem Grabenritt begnügen, der in St. Margarethen im Lungau endete.

Nach Überquerung des Murtales kamen wir über einen schlecht erhaltenen Fahrweg zum Schloß Moosham, das hinter alten Lärchen versteckt mit seinen Türmen hervorlugt und bodenständige Schätze birgt, die für jedermann sehenswert sind. Noch ^{3/4} Stunden Straßenwanderung und wir langten in Mauterndorf, dem Endpunkte der Murtalbahn und dem Ausgangspunkte der Radstätter Tauernstraße, an.

Ramingstein — Rißling — Karneralm — Rainerkar — Mühlhauser Höhe —
Hühnerleitnod — Fegendorfer Rogel — Feldbachgraben — Bundschuh.

Der Besuch der Nöde war schon förmlich ein ständiges Weihnachtsgeschenk geworden, das ich mir alljährlich selbst darbot. Auch das Verschlehen des heiligen Abendes mußte infolge Zeitmangels zur ständigen Einrichtung werden, was dank meiner einsichtsvollen Familie ohne häuslichen Krach möglich war. Nur meine Schüler, die ich diesmal wieder eingeladen hatte, konnten mit letzterem Fortschritte begreiflicherweise nicht durchdringen, da ihre unumgänglichen Stimmen im Familienrate noch kein Gehör fanden. Wir vereinbarten daher die Zusammenkunft am Abende des Christtages in Bundschuh, während ich mit einigen älteren Gefährten Graz um zwei Tage früher verließ.

Als Ausgangspunkt war Ramingstein an der Murtalbahn auserkoren, von wo aus wir den bereits anlässlich einer schönen Abfahrt bekannten Rißlinggraben benützten, um taleinwärts bis zur Karneralm zu gelangen. Vielversprechend begann die Wanderung am herrlich schönen Morgen und unternehmungslustig schritten unsere Beine aus, um so rasch als möglich auf die ausblicksreiche Höhe zu kommen. Doch schneller

als im Sommer kann der winterliche Himmel sein Antlitz verändern, und ein plötzlich auftauchender Sturm bläst die freundlichste Miene hinweg und ersetzt sie durch eine grimmige Maske. Unter einer solchen Windslauene sollten auch wir bald zu leiden haben. Als wir die zweite rechtwinklige Biegung des Grabens erreicht hatten, empfing uns ein heftiger Sturm, dessen Gewalttätigkeiten immer ärger wurden, je näher wir den Almen kamen. Unmittelbar vor den Hütten überschüttete er uns noch mit löwnigem Schnee, den er von den Karböden abfegte und verhinderte beinahe das Herankommen an das schützende Dach einer Almhütte. Mit vorgeneigtem Körper und mit den Stöcken in Stammstellung erreichten wir unser Ziel und atmeten erleichtert auf, als wir im Schutze der Hütte waren.

Auf den Kämmen blähten sich die Windfahnen und kündeten uns eine frostige Höhenwanderung an. Wir beschloßen einige Zeit zuzuwarten, denn ebenso schnell wie der Sturm gekommen, konnte er auch vergehen. Eine ausgiebige Rast, die mit lufelischen Genüssen und zur Verhinderung des Anfrrierens auch mit Freilübungen ausgefüllt wurde, gab uns Gelegenheit, die Besserung des Wetters abzuwarten. Und wahrlich, wir hatten diesmal Glück! Die Sonne war als Siegerin hervorgegangen, der Sturm ließ nach und wir begannen den Anstieg durch das Rainerkar, das die kürzeste Verbindung mit dem Kamme vermittelt. Durchfroren wie wir waren, konnten uns die kräftigergehrenden, steilen Hänge nur willkommen sein und als wir uns über die Wächte auf den Kamm emporgearbeitet hatten, war uns schon wieder warm geworden. In allmählicher Steigung verfolgten wir den aussichtsreichen Rücken zur Mühlfhauser Höhe, fuhrn zum Hühnerleitnock und zum Fegendorfer Rogel ab und ließen uns unterhalb zu einem Sonnenbad nieder. Doch hielten wir es nicht lange aus, da der schöne Pulverschnee zu sehr unter den Füßen juckte, so daß wir uns zur Abfahrt entschloßen. Ohne uns lange um Wege zu kümmern, folgten wir den verlodenden Hängen und jubelnd sausten wir dahin, ohne zu wissen, wie es enden würde. Zum Glück war die Schneelage im steilen Walde so günstig, daß wir ihn ohne Bedenken durchqueren konnten und ohne besondere Stürze bei der Doppleralm in den Feldbachgraben einmündeten. Zufrieden mit dem gelungenen Übergange rutschten wir talauswärts nach Bundschuh, wo uns trotz der Kriegszeit ein treffliches Abendmahl bereitet wurde, das den Genüssen des Tages die Krone aufsetzte.

Vergeblich wartete ich auf meine Schüler, die laut Verabredung an diesem Abende in Bundschuh eintreffen sollten. Als mir das Warten zu lange wurde, legte ich mich beruhigt ins Bett, denn bei der Grabenwanderung konnte ihnen nichts zustoßen und nur eine arge Zugverspätung die Ursache des unpünktlichen Eintreffens sein. Und kaum hatte ich das Licht verlöscht, vernahm ich auch schon im Vorhause Getrampel, als ob ein Zug Militär angekommen wäre. Natürlich ließen sich's die lieben Schüler nicht nehmen, ihren Lehrer zu begrüßen und marschirten im Gänsemarsch vor meinem Bette auf, damit ich mich von der erklecklichen Anzahl der Teilnehmer und deren Wohlbefinden überzeugen konnte. Auf meine Vorstellung hin, daß wir am kommenden Morgen frühzeitig aufbrechen würden, verzog sich der Schwarm in die bereitgehaltenen Quartiere und die wohlthuende Ruhe trat alsbald ein.

Meine Gefährten der ersten zwei Tage verabschiedeten sich morgens von uns und nahmen ihren Weg über das Ained nach Margarethen, während ich mit meinen Jünglingen über die Schöngelishöhe zum Kramerbühel fuhr. Eine Beschreibung dieser Wanderung unterlasse ich, da sie bereits früher gegeben wurde, doch möchte ich erwähnen, daß wir diesmal den günstigsten Aufstiege zur Schöngelishöhe wählten, und zwar über den großen Schlag, der von Bundschuh aus sichtbar ist. Wir fuhrn ein Stück taleinwärts bis zur Brücke, bei der der Blareibach einmündet, hielten uns dann rechts aufwärts, bis wir zum hochstämmigen Wald kamen und durchquerten diesen nach rechts bis zum erwähnten großen Schlag. Über diesen im Sidjad aufwärts,

kamen wir ohne Hindernisse zum Ramm, der zur Schöngelikhöhe hinüberführt. Es ist dies der lohnendste Anstieg sowohl für das Ained, als auch für den Kramerbühel und seine Fortsetzung.

Mit Absicht hatte ich für den ersten Tag eine leichte Partie erwählt, damit weder ich noch meine Schüler unangenehme Enttäuschungen gleich zu Beginn erleben sollten. Manch' heiteres Bild bot die abfahrende Schar, die aus den verschiedenartigsten Kräften zusammengesetzt war, und unter gegenseitigen Anordnungen und Aufmunterungen zu neuen Taten verließ der Tag, dem sich ein ebenso heiterer Abend im Gasthause Lüftenegger anschloß, wo wir schon als Stammgäste betrachtet wurden.

Als die hungrigen Mägen durch der Wirtin Kochkunst befriedigt waren, traten die bei Schillerausflügen unvermeidlichen Ulke in ihre Rechte. Ein besonders schöngeistig veranlagter Teilnehmer hatte sich außer dem ohnehin schweren Mundvorrat und der übrigen Ausrüstung auch noch ein dickes Buch eines tief sinnigen Weltweisen mitgenommen, um einen Teil des Inhaltes als Nachtmahl, im Bette liegend, zu genießen. Frühzeitig zog er sich in seine Gemächer zurück und hoffte, in aller Stille seinem Wissensdrange nachhängen zu können. Doch der bösen Mitwelt entging diese edle Absicht nicht und sie rüstete sich zu einer ausgiebigen Störung dieses „Strebers“, wie sie ihn nannten. Ein Umzug der Geister wurde veranstaltet, wobei sich die Beteiligten mit Leintüchern verhüllten, Besen und andere Hausgeräte als Waffen auftrieben und mit elektrischen Taschenlampen den Geisterspuk vortäuschen wollten. Erregte schon die Zusammenstellung des Juges große Heiterkeit, um wie viel mehr erst die Ausführung des Planes! Unter dem Aufblitzen der Taschenlampen drangen die Geister in das Schlafgemach des angehenden Weltweisen ein, schlugen einen ohrenbetäubenden Lärm und zogen dem Ruhebedürftigen die Decken vom Leibe. Dieser verteidigte sich mit den verfügbaren Kopfstiften, die er als Wurfgeschosse verwendete und vertrieb schließlich die Störenfriede mit der Wasserflasche. Da auch die Wirtheleute über diesen Einfall herzlich lachten, hatte ich keine Ursache von meinem Lehrerrechte Gebrauch zu machen und ließ die junge, übermütige Schar gewähren.

Bundschuh — Wirtsnod — Doppelbaueralm — Lenzenbühel — Zechnerhöhe —
 Thomannbaueralm — Pfaureralm — Weißbachgraben — Grillhoferalm —
 Roter Riegel — Grillhoferalm — Weißbachgraben — Bundschuh.

Da ich meinen Schülern von der herrlichen Abfahrt, die die Zechnerhöhe bietet, vorschwärzte, unternahm ich auf ihr Drängen die Besteigung dieses lohnenden Gipfels. Um für mich eine Abwechslung zu schaffen, wählte ich den mir noch unbekanntem Aufstieg über den Wirtsnod zur Doppelbaueralm.

Ein stattlicher Zug setzte sich frühmorgens von Bundschuh aus in Bewegung und nahm Richtung auf das aufgelassene Eisenwerk. Dieses rechts umgehend, benützten wir den deutlich sichtbaren, steilen Waldweg, der gleich hinter dem Werke in den Weißbachgraben einmündet. Der Anstieg brachte uns infolge seiner Steilheit in arge Hitze und konnte wohl nur dank der Seehundsfelle ausgeführt werden. Sein großer Vorzug bestand darin, daß wir in kurzer Zeit in die Höhe kamen und baldigt vor der genußreichen Rammwanderung standen. Solange wir im Walde steckten, übten die alten, riesigen Fichten und Lärchen mit ihren ehrwürdigen Moosbehängen eine besondere Anziehung auf uns aus und forderten zu mancher Betrachtung heraus. Mit dem Höherkommen schwand der dicke Hochwald und nur vereinzelt stehende, zerzauste Wetterfichten und Birken kündeten die Nähe der Alm an. Der in den Roden heimische Eichelhäher, dem es obliegt, für die Fortpflanzung der Birben zu sorgen, indem er die Samen vergräbt, schließlich darauf vergißt und so unbewußt der Gärtner des Birbenwaldes wird, konnte auch mehrmals im scheuen Fluge wahrgenommen werden.

Unter allen möglichen Naturbetrachtungen und deren eingehender Besprechung waren wir auf dem Wirtsnoth, 2000 m, angelangt und wanderten nun fast ohne Steigung über die ausgedehnte Doppelbaueralm zum Lenzenbühel, 2101 m.

Eine bescheidene, aber dennoch allen willkommene Abfahrt zum Sattel zwischen Lenzenbühel und Sechnerhöhe erfreute uns und führte zu einer kleinen Almhütte, die uns ihr gastliches Dach zur wohlverdienten Rast zur Verfügung stellte. Raum konnte der kleine Dachraum die vielen Besucher fassen, die enge aneinandergedrückt mit großem Wohlgefallen an die köstlichen Mundvorräte gingen, die fürsorgliche Mütter mühsam zusammengeschamstert hatten. Freundlicher Sonnenschein erhöhte ganz wesentlich den Genuß des Imbisses und wir bedauerten nur, daß der kleine See, an dem die Hütte lag, zugefroren war, denn er hätte das Landschaftsbild wesentlich gehoben. Nach ausgiebiger Stärkung sprangen wir aus der Siebelloffnung in den tiefen Schnee, schnappten an und wanderten auf die Sechnerhöhe weiter. Ungünstig hatte der mehrtägige Sonnenschein den Schnee der schönen Hänge beeinflusst und ich mußte schon im Aufstiege meine Jünger auf eine wenig genussreiche Abfahrt vorbereiten.

Die schöne Aussicht von der Sechnerhöhe war den meisten Teilnehmern bereits vom Vorjahre her bekannt, als wir von Innerkrems aufstiegen und über die Blutige Alm abfuhrten. — Nach einer kurzen Erklärung der Runde suchte ein jeder sein Heil in einer anderen Abfahrtsrichtung. War es anfangs wenig vergnügtlich, über den harten Schnee hinwegzurumpeln, so besserten sich die Verhältnisse in den tieferen Lagen und in der Einfattelung waren wir schon wieder beim begehrten „Pulver“ angelangt, durch das wir über die Thomannbauer- und Pfaureralm in prächtiger Fahrt in den Weißbachgraben gelangten.

Hoch stand die Sonne am Himmel als wir uns Bundschuh näherten. Wir hatten also noch Zeit zu einer kleinen Unternehmung und beschlossen, über die Grillhoferalm zum Roten Kiegel aufzusteigen. Unterhalb der Wirtsalm führt eine Brücke über den Bach und in deren Nähe steht eine große Almhütte mit einem Heiligenbilde, hinter der ein schön angelegter Weg den steilen Hang aufwärts führt. Diesen benützten wir und täuschten uns auch nicht in der Annahme, daß er zur Grillhoferalm führen werde. Begeistert betrachteten wir schon im Aufstiege die schönen Hänge zu beiden Seiten des Weges und ich mußte meine abfahrtslustige Schar mehrmals zur Selbstüberwindung mahnen, damit wir unser gestecktes Ziel erreichten.

Bei einer kleinen, neugezimmerten Heuhütte, die an der Grenze eines schütterten Lärchenwaldes stand, hielten wir uns links aufwärts und kamen so unmittelbar zur Grillhoferalm, die durch reizende Lage ausgezeichnet ist. Von hier aus stiegen wir zum Rücken hinter den Hütten an, fuhrten ein kurzes Stück in das schöne Hochtal zwischen Rupeuhöhe und Roter Kiegel ab und bestiegen letzteren über den Rücken, der nach Osten abfällt.

Schöne, bisher noch unbekannte Bilder bot der Ausblick von dieser leicht erreichbaren Höhe und einladend lag das Gelände zur Weiterwanderung vor uns. Länger konnte ich die Selbstüberwindung meiner Jungen nicht mehr in Anspruch nehmen und schlug zur Freude aller die Abfahrt in der Aufstiegslinie vor. — Es war wieder einmal ein göttliches Vergnügen, zuerst über den langen Rücken des Roten Kiegels und dann durch den schütterten Wald in das Hochtal hinabzusaufen: Nach kurzer Unterbrechung des „Schusses“ durch den Aufstieg auf der anderen Talfette, ging es über die Grillhoferalm abwärts in den schönen, schütterten Lärchenwald und durch diesen in allen möglichen Windungen ohne Hindernisse bis in den Weißbachgraben. Aller Augen glühten vor Begeisterung über die herrliche Abfahrt und wir langten hochbefriedigt von den Eindrücken des Tages in Bundschuh an.

Bundschuh — Stranawirtsalm — Schönalm — Fegendorfer Rogel — Hühnerleitnöd
Pirchedalm — Klödinggraben — Ramingstein.

Eine ob der Aussicht hervortragende Wanderung führten wir am letzten Tage unseres diesmaligen Nordbesuches aus, die gleichzeitig die Unnehmlichkeit im Gefolge hatte, einem längeren Grabenschinder zu entgehen.

Freudetrunken über den wolkenlosen Himmel begannen wir am frühen Morgen unser Tagewerk, indem wir zum aufgelaassenen Eisenwerke zogen, uns von dort ab links in den Felzbachgraben hielten, bis zu jener Stelle, wo eine Tafel und eine Wegbezeichnung an einer Fichte angebracht sind. An der Stranawirtsalm, die schon vom Graben aus sichtbar ist, führt der breit angelegte Weg über einen mit Lärchen bestandenen Hang aufwärts, bis man dem Fischerbache nabekommt. Ohne ihn zu überschreiten, hält man sich stets rechts und kommt durch schütterten Wald rasch in die Höhe. — In den Pausen, die zum Verschnaufen eingeschaltet wurden, konnten wir das gegenüberliegende, gewaltige Ained betrachten und uns allmählich auf die immer umfangreicher werdende Aussicht vorbereiten. Verführerisch lagen die schönsten Schneeschuhhänge vor uns, die wir nicht genießen konnten, da wir aufwärts mußten. An der Waldgrenze angelangt, sichtetet wir die Schönalmblütten, denen wir uns näherten, da ich das reizende Bildchen auf der Platte festhalten mußte. Die Gesamtanordnung der Hütten, die Bäume im Vordergrund und ein Teil der Niederen Tauern im Hintergrunde, alles überstrahlt von herrlichem Sonnenscheine, gab einen Bildauschnitt von seltener Wirkung.

Unvergeßlich wird mir die Wanderung zum Fegendorfer Rogel sein. Über ausgedehnte Almböden, die durch inselartige Felsgruppen und muldenförmige Vertiefungen unterbrochen sind, wobei erstere durch uralte Wetterzirben, wie ich sie noch nirgends so schön antraf, geschmückt sind, fuhren wir dahin und unterbrachen oftmals die Fahrt, um das einzig schöne Bild der Niederen Tauern auf uns wirken zu lassen. Fächerförmig lagen die Tauertäler vor uns, und kühn entragten ihnen die verschneiten Gipfeln, die sich vom tiefen Blau des wolkenlosen Himmels in wundervoller Schönheit abhoben. Gute, alte Bekannte, von denen ich nur Preber, Hochgolling, Kaiser und Hundstein nenne, grüßten herüber und mit Freuden erinnerte ich mich an so manche schöne Bergfahrt in ihrem Bereiche. In Bewunderung und tiefster Ehrfurcht vor den Schöpfungen der Natur versunken, stand ich mit meinen Schülern auf dieser ausichtsreichen Warte und fühlte mich mit ihnen dem Göttlichen nähergerückt.

Als wir an den Fegendorfer Rogel herankamen, wurde auch der Blick auf die Nöcke frei, die sich in überwältigenden Massen an uns herandrängten. Vom Königstuhl bis zum Ained reichte die ununterbrochene Kette, deren Glieder der Feldseite und der Weißseite, sowie dem Blareitgraben entragten. In zarten Schattierungen und Streiflichtern hoben sich die Rare von den Rämmen ab, die im Sonnenschein glitzerten und das Blau des Himmels noch dunkler erscheinen ließen. Über dem Ained ragten gewaltige Gipfel der Hohen Tauern hervor und verliehen dem Bilde den Ausdruck des Hochalpinen.

Unser höchster Punkt war jedoch noch nicht erreicht. Den Hühnerleitnöd, 2171 m, mußten wir noch ersteigen, um zur Pirchedalm abfahren zu können, da eine Umgehung dieses Gipfels, wie bereits früher erwähnt, über tief eingeschnittene Gräben und steile Hänge führen würde. Der Aufstieg war ziemlich müheelos und verlohnte sich schon wegen des freien Rundblickes. Noch einmal ließen wir all die Schönheiten der Runde und die durchwärmenden Sonnenstrahlen auf uns einwirken und entschlossen uns endlich schweren Herzens zur Abfahrt. Zunächst stiegen wir über die steile Wächte auf einen harten Hang ab und schnalften erst wieder an, als der Schnee günstiger wurde. Manoh unwillkommene Berührung verursachte der ungleiche Schnee, der erst

bei der Pirschalm so recht fahrbar wurde. Mit Rechts- und Linkszügen durchstiegen wir den steilen Hang zur Karneralm und weiter bis zum Klöblinggraben. Den Höhepunkt des Abfahrtsgenusses bildete die Grabenfahrt, denn wir trafen im obersten Zelle klirrenden Rauhreif an, der ja die höchsten Bonnen beim Schneeschuhfahrer auslöst. Das letzte ausgefahrene Grabenstück konnte im „Schuß“ ohne jede Gefahr genommen werden und bildete einen würdigen Abschluß der Weihnachtsferien 1916.

II. Teil.

Wie bereits erwähnt, wurde im Rodgebiete an den verschiedensten Stellen eifrig Bergbau betrieben, was zur Gründung von Ortschaften in den äußersten Grabenwinkeln führte, die trotz der Auflassung der Bergbaubetriebe noch immer fortbestehen.

Die größte dieser Ortschaften ist wohl Turrach, an jener Stelle des gleichnamigen Grabens gelegen, wo die Talgabelung Nesselbergergraben und Stenkergraben eintritt.

Wäre seine Bedeutung lediglich vom Bergbau abhängig gewesen, so hätte es das Schicksal mit Innerkrems und Bundschuh teilen müssen. So aber liegt es am Fuße einer Bergstraße, die über die Turracher Höhe führend, eine vielbegangene und befahrene Verbindung mit Kärnten herstellt.

Wenngleich auch in Turrach die Wahrzeichen einstiger Herrlichkeit ruinenhaft umherstehen, so ist doch noch pulsierendes Leben vorhanden, denn es liegt an einer Verkehrsader und ist außerdem der Sitz der Domänenverwaltung Schwarzenbergischer Güter.

Untersucht man nun auch vom Standpunkte des Wanderers und insbesondere des Schneeschuhfahrers die Bedeutung Turrachs, so muß man ihm unparteiisch die erste Stelle unter den Stützpunkten des Rodgebietes einräumen. Daß dieses Urteil nicht übertrieben ist, sollen die folgenden Schilderungen erhärten:

Predlitz — Turrachgraben — Turrach — Turracher Höhe — Schöberriegel, 2204 m — Stenkergraben — Turrach.

Von der Haltestelle Predlitz der Murtalbahn führt der nächste Zugang nach Turrach durch den Turracher Graben, womit jedoch nicht gesagt sein will, daß der Weg dahin nahe ist, denn gute drei Stunden muß man Graben treten, ehe die ersten Vorboten des Ortes sichtbar werden.

Doch ist diese Wanderung nicht so schrecklich, als sie auf den ersten Blick aussteht, besonders wenn man kein Gepäc der Post anvertraut.

Da man jedoch Fußwanderungen anlässlich Schneeschuhfahrten stets als unangenehme Zeitgabe empfindet, freut man sich immer, wenn der Standplatz erreicht ist.

Erst wenn wir die gastfreundliche Stätte des Herrn Oberlehrers Pfeffer, das Gasthaus „zum Bergmann“ betraten, war der Ausgangspunkt für die Wanderung auf Schneeschuhen erreicht.

Kommt man nach Turrach am frühen Nachmittage, dann ist es am Lohnendsten sofort die Brettel anzuschlallen und auf der schön angelegten Straße der Turracher Höhe zugustreben. Wenn die Rückfahrt auf derselben Straße auch in die Dämmerzeit fällt, kann man sie beruhigt wagen, denn bei halbwegs günstiger Schneelage wird man nach sorgloser Genußfahrt ohne Stürze in Turrach landen.

Die Turracher Höhe bildet überhaupt einen lohnenden Ausgangspunkt für die östlich von Turrach gelegenen Rämme und man strebt ihr stets gerne zu, da sie in 1½ Stunden mühelos zu erreichen ist, eine landschaftlich hervorragende Lage hat und im gemüthlichen Gasthause zum Seewirt willkommene Unterkunft bietet.

Eine verhältnismäßig kurze, jedoch in jeder Beziehung lohnende Fahrt ist die auf den Schoberriegel, 2204 m.

Am einem herrlichen sonnigen Märztag stiegen wir vom Seewirtshause an den anfänglich steilen östlichen Hängen des Turracher Seebedens hinan und strebten über budligen Almboden, der mit schönen Birben geschmückt ist, dem mächtigen Rücken zu, der vom Schoberriegel herabzieht.

Im Aufwärtsschreiten wurde das Landschaftsbild immer großartiger, da die wuchtigen Nachbarn des Schoberriegels, insbesondere das Riesened, immer mehr hervortraten. Die Tiefblicke zu beiden Seiten des Rückens, den wir verfolgten, einerseits auf den See mit Umgebung und anderseits auf den tief eingeschnittenen hinteren Seebachgraben, hielten uns mit dem Vorblicke auf den schön geformten Schoberriegel fortwährend im Banne.

Vor Erreichen des fast wagrechten Rammes entledigten wir uns wegen des harten Schnees unserer Bretter und legten die kurze Strecke bis zum höchsten Punkte zu Fuß zurück.

Eine von warmen Sonnenstrahlen überflutete Landschaft lag zu unseren Füßen und lohnte die geringe Mühe des Anstieges in überreichem Maße.

Erst von dieser Hochwarte aus waren die wuchtigen Rode des Turracher Bedens zu beurteilen. Das breitfüßige Riesened reicht mit seiner Sohle bis in die Reichenau und beherrscht ein großes Stück des Kärntner Landes.

Am den Schoberriegel reißt sich der umfangreiche Bergkranz über die Kaserhöhe, Bretzhöhe bis zum Eisenhut an und gibt dem Schneeschuhfahrer Gelegenheit zu einer ausgiebigen Höhenwanderung. Auch nach Süden zieht ein Zweig über den Schöneben Rod, der bei guter Schneelage eine sehr lohnende Abfahrt in die Reichenau gewährt.

Von Norden her lugt der Klainprein herüber und bildet mit seinem Riesenseib ein würdiges Gegenstück zum Riesened.

Der Ramm über den Frauennod zum Mühlbacher Rod und weiter zum Gregerlenod schleift den Kreis der wuchtigen Berggesellen.

War der Anblick der geschilderten Umgebung der erste Lohn, so erfolgte noch ein zweiter in Form einer herrlichen Abfahrt.

Bis zu den obersten Almböden folgten wir den Aufstiegs Spuren und änderten unsere Richtung, als wir zu einem breiten Rücken stiegen, der über den P. 1894 zur Moseralm im Stenertgraben abstreicht.

Es war reinste Freude, über die hindernislosen Hänge hinwegzubreusen und in den tabellosen Pulverschnee Linien verschiedenster Formen zu ziehen. Selbst als wir in den steilen Hochwald kamen, blieb uns die gefürchtete Enttäuschung erspart, so daß wir, an der Talsohle angelangt, einstimmig den in jeder Beziehung lohnenden Schoberriegel priesen.

Der nun folgende Stenertgraben bot allerdings keine Fahrtmöglichkeit mehr, da er zu wenig Gefälle hat. Wir waren jedoch vom Ergebnisse des Tages so befreudigt und freuten uns schon so sehr auf die Ahung, die uns die liebenswürdige Frau Wirtin aufstischen wird, daß wir gerne den kurzen, abfahrtslosen Graben in Kauf nahmen.

Turrach — Kesselgraben — Rosalm — Königstuhl (Karlnod), 2331 m.

Nach der wenig anstrengenden Wanderung des Vortages auf den Schoberriegel wählten wir die Besteigung des Königstuhles, die schon infolge der größeren Entfernung und nicht zuletzt wegen des Höhenunterschiedes anstrengender ist.

Sudem reizte mich der Zugang zu meinem Lieblingsnod von der Turracher Seite her schon lange ganz besonders.

Erwartungsvoll verließ ich mit meinen Gefährten am frühen Morgen das wohl-

durchwärmte Jägerstübchen und im Gänsemarsch strebten wir der Talgabelung zu, die bald am nördlichen Ortsende erreicht war. Ein Wegzeiger mit der Aufschrift: „Stangalpe — Karlbath“ gab uns die Richtung in den Nessel-Werchzirmgraben. In kaum merklicher Steigung verfolgten wir das tief verschneite Sträßlein entlang des Baches und begeisterten uns an den herrlichen Schneegebilden, die bald wie große Krapfen die Steine des Baches bedeckten, bald in märchenhaften Formen als Verkleidungen der kleinen Bäumchen den Wasserlauf umstanden. Es gehörte wahrhaftig keine besondere Einbildungskraft dazu, sich in eine Märchenwelt versetzt zu fühlen.

Unter diesen bezaubernden Eindrücken erreichten wir ohne den sonst ermüdenden Einfluß einer längeren Grabenwanderung die untere Winklalm, wo abermals ein Wegzeiger, geradeaus zur Winklalm und rechts zur Rotalm, die nötige Aufklärung erteilt.

Wir wählten den nach rechts abzweigenden Weg, der durch schönen Hochwald, noch immer mäßig ansteigend, in der Richtung gegen die Rosaninhöhe weiterzieht. Nicht mehr lange dauerte die Wanderung im Talgrunde, denn bei einer Brücke überfetzten wir den Bach und strebten sogleich links aufwärts der Rotalm zu. Durch diese Abzweigung entfielen wir alsbald dem Fichtenwalde und kamen in den Bereich vereinigt stehender Zirben, von denen jede ein Naturwunder darstellt. Der kraftvolle Unterbau mit den felsenumklammernden riesigen Wurzeln, der sich daran ansetzende, tausendfach durchfurchte, mächtige Stamm und die weit ausragenden, vielfach vom Sturme zerzausten Äste mit den dunklen Nadelbüscheln, versinnbildlichen jähres Ausharren unter den schwierigsten Lebensbedingungen.

Es sind für mich stets weithervolle Augenblicke, die ich der Betrachtung solcher Naturdenkmäler widme. Nach kurzer Rast, zu der uns das schützende Dach einer alten Zirbe einlub, stiegen wir über einen breiten Rücken, der vom Sattel zwischen dem Gregerlenod und dem Stangennod abstreicht, fortwährend an, ohne die Rotalm, die wir zur Linken unter uns liegen ließen, zu berühren.

Der umfangreiche Talleffel zwischen Mühlbacher Rod, Königstuhl und Stangennod hatte sich unseren Blicken eröffnet und entzückte das Auge des Schneeschuhfahrers mit den ausgedehnten Hängen seiner Umrahmung, die schier unbegrenzte Abfahrtsmöglichkeiten bieten.

Unser Wanderziel winkte vom Himmelsblau herunter, schien uns jedoch näher, als es in Wirklichkeit war.

Wären wir der Luftlinie gefolgt, hätten wir wahrscheinlich schwere Arbeit in steilen, vielleicht auch laminengefährlichen Hängen gehabt. Um dies zu vermeiden, hielten wir uns strenge an die weite Einsattelung zwischen Stangennod und Gregerlenod, die wir ohne Anstrengung erreichten.

Eine ganz neue Welt bot sich uns von diesem Kammstücke aus dar. Die riesigen Nöde Kärntens lagen in ihren fast erdrückenden Formen vor uns und es war kein Leichtes, alle namentlich zu bestimmen. Von den zu unseren Füßen liegenden, tief eingeschnittenen Gräben ausgehend, die daran anschließenden Almböden verfolgend, gelang es dennoch, jede einzelne Erhebung festzustellen. Manch noch nie gesehenes Bild bot sich dem Beschauer bei dieser eingehenden Betrachtung dar und wahre Sehnsucht nach längerem Leben als es uns beschieden ist, überkam mich, um ja alle diese Herrlichkeiten noch recht oft in mich aufnehmen zu können.

Ein förmliches Truhbündnis schloß ich mit meinem Inneren ab, das den vielen Nöden gelten sollte, die meiner noch harren.

An den westlichen Hängen des Stangennod zogen wir fast wagrecht in der Höhe des Sattels weiter, bis wir an den Fuß eines Ausläufers des Königstuhles gelangten. Mäßig steile Hänge ließen sich in großen Kehren mühelos überwinden und setzten sich in abwechselnder Steigung und riesiger Ausdehnung bis zum Gipfel fort.

Der Blick von dieser wegen seiner Versteinerungen vielgenannten Hochwarte ergänzte sich gegen das bereits im Anstiege Geschaute besonders nach Norden durch alte Bekannte der Bundschuhler Umgebung. Im vollsten Glanze lag das unvergleichlich schöne Rosanintal zu unseren Füßen, das seinen Ursprung in den beiden wuchtigen Gpfeilern Königstuhl und Mühlbacher Rod nimmt.

Verführerisch reichten sich Seerod, Vogelsang und Sauereggrod unserer Warte an und luden zur vielgeruhrten Abfahrt über ihre Stämme zum Knappenhaus in den Kremsgraben und weiter nach Innerkrems ein.

Unser Vorhaben, wieder nach Surrach zurückzukehren, war jedoch unumstohllich und so folgten wir dem Aufstiege auch bei der Abfahrt.

Der auf der Kuppe verblasene Schnee nahm an den Hängen bald weichere Beschaffenheit an und ließ Schwünge verschiedenster Formen zu. Vor der Abfahrt in das große Kar zwischen Königstuhl und Stangenrod zögerten wir kurze Zeit, ob wir nicht auch dem Stangenrod, der von unserem Standpunkte aus in fast wagrechter Fahrt zu erreichen war, einen Besuch machen sollten. Die Wahl fiel jedoch einstimmig auf die verlockende Abfahrt und alsbald folgte dem Gedanken die Tat. Jeder genos nach seiner Art die herrlichen Hänge und schloß eine gerade Schusfahrt an, die uns an einer Stelle wieder vereinte.

Eine kleine Rumpfpause trat ein, als wir die Umgehung des Stangenrods zum Sattel vollführten. Hier konnte die tolle Fahrt wieder beginnen. Noch ein Abschiedsblick auf den Rosenrod und seine Nachbarn und schon fuhren wir in die weite, vom herrlichsten Pulverschnee erfüllte Rinne ein, die unmittelbar vom Sattel abzieht.

Um nicht zu rasch zum Talboden zu gelangen, hielten wir uns nach rechts gegen die Rotalm und fuhren durch die lichten Zirbenbestande jener Brücke zu, über die wir am Morgen gekommen waren.

Das öftere Zusammenwarten bot Gelegenheit, die Schönheiten der näheren Umgebung in uns aufzunehmen und den einzigartigen Vorblick auf den Eisenhut mit den schönen Zirbenbeständen im Vordergrund zu genießen.

Die herrliche Abfahrt fand einen ulkigen Abschluß vor der Brücke, an welcher Stelle es so ziemlich alle Teilnehmer vorzogen, die sicherste aller Bremsen — ich brauche wohl keinen Namen zu nennen — in Gebrauch zu nehmen. Eine liebliche Fahrt bis zur Unteren Winklalm brachte uns wieder allmählich zur Besinnung und der absfahrtslose Weiterweg bis Surrach gab uns wieder Gelegenheit, von unseren Beinen als Gehwerkzeuge Gebrauch zu machen.

Wie immer, schloß sich auch dieser Wanderung ein gemütlicher Abend im kleinen wohldurchwarmten Stüberl des Gasthauses Pfeffer an. In Gesellschaft lieber Menschen, die trotz ihrer Eigenschaft als Forstleute niemals verkannten, daß sowohl für den Jäger als auch für den Bergsteiger genügend Platz in den Bergen sei, verbrachten wir im gegenseitigen Gedankenaustausche diesmal und noch öfter die langen Winterabende.

Die Frau Oberlehrer in ihrer Eigenschaft als Wirtin sorgte jederzeit in zuvorkommendster Weise für gute und ausgiebige Kost, selbst in Zeiten, wo an anderen Stellen dem Gaste die Tür vor der Nase zugeschlagen wurde. —

So nebenbei sei ein Nachmittagsausflug erwähnt, der im Falle Zeitmangels oder aus Bequemlichkeit leicht ausführbar und dennoch lohnend ist. Man wandert durch den Nesselgraben bis zu einem aufgelassenen Kalkofen, der unmittelbar am Wege zur linken Hand steht. Gleich nach diesem Kalkofen zieht ein schöner Waldweg links schräg aufwärts und mündet schließlich in den Hängen der Schafalm. über breite, schuter bewachsene Hänge steigt man fortwährend an, bis der Ramm des Steinturrach, des Rudens zwischen Nesselgraben und Turracher Höhe, erreicht ist.

Ein schöner Ausblick bietet sich von hier und lohnende Abfahrten zur Turracher Höhe, in den Nesselgraben oder über den Ramm nach Surrach, lassen sich ausführen.

Eine längere, jedoch lohnendere Wanderung läßt sich von Turrach aus zur Kaserhöhe, 2303 m, machen. Den Zugang bildet der Stenckertgraben, der bis zum P. 1436 der Spezialkarte verfolgt wird, wo sich eine kleine Hütte befindet. Nach Übersehung des Baches steigt man sofort am gegenüberliegenden Hange auf einem schönen Waldwege links schräg aufwärts zur Gillendorferalm, in landschaftlich herrlicher Lage. Besonders die Bretthöhe mit ihren felsigen Abstürzen verleiht der Umrahmung ein hochalpines Bild.

Von den Almhütten zieht man rechts aufwärts durch schütteren Lärchen- und Zirbenbestand, bis man zu einer weiten Rinne kommt, in deren Falllinie die Erreichung der Kaserhöhe mühelos möglich ist. Eine besondere Würze des Aufstieges bildet der stets schöner werdende Anblick des Kammes zwischen Eisenhut und Schoberriegel, sowie der Gedanke an die hindernislose Abfahrt.

Vom Höhepunkt ergeben sich verschiedene Möglichkeiten, wieder zurück nach Turrach zu kommen. Die rascheste und sehr genutzte ist die Abfahrt in der Richtung des Aufstieges oder zurück bis zur Gillendorferalm und von dort hinunter zur Baueralm, am Grunde des gewaltigen Bergkessels östlich von Turrach. Die Rückwanderung von der Baueralm nach Turrach bietet allerdings wenig Abfahrtsmöglichkeit, besonders wenn sie im weglosen Talgrunde vollführt wird.

Wer auf der Höhe bleiben will, verfolgt von der Kaserhöhe den Rücken zum Schoberriegel, fährt zur Turrachhöhe ab und übernachtet beim Seewirt, um am nächsten Tage das sehr lohnende Rinsened, 2328 m, zu besteigen.

Noch ausgiebiger ist die Kammwanderung Kaserhöhe — Lattersteighöhe — Wintertal — Eisenhut, die auf der felsigen Bretthöhe einige Hindernisse bietet.

Es lassen sich also auch diese Lädenbüßer je nach Lust und Witterung zu ausgiebigen Wanderungen ausdehnen.

Turrach — Kesselgraben — Untere und Obere Winklalm — P. 2194 m — Rinsened, 2328 m — Turracher Höhe — Turrach

Weihnachten und Ostern erhielten in meinem Zeitweiser den Vermerk: Wallfahrtstage für die Nöde. Wenngleich zur Osterzeit im Murtales zumeist der Frühling bereits Einzug gehalten hatte, lag doch Turrach noch immer im tiefsten Winterschlaf und bot um diese Zeit noch bessere Schneeverhältnisse als zu Weihnachten.

Stimmungsvoll begann der erste Wandertag zu Ostern 1919. Nicht das prosaische Rasteln eines Weders, sondern die Karfreitagsratschen besorgten den Wedruf. Da diese sonderbaren Klänge zu einer ungewohnt frühen Stunde an unser Ohr drangen und wir noch sehr schlaftrunken waren, bedurfte es eines langen Kampfes mit der in den Morgenstunden so verführerischen Bettwärme. Schließlich siegte doch der schwache Leib und unter dem Schlachtrufe: „Auf zum Rinsened!“ sprangen wir aus den Federn.

Ein ausgiebiges Frühstück im stets gutgeheizten Jägerstüberl leitete die Tagesarbeit ein, dem das wegen Platzmangel oft umständliche Aufspannen der Seehundsfelle folgte. Dann zogen wir freudenvoll los und verfolgten den Kesselgraben bis zu jener Wegtafel, die rechts zur Rotalm und links zur Winklalm weist.

Wir schlugen den linken Weg ein, der alsbald an einem ausgedehnten Hange als schönes Sträßlein, zuletzt in einigen Windungen, zur Oberen Winklalm aufwärts führt.

Ein für die Nöde überrauschender Anblick bietet sich hier dem Beschauer dar. Das Rinsened birgt zwischen seinem westlichen und nördlichen Ausläufer ein Kar, das durch seine Größe und die Steilheit der Seitenwände geradezu abschreckend wirkt.

Trotzdem läßt sich aber ein leichter Aufstieg zum Kamme finden, indem man sich von den Almhütten links aufwärts über sehr mäßig geneigte Hänge fortbewegt, bis der P. 2194 erreicht ist.

Zwischen diesem Punkte und dem Gipfel liegt ein scharfer überwächter Grat, der bei halbwegs weichem Schnee sogar befahrbar ist. Er bildet landschaftlich den schönsten Teil der Wanderung, da die Tiefblicke zu beiden Seiten und die Gratformen einen besonderen Anreiz bieten.

Die Rundschau vom Rinsened ist insoferne eine besondere, als der Blick ins Rärntner Land frei ist und die übrigen Turracher Nöcke von diesem Standpunkte sehr schön eingesehen werden können. Auch die Beurteilung der Riesenhaftigkeit des Rinsened ist nur vom Gipfel aus möglich.

Für die Abfahrt nach Turrach verblieben uns zwei Möglichkeiten: Entweder über den breiten westlichen Rücken zum Sattel zwischen Rinsened und Simmerled oder zurück über den scharfen Nordgrat zum P. 2194 und von dort über die schönen Osthänge zur Turracher Höhe und auf der Straße nach Turrach.

Erstere Abfahrt wird man dann wählen, wenn der Nordgrat infolge harten Schnees zu zeitraubend wäre. Wir wählten infolge günstiger Schneelage die letztere und landeten nach äußerst vergnüglicher Fahrt auf der Turracher Höhe, der sich nach kurzer Pause die stets willkommene Schussfahrt auf der Straße nach Turrach anreihete.

**Turrach — Steinbachgraben — Sattel — Rinsprein, 2440 m —
Seiger — Rosetinalm — Steinbachgraben — Turrach.**

Mit zu den lohnendsten Schneeschuhfahrten im Turracher Gebiete zählt jene auf den gewaltigen Rinsprein, der mit seiner massigen Form ein würdiges Gegenüber des Eisenhut bildet. Als Endglied des langen Kammes, der bei Predlitz beginnt und allmählich über die Stierbrandhöhe, den Grabofen und das Vorderhüttened zur beachtenswerten Höhe von 2440 m ansteigt, eröffnet der Rinsprein die würdige Runde des Rendlbruder Talschlusses.

Da er an Bequemlichkeit des Zuganges und an Abfahrtschönheiten nichts zu wünschen übrig läßt, kann er nicht genug anempfohlen werden.

Gute Schneelage ist natürlich wie immer die erste Voraussetzung zum einwandfreien Gelingen. Wir hatten es auch in dieser Beziehung gut getroffen, denn vorzüglicher Pulverschnee in reichlichen Mengen polsterte den engen Steinbachgraben aus und verlieh ihm außer schitechnischen Vorzügen auch noch erhöhte landschaftliche Reize.

Nach einigen hundert Schritten vom Wirtshause entfernt biegt man rechts ab, schreitet an reizenden alten Häuschen vorüber und betritt die Grabenmündung, die dem Einstieg vermittelt. Eine längst außer Tätigkeit gesetzte Drahtseilbahn folgt dem Laufe des Grabens bis zu den sogenannten Berghäusern, wo zur Linken der aufgelassene Stollen und rechts die einstigen Behausungen der Knappen sind. Unwillkürlich regt dieses Bild der Verlassenheit zu Gedanken über das „Zusammenziehen der Betriebe“ an und nach abfälligem Urteile verläßt man die einstige Stätte regen Fleißes und genügsamer Lebensweise.

Vom unteren Berg Hause nach rechts aufwärts führt ein schöner Weg am oberen Berg Hause vorüber zur Rosetinalm, während im Graben unser Sträßlein weiterzieht.

Das beengte Gefühl, das man bisher hatte, vermindert sich mit der Erweiterung des Talgrundes und verschwindet bald gänzlich, wenn man talaufwärts den Riesenleib des Eisenhut erblickt.

Schöne und wundersame Schneegebilde an den Ufern des Baches und altehrwürdige Zirben erhöhen den Genuß des mühelosen Weiteranstieges.

Nach Überschreiten der Waldgrenze eröffnet sich dem Beschauer der ausgedehnte eintörmige Talschluß, an dessen linker Begrenzung die Sattelhöhe zwischen Rinsprein und Reifed in einigen großen Bindungen erreicht wird.

Ein schöner Blick in den Talschluß des Rendlbrudergrabens ermöglicht sich dem Be-

schauer von diesem Standpunkte aus, der im Verlaufe des bequemen Anstieges über den breiten Südrücken immer umfassender wird. Besonders die Nachbarschaft des kleinen Königtuhls: Bärenock, Schilchernoß und Hagleiten, treten in ihrer Mächtigkeit in Erscheinung und der allgewaltige Eisenhut auf der gegenüberliegenden Seite zeigt sich in seiner vollen Größe.

Die Gipfelschau wird noch durch das umfassende Bild des Murtales mit seinen Seitentälern und Gebirgszügen ergänzt, so daß die Besteigung des Kilnprein auch vom landschaftlichen Standpunkte sehr empfehlenswert ist.

Die Wahl der Abfahrt wurde uns wahrhaftig schwer und konnte nur durch die Schneelage entschieden werden. Ist nämlich der verlockende Kamm von Kilnprein zum Geiger abgeweht, so wähle man die Abfahrt zum Sattel und durch den Steinbachgraben. Sie ist äußerst genussreich, da der umfangreiche Südrücken des Kilnprein jeden Fahrer nach seiner Art selig werden läßt. Auch die darauffolgende Grabenfahrt bietet keine Schrednisse, die zum verzweifeltsten Ritze auf den Stöcken Veranlassung geben, sondern ist genussvoll bis zur Landungsstelle in Turrach, wo man nicht mit zitternden Knien, wohl aber mit Atembeklemmung und tränenden Augen infolge des herrlichen Schusses ankommt.

Wir wählten die von den schneeschuhfahrenden Insassen Turrachs so viel gepriesene Geigerabfahrt und hatten es wahrhaftig nicht zu bereuen.

Der lange Ostausläufer des Kilnprein mit seinem gleichmäßigen Gefälle ist bei gutem Schnee eine auserwählte Abfahrtsstrecke, an die sich die Weiterfahrt zur Rosafinalm würdig anreihet.

Auch das Stück von der Alm bis zum Berghaus, das durch hochstämmigen Lärchen- und Fichtenwald mit ganz prächtigen Bäumen führt, läßt eine sorglose und flotte Fahrt zu. Die kurze Grabenfahrt vom Berghaus bis zum Orte beschloß würdig die rühmenswerte Kilnpreinabfahrt.

Daß nach solch eindrucksvollem Tage die leiblichen Genüsse, die uns die Frau des Oberlehrers als Wirtin unseres Gasthauses reichete, besonders schmeckten, wird mir jeder nachfühlen können.

Turrach — Nesselgraben — Winklalm — Simmerled, 2075 m — Gregerlenod, 2233 m
P. 2220 — Rotalm — Untere Winklalm — Turrach.

Noch wies die Umrahmung zwischen Turracher Höhe und Rosaintörl Gipfel auf, die ich noch nicht besucht hatte. Der ob seiner Aussicht und der schönen Abfahrten bemerkenswerte Gregerlenod lag mir schon lange im Sinne und sollte zur Befriedigung meines Gipfeldranges baldigt das Seine beitragen.

Eine etwas stürmische Osterzeit war dazu ausersehen, als ich, unter wenig Hoffnung auf die Erreichung des vorgenommenen Zieles, mit einigen Gefährten von Turrach loszog, um durch den Nesselgraben zur Oberen Winklalm zu gelangen.

Die Stimmung im großen Kar des Rinsened verriet Schneesturm und wirkte auf das Unternehmen wenig anspornend.

Zur Umkehr hatten wir ja noch immer Zeit, so dachten wir und bewegten uns in langgezogenen Zigzaglinien über einen anfänglich steilen Hang in der Richtung rechts vom Sattel zwischen Rinsened und Simmerled.

Über eine ausgedehnte Hochweide mit vielen untergeordneten Erhebungen, die großen Buckeln gleichen, strebten wir der höchsten dieser Bodenwellen zu und waren überrascht, auf diese Weise das Simmerled erreicht zu haben.

Raum wäre die Besteigung der Mühe wert gewesen, wenn sich nicht der Ausblick nach Süden so sehr verlohnt hätte.

Das liebliche Tal des Winklbaches, das von der Reichenau nordwestwärts in den Leib der Nöde einschneidet und an seinem Ursprunge die auserlesene Gesellschaft des Kofler-, Schießl- und Klomnod vereinigt, lag im tiefsten Winterkleide zu unseren Füßen. Sehnsüchtig überflogen meine Blicke diese Schar der von mir noch nicht besuchten Nöde und nach kurzem Aufenthalt wandte ich meine verlangenden Blicke vom Süden ab, um in lustiger Abfahrt meinen Gefährten zu folgen, die bereits erwartungsvoll in einer breiten Einschnürung zwischen Simmerled und Gregerlenod meiner harrten. Der Grund des Wartens wurde mir erst klar, als ich beim Übergange von Pulverschnee zu dicht zusammengewehtem Schnee einen prächtigen Sturz nach vorne ausführte, der meine Gefährten zu einer wahren Lachsabe hinriß. Da ich keinen Schaden genommen hatte, mußte ich selbst herzlich mitlachen und tröstete mich damit, daß es meinen Vorfahrern nicht viel besser ergangen sein dürfte, denn sonst hätten sie nicht an dieser Stelle mich so geduldig erwartet.

Nach diesem erheiterten Zwischenfalle rückten wir dem Gregerlenod an den Leib. Anfänglich ging es über guten Schnee und einen mächtig geneigten Hang jenseits der Einsenkung aufwärts und erst mit dem Höherkommen wurde die Fortbewegung infolge der Steilheit und insbesondere wegen des vom Sturme erhärteten Schnees wesentlich ershwert.

Unter dem Gipfel nahmen uns von eisigem Sturme gepelzte Rebellschwaden auf, so daß wir nach Gipfelrast kein Verlangen trugen.

Da der Gregerlenod einen sehr langen Rücken hat, den wir knapp unter seinem Grate an der Westseite befahren mußten, war das Vergnügen anfänglich ein ziemlich zweifelhaftes. Jeder suchte so rasch als möglich zum Sattel zwischen Stangenod und Gregerlenod zu kommen, unterhalb dessen Senke wohltuende Windstille herrschte.

Der eigentliche Lohn für die ausgestandenen Mühen folgte erst jetzt, als wir die Abfahrt über die Rotalm antraten. Sie bot uns allen infolge des guten Schnees und der günstigen Geländeformen, die jeder nach seinem Geschmade ausnützte, viel Vergnügen.

Bei der Brücke im Werchzimgraben sammelten wir uns und fuhren gemeinsam grabenauswärts nach Turrach.

Turrach — Klawatschalm — Eisenhut, 2441 m — Turrach.

Noch hatte ich dem höchsten der Nöde, dem Eisenhut, meine Aufwartung versagt und es war daher an der Zeit, dieser Verpflichtung baldigst nachzukommen. Dieses hinausgehenden des Besuchs eines Gipfels, der sozusagen beim Wirtshause liegt und schon infolge seines klangvollen Namens und der achtungsgebietenden Höhe zur Besteigung reizen soll, lag in der Abneigung gegen die von unten steil und dichtbewaldet aussehenden Hänge und die zumeist abgewehten Rämme.

Schließlich überwand ich diese Vorurteile und machte mich mit einigen Gefährten, bei denen es keiner Überredungsgabe bedurfte, an einem schönen Weihnachtstage an die Besteigung.

Da uns der Sommeranstieg, der unmittelbar vom Orte aus über den Westkamm zum Gipfel führt, zu steil und dichtbewaldet schien, umgingen wir den Westfuß im Stenkergraben, bis wir zur Einmündungsstelle des hinteren Seebachgrabens bei P. 1436 kamen, wo bei einer Heubütte ein schön angelegter Weg nach links aufwärts weiterzieht. Er bildet den Zugang zu den Klawatschhütten, ist anfänglich sehr steil und zieht sich später fast eben zu den Hütten hin.

Mit sehr gemischten Gefühlen dachten wir an die Abfahrt auf demselben Wege und setzten bereits voraus in Gedanken an scharfen Wegkrümmungen und Baumhindernissen unsere Marterln.

Unter den verschiedensten Allereien über die voraussichtlichen Abfahrtsstürze und unter gegenseitigen Anbörungen erreichten wir die vom Walde umsäumte Alm.

Mäßgebend für die Richtung des Weiteranstieges war der in der Karte und in der Natur deutlich ersichtliche Südwestkamm. Wir ließen den zu unserer Rechten aufwärts stehenden Graben stets rechts liegen und bewegten uns in Windungen durch den Hochwald aufwärts, wobei uns ein Jagdsteig sehr zustatten kam.

Mit dem Höherkommen verließen wir allmählich den dichten Fichtenwald und gelangten in die schütterten Birkenbestände, wo uns manch junges Bäumchen ob seiner Stammverletzungen auffiel. Wie in allen Angelegenheiten, die den Forst betrafen, wandten wir uns auch in dieser uns unerklärlichen Erscheinung am Abend beim Stammtisch an den Herrn Forstverwalter, der uns, wie immer, in liebenswürdigster Weise die Aufklärung gab, daß es Hirsche gibt, die das Abziehen der jungen Baumrinde als besonderen Sport betreiben und in Folge des großen Schadens, den sie hierdurch im Forste anrichten, abgeschossen werden müssen.

Bei zunehmender Höhe kamen wir auf große Lichtungen, die schöne Ausblicke gewährten und mit vielversprechendem Schnee bedeckt waren. Nach kurzer Rast, die nach dem steilen Anstiege sehr wohltuend war, erreichten wir in einigen Winkelzügen den Südwestkamm.

Als bald kamen wir zur Einsicht, daß es das Vernünftigste wäre, den Weiteranstieg zu Fuß auszuführen, da der Kamm sehr stark abgeblasen war. Die Brettel wurden ihres Amtes enthoben und wir strebten in gemüthlicher und ausichtsreicher Wanderung dem Eisenhut zu.

Der Besuch des Kleinen Eisenhuts gewährte uns den im Winter geradezu überwältigenden Einblick in die felsigen Nordabstürze, die durch den angewehten Schnee und durch die absonderlichsten Eisgebilde eine im Sonnenscheine gleißende Verkleidung aufwiesen.

Auf der kurzen Wanderung vom Kleinen zum großen Gipfel bekamen wir bereits einen Vorgesmack von der umfassenden Rundsicht, die sich uns kurze Zeit nachher vom höchsten Punkte des Eisenhuts darbot.

Von den vielen Nöden, die mein Fuß vorher betreten hatte, bot uns keiner eine derartig lohnende Aussicht nach allen Richtungen. Dem Einblick in die fächerartig daliegenden Täler der Niederen Tauern mit ihren sämtlichen Erhebungen im Westen und Norden, reichte sich der Blick auf die mugligen Berge Kärntens und Steiermarks im Osten an und fand seinen Abschluß im Süden mit den Steiner Alpen, den Karawanken und den Julischen Alpen.

Die Schau auf die nähergelegenen Höhen war von eigenem Reize, da sich die meisten Erhebungen nicht in der Ansicht, sondern in der Draufsicht darboten, wodurch auch die vielgestaltigen Talbildungen zur Wirkung kamen.

Wie viel konnte man in dieser kurzen Zeit des Gipfelaufenthaltes an erdkundlichem Wissen nachholen, um das man sich in vielen Schulstunden vergeblich bemühte! Auch meine Überzeugung, daß nur der Winter mit seiner Schneelage und der reinen Luft die Landschaft in wahrhaft greifbare Formen verwandelt, fand wieder einmal ihre Bestätigung.

Im wahrsten Sinne des Wortes trunten von der Fülle der Natureindrücke wandten wir uns zum Abstieg, wobei wir als bald die Überzeugung gewannen, daß es doch klüger gewesen wäre, die Brettel mitzutragen, da die Schneelage in der Richtung Eisenhut—Wintertaler Nod eine vollkommen geschlossene war, die eine ununterbrochene Abfahrt bis zu den Klawatschhütten oder bis in den Graben gewährleistete hätte. Erst von oben aus überzeugte ich mich, daß es auch für den Anstieg weitaus günstiger gewesen wäre, von den Klawatschhütten nordöstlich gegen den P. 2248 anzusteigen.

Brettellos wie wir waren, hummelten wir wieder vergnügt über den aperen Südwestfamm hinunter, bis wir zum Brettellager kamen.

Eine frohe Fahrt über freie Flächen und durch schütteren Wald folgte der Fußwanderung, die zum Schlusse, als wir von den Klawatschhütten unmittelbar in das Tal abfuhr, zu großer Heiterkeit Veranlassung bot, da wir in einen Erlebnistand gerieten, der ein wahres Kunstfahren voraussetzte, um wieder mit heiler Haut aus ihm herauszukommen.

Am der Talsohle angelangt, hatte der Zauber sein Ende und es schloß sich die unvermeidliche Grabenwanderung an, die durch manches heiteres Abfahrterlebnis gewürzt wurde.

Bevor ich von meinem mir so lieb gewordenen Turrach Abschied nehme, möchte ich noch des Höhenzuges Erwähnung tun, der zwischen Kilnprein und Königstuhl liegt, somit die westliche Begrenzung des Turracher Vedens bildet.

Drei besondere Erhebungen: Das Reihed, 2301 m, der Frauennod, 2261 m, und der Mühlbacher Rod, 2266 m, liegen in einer Kammlinie, die den Kesselgraben vom Rendlsbrudergraben trennt.

Wenngleich die Zugänge zu diesen Gipfeln vom Kesselgraben aus infolge des dichten Waldbestandes und der steilen Hänge im unteren Teil wenig verlockend sind, so läßt sich doch auf gut angelegten Jagdwegen und -Straßen eine ausgedehnte, sanft geneigte Hochfläche erreichen, von der aus eine mühelose Besteigung der Gipfel möglich ist.

Ein solch schön gebahnter Zugang zweigt etwa eine halbe Stunde von Turrach entfernt vom Kesselgraben nach rechts ab. Bei einer Tafel, die den Namen eines Angehörigen der Familie Schwarzenberg trägt, beginnt die schöne breite Straße und zieht durch Hochwald hinan, verengt sich weiter oben, wenn sie zu jungen Baumbeständen kommt, zum Reitsteige, umzieht das Reihed an seiner Westseite und endet schließlich am Kilnprein.

Diese Straße benützte ich zur Besteigung des Reihed. Wie erwähnt geht es vorerst durch Fichtenwald und anschließend daran kommt man in den Bereich der Zirben, die auf dieser Hochfläche förmliche Haine bilden.

Es sind uralte Baumbestände, die man wohl selten wo anders in solch guter Verfassung vorfinden wird. Ich schreibe dies der geschützten Lage dieses Forstes zu und natürlich nicht zuletzt der schonenden Hand des Besitzers.

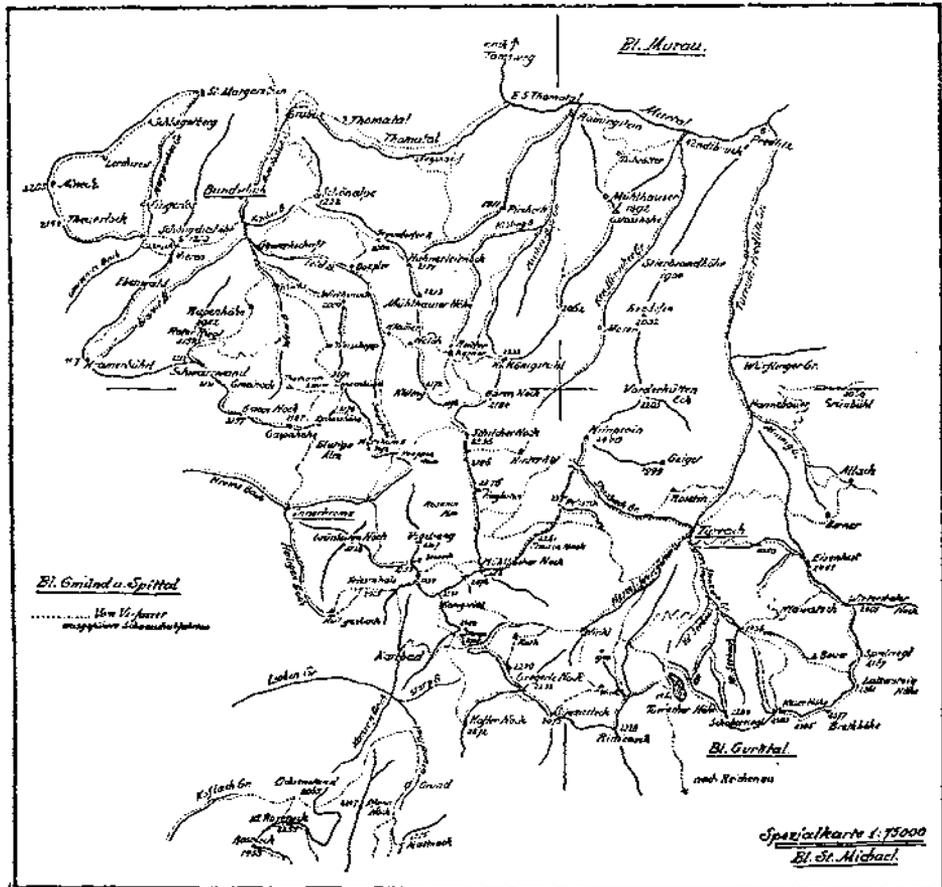
Die Besteigung der Gipfel macht infolge des allmählichen Anstiegens der Hochfläche bis zum Kämme keinerlei Schwierigkeiten und verlohnt sich aus eben denselben Gründen zur Abfahrt, wobei man in der Wahl der Richtung vollständig Freiheit hat. Die ausgedehnten Hänge des Mühlbacher Rod gegen die Werchzinnalpe zählen wohl zu den verlockendsten.

Zum Verlassen Turrachs wird zumeist die Straße im Turracher Graben benützt werden, denn sie ermöglicht das Erreichen der Eisenbahn entweder mittels Schlitten oder zu Fuß in verhältnismäßig kurzer Zeit.

Zur Abwechslung jedoch und um auch den letzten Tag noch voll auszunützen, können die Rämme zur Linken und zur Rechten des Grabens befahren werden.

Der Ramm zur Linken führt über den Kilnprein, das Vorderhüttened, den Grabofen und die Stierbrandhöhe nach Predlitz und ist wohl nur bei sehr guter Schneelage empfehlenswert. Infolge der Länge des Rammes und der bedeutenden Höhe ist frühes Aufbrechen sehr geraten.

Um zum rechten Höhenrücken zu gelangen, geht man vom Turrachtal auswärts bis zum Hannebauer, verfolgt dann den Mintgraben bis zu einem alten Bauernhaus, das einem Forstarbeiter Unterstand bietet, in dessen Nähe auch eine Pflanzschule ist und wendet sich von dort aus nach links aufwärts durch steilen Wald empor, wobei man sich immer an den für Forstzwecke angelegten Weg hält.



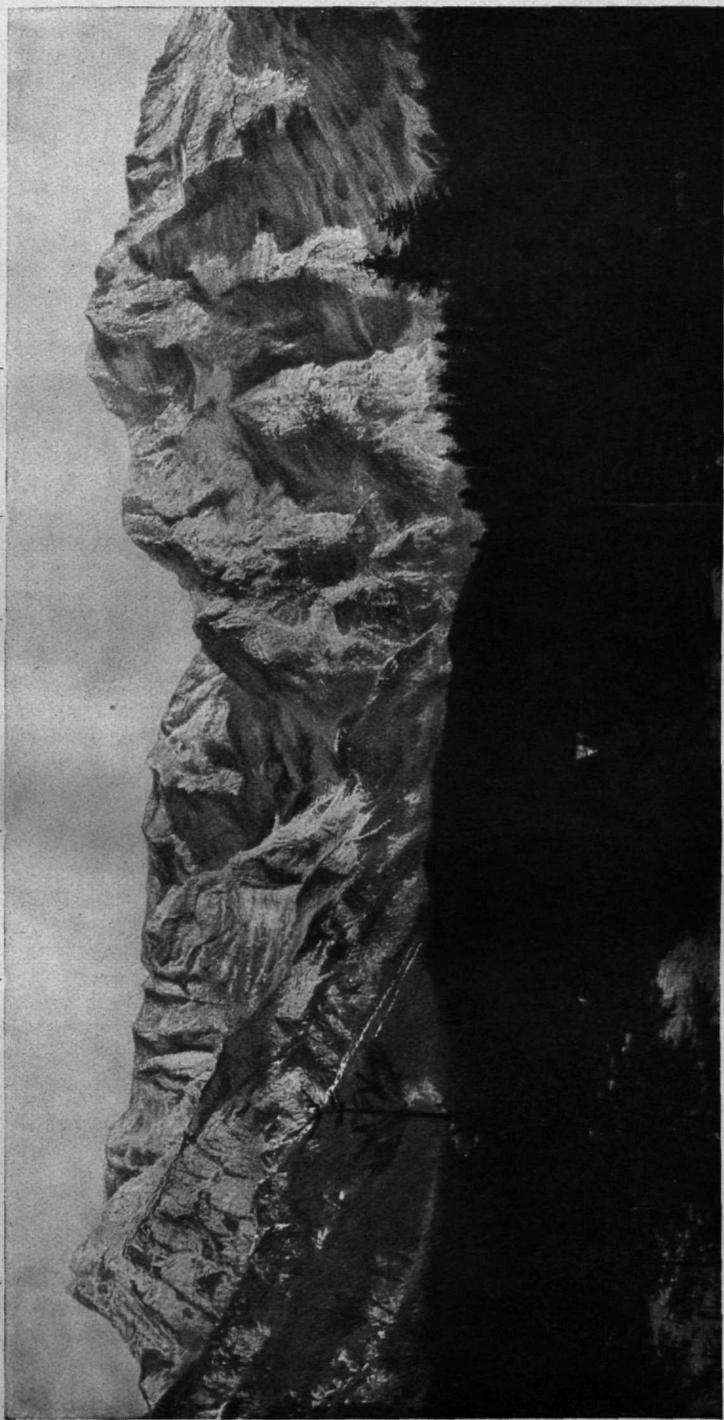
Routeskizze des Nockgebietes, von Paul Kollmann

Dieser Weg macht weit oben eine Kehre nach links und zieht sich unter der Höhe des Rückens der von Grönbühl nach Westen abstreicht bis zu einem Durchschlag, den man bereits von Turrach aus sieht. Bei diesem Durchschlag betritt man den erwähnten Rücken und verfolgt ihn bis zum Grönbühl.

Hier beginnt die eigentliche Rammwanderung über die Würflinger Höhe, 2195 m, Stranerhöhe, 2121 m, und Stalberhöhe, 1958 m, an die die Abfahrt auf wunderschön angelegter Almstraße über die Albaueralm zur Pexneralm anschließt, die bei P. 930 im Paalgraben endet. Die Eisenbahn erreicht man in Stadl a. d. Mur.

Da auch diese Wanderung ziemlich zeitraubend ist, empfiehlt es sich, in Turrach frühzeitig aufzubrechen.

Swillingen
Hoher Priel
W. Gütte
Reichsbahnsteil
Muntler-Köpf
Schermberg



Aufnahme von Odr. Seemann

Sehental mit Swillingen, Hohem Priel und Schermberg



Aufnahme von Geogr. Seemann

Schermsberg - Nordwand



Mit diesen Schilderungen wäre der engere Wanderbereich von Turrach erschöpft und es bleibt der Unternehmungslust des Schneeschuhfahrers anheimgestellt, durch geschickte Verbindung der geschilderten Partien mit solchen in die weitere Umgebung Turrachs neue reizvolle Wanderungen zu schaffen, woraus sich ein beinahe unererschöpflicher Tätigkeitsbereich ergibt.

Halte ich nun nach allen diesen Beschreibungen einen kurzen Rückblick, so kann ich meine Ausführungen nur mit einem aufrichtigen Lob auf das Rodgebiet schließen. Der alpine Schneeschuhfahrer wird in den verlassenen Tälern, auf den aussichtsreichen Rängen und Gipfeln jene Weltabgeschiedenheit finden, die winterliche Wanderungen zum höchsten Genuße machen. Die ungestörte Freizügigkeit läßt das schöne Gefühl aufkommen, daß man auf Boden wandert, der Gemeingut aller ist. Frei kann der Blick nach allen Richtungen schweifen und schier endlos reihen sich die riesigen Kuppen aneinander, zwischen denen die ausgedehnten Almböden liegen.

Das in anderen Gebieten so bald auftretende Gefühl des Engbegrenzten, wo man nach einem Besuche nicht mehr weiß, was Neues zu machen wäre, wird man in den Roden nicht verspüren. Dadurch, daß jeder Gipfel mit Schneeschuh leicht zu besteigen und deren eine Anzahl vorhanden ist, läßt sich der Wanderplan zu bedeutender Größe ausarbeiten. Zudem sind die Schneeverhältnisse fast immer günstig und besonders zur Weihnachtszeit nahm ich stets Zuflucht zu den geliebten Roden, da ich sicher war, guten Schnee in reichlicher Menge vorzufinden. Wer nicht nur auf Gipfel und schöne Abfahrten bedacht ist, findet an der Lieblichkeit der Täler und Almen, sowie an den herrlichen Wäldern mit alten Zirbenbeständen seinen Gefallen.

Die freundliche Aufnahme in den bescheidenen Wirtschaften der kleinen Orte des Rodgebietes wird nach dem Kriege sicher eine noch herzlichere werden, so daß der Gast mit dem schönen Gefühle scheidet, als ob er zu Hause gewesen wäre.

Der einzige Vorwurf, der den Roden gemacht werden könnte, ist ihre umständliche und zeitraubende Erreichbarkeit. Ich für meinen Teil klage sie aber deshalb nicht an, denn hinter dieser schweren Zugänglichkeit verbirgt sich der Zauber der Weltabgeschiedenheit. Gerne nehme ich die Mühen und Kosten einer langen und unbequemen Bahnfahrt mit anschließender Grabenwanderung auf mich, denn ich weiß, daß mir als höchster Lohn Tage ungestörten Naturgenusses bevorstehen, und daß mich nichts an den Alltag erinnert.

Die Lage und Ausdehnung des Gebietes sorgt dafür, daß dieser Zustand noch Jahrzehnte anhalten wird, und deshalb will ich alljährlich zu Euch, Ihr geliebten Roden, wallfahren, um aus Eurem Borne der Ursprünglichkeit neuen Lebensmut zu schöpfen.

Das Almtal und die Nordseite des Toten Gebirges.

Von Sepp Huber, Wels.

Ein von Natur reich ausgestattetes und durch der Menschen Fleiß gut kultiviertes Land, liegt wie ein großer Park vor unseren Augen, wenn wir von einem erhabenen Standpunkt über das Land ob der Enns blicken, das im Süden ein gewaltiger Kranz von Bergen abschließt. Von den schroff abbrechenden Hochflächen der Nördlichen Kalkalpen mit ihren Gipfeln und Firnsfeldern als ein prächtiges Bergland sich allmählich nieder senkend in eine fruchtbare, von Sage und Geschichte umwobene Ebene, und dann wieder übergehend in die lachende Anmut einer Hügellandschaft, die bis zu den blauen Höhen des Böhmer Waldes ansteigt, dazwischen tiefgrüne, schweigende Wälder, in Blumen prangende Wiesen, wogende Ährenfelder, — das ist das Bild unseres lieben Oberösterreichs.

Und inmitten dieser an Schönheit so reichen Landschaft liegt abseits der Hauptverkehrsadern, wie das träumende Dornröschen, das Almtal zu Fühen am Nordabfall des Toten Gebirges; obwohl von Wels eine Filgelbahn, 47 km lang, bis Grünau führt, verhältnismäßig wenig besucht, indes andere Gebiete unter Massenbesuch leiden.

Zum förderlichen Ausgleich sollen die nachfolgenden Schilderungen beitragen und diesem lerndeutschen Gau und seiner beglückenden Schönheit zur verdienten Anerkennung und Würdigung verhelfen.

Das Alm- und Hehental und ihre Berge — welche Freuden und Mühen knüpfen sich an diese wenigen Wortel — Seit 1912 das erklärte Arbeitsgebiet der Welsler Bergfreunde, vor allem unserer Sektion Wels, wird dies jedem verständlich sein, der selbst einmal nicht nur als Nutznießer der Schöpfungen unseres Vereins, sondern gestaltend zu deren Werden beigetragen hat, und man wird daher begreifen, daß wir befriedigt auf die getane gute Arbeit blicken im Bewußtsein, mit bester Absicht und bestem Können den Zwecken des D. u. S. A. B. gedient zu haben.

Neben vortrefflichen Kaffstätten im Tale sind ein von der S. Wels gepachtetes und bewirtschaftetes Schutzhäus, für 70 Besucher, und zwei unbewirtschaftete Alpenvereinshütten, für 20 bezw. 30 Besucher Unterstand bietend, seit dieser Zeit entstanden. Und den Wanderer leiten gut bezeichnete Tal- und Bergwege zu genutzreichen Zielen. Die Zugänge auf die Seisenburg, auf die Vorberge: Kaiserkogel, Hochsalm, Rasberg, Zwillingstogel u. a. m. hält die rührige alpine Gesellschaft „D'Almtaler“ in Wels mustergültig in Stand. Auch prachtvolle Übergänge, wie von Grünau über die Wasserböden, von Trazenbühl zur Mayralm, von der Habernau nach Rindbach-Ebensee gehören in deren Arbeitsgebiet. In den Ausgangspunkten finden sich Gasthäuser mit guter Bewirtung, Beherbergung und aufmerkamer Bedienung.

In Scharnstein, dem größten Industrieort des Almtales, nimmt die Umgebung alpinen Charakter an; die zwischen dem Alm- und Trauntale liegenden Vorberge, dahinter der Gipfel des Traunsteins, 1691 m, treten nahe heran. Im Osten erstrecken sich würzige Tannenforste bis zum Gipfel des Hochsalm, 1403 m, hinan, der in 2—2½ Stunden auf gefahrlosen Wegen, durch das blumenreiche Tiefenbachtal oder über den Hamberg (beliebter Winterportplatz) bequem zu erreichen ist. Vom Gipfel führt ein bezeichneter Steig zur Enzenbachmühle und nach Grünau (2 Stunden).

Der Name Scharnstein rührt vom Schlosse und der alten, heute zur Ruine gewordenen Burg her, die im Mittelalter von den Herren von Pollheim gegründet worden

war und später an die Familien Wallsee und Jörger überging. Wie die Legende erzählt, soll die Burg von dem rachedurstigen Bruder des Schlossherrn während eines erheuchelten Veröhnungsfestes in Brand gesteckt worden sein.

Nach zweistündiger abwechslungsreicher Bahnfahrt ab Weis erreicht man die Endstation Grünau, einen lieblich gelegenen Ort, ganz seinem Namen entsprechend. Ist auch von der herrlichen Szenerie des Toten Gebirges noch nichts zu sehen, der naturförmige Bergfreud wird sich nicht beklagen, denn er findet schon hier genug des Schönen. Von den nächsten Zielen ist der Rasberg, 1743 m, der nicht nur der schönen Aussicht, sondern auch wegen seines Blütenreichtums viel besucht wird, am begehrtesten; oder man wandert zur Kremsmauer, 1599 m, auf den Hochalm, Zwillingstogel, unternimmt Talübergänge durch den Hauergraben nach Gmunden, über die Wasserböden nach Steyrling. Lenkt man aber seine Schritte auf der Straße längs dem Ufer der kristallklaren Alm taleinwärts, beleben kleine und größere Häuschen in bodenständiger Bauform und manche schmude Villa, die zur romantischen Umgebung vortrefflich paßt, das Landschaftsbild, das mit seiner Wohlgepflegtheit im Tale wie an den reichbewaldeten Lehnen, die ihm parkartiges Aussehen verleiht, sofort bestrahlt.

Je weiter man talein kommt, je höher werden die Berge, und bald erblickt man im Hintergrunde die kahlen, felsigen Gipfel, die den Almsee umrahmen, bis nach dreiviertelstündiger Wanderung die Fahrstraße in den Wald führt, der den freien Blick einengt und wo statt dem bisherigen Rauschen der klaren Alm das äolische Harfen der Fichtentronen den Wanderer umfängt. Stimmungsvoll steht eine kleine Kapelle im tiefen Walde, feierliche Ruhe ringsum, trotz des steten Raunens in den Wipfeln — Waldbandacht! Nach 1 $\frac{3}{4}$ stündiger Wanderung, kurz nach Überschreitung einer Brücke über den Almfluß ändert sich das Bild: wir treten auf eine sattgrüne, blumige Wiese, die ehrwürdige Fichten und Buchen rings umschließen.

Ou trauer, stiller Heimatswinkel! Wie oft und gern ruhte ich hier sinnend auf der grünen Matte und lauschte dem Waldweben! Über den Wipfeln, zauberhaft verschleiert, erscheint der Berggug vom Kleinen zum Großen Priel, traumbildartig wie das geheimnisvolle Land seligen Wünschens und Sehens. Rechts anschließend, schauen über bewaldeten Vorbergen, deutlicher hervortretend, wie starre unbeugsame Wächter in siegreicher Schönheit die Almseeberge herein, uns ein Bild vor Augen führend, das mit den berühmtesten Prunkblicken unserer Alpen sich erfolgreich messen kann.

Die parkartige Pflanzung vollends überschreitend, erreicht man das behagliche Gasthaus zum „Jäger-Simmerl“, eine Einkehr nach altem Schlag, wo sich's noch angenehm rasten läßt und nicht jeder Händedrud Geld bedeutet.

Hier führt rechts der herrlich schöne, fünfstündige Waldweg, rotweiß bezeichnet, westwärts über Auerbach-Rindbach nach Ebensee; südbüchlich zweigt ein Fahrweg in die Hehau zum Almtalerhaus ab (1 $\frac{1}{4}$ Stunden), und südwestlich, gerade weiter leitet die Straße in drei Viertelstunden zum Almsee, einem der schönsten Winkel unserer Heimat, den schon ihr begnadeter Sohn, Adalbert Stifter, als Dichter und Maler verherrlicht hat.

In einem vom 13. August 1834 datierten Schreiben aus Aufsee schildert er den schönen Gebirgssee, den er auch oft gemalt hat, wie der Vollmond hinter dem Röllberg emporsteigt auf folgende tiefempfundene Weise: „Ein lichter Schein stand unten an dem bezeichneten Berge — die Mondesaurora war es; ich glaube, er selber werde jetzt aufsteigen, aber nur der Schein kamm längs der steilen Kante des Felsens, der ordentlich schwarz gegen diesen Schimmer stand, bis der Mond endlich gerade auf dem Gipfel des Steines wie ein großes Freudenfeuer emporzuschlug zu dem Himmel, an dem schon alle Sterne hartten. Er trennte sich sodann und schwamm wie eine losgebundene, blühende weißglühende Silberkugel in dem dunklen Äther empor — und alles war hier unten wieder hell und klar. Die Berge standen wieder alle da und

troffen von dem weißen, niederrinnenden Lichte, das Wasser trennte sich und wimmelte von Silberbliden, ein Lichtregen ging in dem ganzen Bergkessel nieder und jedes feuchte Steinchen und jedes tauige Gräschen hatte seine Funken“.

Und von einer Fahrt im Vollmond über den Almsee schrieb er: „Die Berge traten zurück und standen groß da in lichtnebligen Schleiern und sanft in träumerischer Magie und ich schwamm auf dem schönen, glatten, flimmernden Elemente und bei jedem Ruberschlage rann flüssiges Silber um mein Schiffchen“.

Ein herrliches Diadem von Bergen umschließt den Almsee. Der Solitär dieses prachtvollen Schmudes ist der Zwölfertogel, daran reiht sich der Elfer- und Zehnerkogel, so benannt als Zeiger einer Sonnenuhr der Natur; dann erhebt sich in glatten Mauern der Röllberg, auch Rotgshirt genannt, an dessen Wänden sich vor 200 Jahren zwischen dem Almsee-Förster Föhrenberger und einem berühmten Wilderer, „Sepp, dem Holzknecht“ eine schaurige Geschichte abgepielt hat.

In „Aus der Hoamat“ erzählt Karl Adam Kaltenbrunner diese an Kaiser Maxens Martinswandabenteuer erinnernde Begebenheit ausführlich, die knapp gefaßt lautet: Förster und Wilderer, die beiden Kraftnaturen, waren im dichten Nebel plötzlich im Gefels aneinandergeraten und nach einem Fehlschuß des Försters ins Handgemenge gekommen, wobei dieser, einen Fehltritt machend, abstürzte. Der Holzknecht floh, wurde aber als Verdächtiger verhaftet, gab jedoch nur zu, waffenlos im Revier gewesen zu sein, so daß er mit halbjähriger Gefängnisstrafe davonkam.

Viele Jahre später wurde eines Abends Hubert, dem Sohn des Försters, der seinem Vater, den er seinerzeit nach langer, langer Suche als Leiche geborgen hatte, im Amte gefolgt war, von einem vom Zwölfertogel heimkehrenden Jägerburschen gemeldet, daß droben im steilen Gewände ein Verdächtiger sich versteckt habe. Hubert, mit seinen Jägern hingeeilt, erkannte Sepp, aber auch nach viertägigen vergeblichen Versuchen die Unmöglichkeit, den Versteigene zu erreichen.

Auf die Kunde dieses Vorfalles sammelte sich immer mehr Volk aus der Gegend an, darunter auch Besevl, Sepps Tochter. Als der Aufgegebene sein Kind unten erkannte, winkte er ihm zu und segnete es zum Abschied. Nachdem der Pfarrer dem sicher graufigem Tode Geweihten aus der Tiefe empor die letzte Ölung gespendet hatte, sprang Sepp verzweifelt auf, entblößte die Brust und deutete an, man möge ihn durch einen Gnadenschuß vor dem Verschwachen bewahren. Schon schlug der Förster Hubert mit den Worten: „Für meinen Vater!“ die Büchse an, da warf sich Gottlieb, ein junger Freund Sepps, dazwischen und vermaß sich, noch einen Rettungsversuch zu machen. Und am sechsten Tag gelang es ihm, Sepp zu erreichen und mittels Seilen aus dem Felsengrab zu befreien.

Als sie den ganz gebrochenen Sepp ins Forsthaus brachten, ließ ihn der junge Förster großmütig ziehen, da Sepp reuig versprach, seinem Wildschützenleben für immer zu entsagen, was er auch getreulich hielt.

Zu gutem Ausklang wurde dann Gottlieb und Besevl ein Paar, und Sepp erlebte noch das Glück, ein Enkelkind herzen zu können.

Der meist spiegelglatte, tiefgrüne Almsee ist aber nicht nur landschaftlich ein köstliches Juwel, er beherbergt auch viele schmachhafte Edelische und belläufig in der Mitte ein liebensfaches geschwähliges Echo, dessen treue Güte und Unermüdblichkeit ich stets bewundert habe, daß es nicht längst an Erschöpfung gestorben oder wenigstens gestreift hat. Denn während der Reisezeit wird es unzähligmal angejodelt und angesungen, und bleibt dennoch keinem die Antwort schuldig, mag er's noch so albern anrufen! U. Schloffer preist es mit folgenden Worten:

„In der Mitten der See schaut so grün und klar aus
Und dort oben auf der Höh ist das Echo gar g'Haus.“

I hör dich so gern, mein lieb's Echo, glaub's g'wiß!
Du machst nig dazua, wie's bein Leut'n sonst is!

Am oberen Ende des Sees liegt wie ein weitläufiges Hospiz das alte Forsthaus des Stiftes Kremsmünster, dem nach einer in der Hauskapelle befindlichen Gedenktafel, Karl der Große im Jahre 782 diesen schönen Erdenwinkel übergeben hatte. Der Besitz ging zwar später verloren, wurde aber vom Stifte mit der Herrschaft Scharstein 1624 wieder erworben und 1652 unter Abt Placidus das jetzige Seehaus erbaut. Freudigkeit und Freundlichkeit geht durch dieses Haus, in dem das wadere Ehepaar Straßer schon jahrelang die Wirtschaft patriarchalisch führt. Ein stiller, auf Vertrauen gegründeter Vertrag scheint hier noch zwischen Gast und Wirt zu bestehen.

Vom Seehaus leitet gegen West ein bezeichneter Waldweg in 3 Stunden über den Hochpfad zum Offensee und in weiteren $2\frac{1}{2}$ Stunden nach Steinklögl an der Traun; und gegen Süd führt ein Sträßchen, weißrot bezeichnet, fast eben in die Au, wo der Anstieg zur Hochfläche des Toten Gebirges über das Grieskar oder durch die Röll beginnt. Nach einer gemeinsamen Wegstunde trennen sich die beiden Anstiege, indem rechts (westlich) der Weg ins Grieskar, links in südlicher Richtung, der Zugang durch die Röll abzweigt. Beide Wege haben ihre besonderen Reize und turistische Bedeutung; sie vereinigen sich zwar in der Elmgrube wieder, sind aber jeder für eine andere Reihe von Bergen als Zugangsmittel von Wert. Während der Grieskarsteig, abgesehen von den Gipfeln seiner unmittelbaren Umgebung, auch für Woifling, 2061 m, Wilder Gähel und Salzöfen, ebenfalls über 2000 m hohe Berge, dann als Übergang zur Wildenseehütte unserer Sektion Aufsee sehr wertvoll ist, wird durch den Röllweg die Besteigung des Rothgshir, 2257 m, und Schermberges, 2400 m, vom Almsee aus an einem Tag ermöglicht; überdies führt er den Weg zur Elmgrubenhütte um eine gute Stunde ab.

Der Grieskarsteig führt anfangs durch einen Wald von Alpenrosen, gewährt herrliche Blicke auf die gegenüberstehenden dolomitartigen Seemauern mit ihren Türmen und Zaden und wird wegen seiner landschaftlichen Schönheit mit Recht gerühmt. Turistisch interessant ist besonders der letzte Teil des Weges, wo eine eiserne Leiter und ein langes Drahtseil den Ausstieg erleichtert und ungefährlich macht. Diese Anlage wurde in dankbarer Anerkennung der großen Opfer beim Wegbau und für überaus fleißige Mitarbeit beim Bau der Welferhütte „Ernst-Urban-Band“ benannt. Von der Grieskarscharte, die man vom See in 4 Stunden erreicht, lassen sich in einer Stunde sehr empfehlenswerte Ausichtsberge ohne Gefahr besteigen, und zwar: Gegen Ost der Esferkogel, 2035 m, den ich weniger empfehle, gegen West der Zwölferkogel, 2095 m, der hingegen infolge der vorgeschobenen Lage zu den schönsten Ausichtsbergen im Gipfelkranz der Almsee-Umrahmung gezählt werden muß.

Von der Grieskarscharte ist dann auf bezeichnetem Wege die Elmgrubenhütte, 1670 m, in einer Stunde zu erreichen. Diese Hütte wurde im Jahre 1921 von der Sektion Ling an die Sektion Wels des D. u. S. A.-V. übergeben, welche im Einverständnis mit der Forstverwaltung Grundlsee bezw. der Forst- und Domänen-Direktion Smunden die Schlafstellen von 12 auf 30 erhöht hat. Die Hütte, nicht nur im Sommer, sondern auch im Winter gut besucht, entspricht aber trotzdem den heutigen Bedürfnissen nicht mehr, weshalb die Sektion Wels bestrebt ist, sobald die Verhältnisse es ermöglichen, am Elmsee ein kleines bewirtschaftetes Schutzhäuschen neu zu bauen. Der meist begangene Weg zur Elmgrube führt zwar vom Grundlsee herauf, vorüber am Großen und Kleinen Langgangsee, der in der Zeitschrift 1912 von Dr. Fris Benesch prächtig geschildert ist, dennoch steht der seltener benutzte Zugang vom Almsee herauf an landschaftlicher Schönheit nicht zurück.

Der Schläufer freilich sollte diese Wege, ausgesprochene Laminengassen, lieber mei-

den und den weiteren aber sicheren Weg über die Vorderbachalm nehmen, wie es der ausgezeichnete Schifführer Hans Reindls angibt.

Durch die Röll führt jetzt — ich darf es trotz Bescheidenheit nicht verschweigen — der „Sepp-Huber-Steig“. Dessen Bau wurde 1921 begonnen, im Jahre 1922 mit Anbringung von 200 m Drahtseilen vollendet. Dieser Zugang kann nun allen Bergwanderern als ein idealer, nicht schwerer Klettersteig empfohlen werden. Landschaftlich bietet die Röll, ein um 200 m niederer Übergang wie das Grieslar, eine erlebte Szenerie; es werden dort Naturgegenstände wirksam, die wahrlich eine Sehenswürdigkeit des Toten Gebirges genannt werden müssen. Auf der einen Seite die Seemauern mit ihren herrlichen Felsfronten, auf der anderen Seite gegenüber eine gebänderte Wandflucht, die beinahe senkrecht unvermittelt zu den grünen Matten absetzt, wirkt nach diesem fast beklemmenden Felszirkus der Ausblick vom Röllsattel um so überraschender, denn dort oben öffnet sich dem Auge plötzlich eine unermeßliche Weite, die mit dem Rückblick in die Tiefe unvergeßlichen Eindruck macht. Selbst manch' hoher Berg bietet nicht solchen Zauber von Tal und Höhenbildern wie dieser Übergang durch die Röll. Dazu kann man noch die Besteigung des Rotgchirrs, 2257 m, vom Sattel anschließen, die zwar mühsam aber nicht schwierig ist. Hingegen ist die vollständige Überschreitung des auch Röllberg genannten Rotgchirrs keine leichte Sache, für schwindelfreie Bergsteiger aber eine sehr abwechslungs- und ausichtsreiche Gratwanderung. Der Berg ist noch viel zu wenig bekannt, da in seiner nächsten Nähe höhere Ziele die Bergsteiger anlocken, aber das Rotgchirr zählt zu den schönsten Gipfeln im Arbeitsgebiet unserer Sektion, für den Feinschmeder-Bergsteiger nicht zum wenigsten schon deshalb, weil er einsam ist und nicht überlaufen wird. Verhältnismäßig leicht ist seine Besteigung auch vom Wege: Elmgrube — Großer Priel, von dem man dort, wo der Anstieg zu den Rotfögeln beginnt, dort, wo sich der Steig von Nordnordost nach Osten wendet, in der Richtung auf den Gipfel zugeht, um durch die Westwand aufzusteigen. Sehr leicht, aber mühsam infolge des groben Blockwerks, ist der Aufstieg von der Ostseite, vom „Aufgehädet“, wobei man der höchsten Gratscharte links vom Gipfel zustrebt, um gleich darauf leicht den Gipfel zu erreichen, welche Richtung besonders bei reichlichem Schnee im Abstieg sehr zu empfehlen ist.

Die zweite Bucht, die in den Nordabfall des Toten Gebirges eingesenkt ist und einen sicherlich nicht minder schönen Zugang zu seiner Hochfläche und den daraus aufragenden Gipfeln vermittelt, ist die Hekau. Von der paradiesischen Lichtung Habernau ausgehend, durch welch' prächtigen Naturpark führt das Fahrsträßchen dorthin! Mächtige Buchen und Fichten wölben ihr Blätterdach über uns, die hastig entgegenkommende Straned sähelt uns erfrischend kühlen Hauch ins Antlitz und plötzlich weitet sich vor den schönheiterstrunkenen Blicken ein unvergleichliches Hochgebirgsbild: über saftig grünen Nadelholzzaun erhebt sich eine gewaltige Felszenerie mit kühn gebrochener Gratlinie, die Berge vom Kleinen zum Großen Priel, der Schermberg und die Seemauern. Eine ebenso großartige, wie vollendet schöne Schöpfung der Natur, die nur ein gottbegnadeter Künstler, Schildernd oder darstellend, wiederzugeben versuchen darf. Mein unvollkommenes Stammeln will nur ein Ansporn sein, die Herrlichkeit selbst in Augenschein zu nehmen.

Schon etwa 20 Minuten nach der Habernau kommt man über eine Brücke zur Fzarwiese, wo sich die Seemauer enthüllen. Über den „Polster“, eine einsame Waldlichtung mit verstreuten Holznechtshütten, weiter wandernd, folgen taleinwärts eine Reihe entzückender Bilder, darunter ein prächtiger Wasserfall, ein Seitenstück zur Strombodding im Stodertal. — Wenn auch nicht so mächtig, nicht aus so großer Höhe herabstürzend, bildet er dennoch ein Glanzstück des Weges. Noch stets habe ich dort auf dem

großen Felsblock ober dem Fall, auf natürlicher Felsbank ruhend, beschauliche Rast gehalten, immer wieder in Bewunderung versunken, so oft ich auch das Gehäutal schon geschaut.

Weiter drinnen im stillen Waldtale quert man dann auf einer Holzbrücke ein kristallklares Bächlein, den Abfluß der beiden Obseen, worauf man bald zu einer Straßengabelung kommt. Links geht's zum schmucken Baron Herringschen Jagdhaus Seeletten, rechts führt das Sträßchen, der flinken, über viele Felsstufen herabschäumenden Straned treu bleibend, in die Gehau weiter, die wir von Habernau her nach 1½ stündiger Wanderung erreichen. Mit den vielen Holzknechtshütten, die das hochhohe „Almtalerhaus“ umstehen, mutet die Siedlung wie eine kleine Ortschaft an.

Das Almtaler Haus besitzt ein geräumiges Speisezimmer, eine große Küche (zugleich Winterraum), vier kleine und ein größeres Zimmer, zwei allgemeine Schlafräume, so daß es 60 Personen Nachherberge bieten kann. Ursprünglich vom Stifte Kremsmünster erbaut, von Baron Herring bedeutend vergrößert, wurde das Almtalerhaus 1921 von unserer Sektion gepachtet, das wir von Ende Mai bis Mitte September bewirtschaften.

Das wunderschön gelegene Haus, ringsum von prächtigem Nadelwald umschlossen, der aber nirgends den Ausblick hindert, ist allein schon eines Besuches wert, denn hier spricht die Natur mit tausend Stimmen zu uns, deren feierliche Stille nur von melodischem Bergbachrauschen und munterem Vogelsang harmonisch unterbrochen, die beseligende Berg einsamkeit erst recht bewußt werden läßt. — Die prächtige gegensatzreiche Bergwelt bietet im Süden ein Bild von überwältigender Größe und Herbheit, zeigt im Norden hingegen sanfte Berglehnen, dunkelgrün bewachsen bis zum Rücken des Kasbergs hinan.

Hier entfaltet sich Naturvollkommenheit, die nur der voll und ganz erfassen wird, dessen Herz und Sinn die Gottesnatur zur Anbetung stimmt. Wenn die Saat des Morgenrottes die ganze Kette dieser Fels- und Schneebedäubten Gipfel, die tiefgrünen Wälder mit ihrem holden Lichtzauber streift oder das große Flammen eines Sonnenunterganges alles auflösen läßt, wenn in den stolzen Wäldern das Sonnengold sich von den Wipfeln löst und aus den tiefen Talgründen die Nacht aufsteigt, wenn über die Welt ein letzter zarter Hauch hinschwebt und die zwei Spiegelaugen der beiden Obseen wie in wehmütig-süßen Freudentränen schimmern, dann muß' ich immer der Dichterworte denken, mit denen Adalbert Stifter „Das alte Siegel“ stimmungsvoll abschließt:

„Nur die Berge stehen noch in alter Pracht und Herrlichkeit — ihre Häupter werden glänzen, wenn wir und andere Geschlechter dahin sind, so wie sie gegläntzt haben, als der Römer durch ihre Täler ging und dann der Alemanne, dann der Hunne und dann andere und wieder andere —. Wie viele werden noch nach uns kommen, denen sie Freude und sanfte Trauer in das betrachtende Herz senken, bis auch sie dahin sind und vielleicht auch die schöne, so freundliche Erde, die uns doch jetzt festgegründet und für Ewigkeiten gebaut scheint.“

Während gegen Osten ein rotweiß bezeichneter, 1922 neu angelegter und verbesserter Weg über den Ring in die Bernerau hinüber und nach Steyrlling an der Pöhrnbahn führt (3½—4 Stunden), leitet in die herausfordernden Felswände im Süden ein guter Serpentinpfad zur 3 Stunden entfernten *W e i s e r H ü t t e*, von der man in weiteren 2 Stunden den Gipfel des Großen Priel erreichen kann.

Etwa 150 Schritte hinter dem Almtalerhaus gehen zwei weißrote Kreuzmarkierungen, die Weiser auf den Großen Priel, auseinander, um nach 20 Minuten wieder zusammenzutreffen. Die links abzweigende bringt in einen förmlichen Urwald, wo uns tiefer Waldesfrieden umfängt, die rechts führende leitet an dem Ursprung der Straned vorüber. — Kristallhell quillt der Bach urplötzlich aus Felsen hervor, einen prächtig grünen Weiher bildend; doch schon nach wenigen Metern kommt Bewegung

ins Wasser und zwischen großen Felsblöcken beginnt der Bach schäumend und tosend dahinzustürzen, eilt drängend hinaus ins freie, sonnige Tal: ein Bild hoffnungsfroher, jugendlicher Weltfrucht! Rechts am Wege stehen die beiden Drachhütten in tiefer Waldeseinsamkeit. An dieser Stelle öffnet sich wieder ein schöner Ausblick zu den höchsten Bergen des roten Gebirges. — Wie gerne läßt sich der müde Wanderer zur stärkenden Rast hier nieder, wenn über des Hochwalds grüner Wipfelslut tiefes Schweigen ruht und eines leuchtenden Tages Schimmer wie ein goldener Traum sich vom Himmel auf diese Bergeshäupter niederseht.

Betnahe eben geht es dann durch den Hochwald weiter zur Vereinigungsstelle der beiden Wege, bei einem breiten Schuttfeld wieder freien Ausblick gewährend. — Wilde Felsberge mit himmelsstürmenden Wänden, steilen Rinnen und Kaminen treten vor das Auge, auf den Reuling einen überwältigenden Eindruck ausübend. Und wer heimwärts zieht, blickt von dieser Stelle nochmals zurück und nimmt schweren Herzens Abschied von dieser erhabenen Bergwelt.

Der Hehaubach ist nun verschwunden, er sucht seinen Lauf unter der gewaltigen Schuttablagerng, nur bei schweren Regengüssen und zur Zeit der Schneeschmelze wälzt er sich wie ein kleiner Strom über das breite Schotterbett, alles mit sich reißend. Eine ungefähr 300 Schritt lange und 6–8 m hohe Zementmauer, spöttisch „chinesische Mauer“ genannt, soll dem jungen Fichtenwald dann Schutz bieten. Dort, wo der Schuttstrom sich gegen die Zwillinge wendet, führt der Weg rechts, ein kurzes Stück steil ansteigend, zur Kasermannhütte hinauf. Diese wurde beim Baue der Welser Hütte von unseren strammen Turnern vielfach benützt und steht bei diesen in nicht besonders gutem Ruf, weil sie viel zu viel springlebendiges Inventar haben soll! Hochstämmig steht hier noch die dunkle Fichte neben hellgrünen Buchen, im dichten Unterholz wuchert aber bereits die Alpenflora.

Auf einer freien Wiese angelangt, werden unwillkürlich die Schritte gehemmt. Solche Wandabstürze, wie sie hier vor Augen treten, nenne ich Überraschung. — Ich bin kein Phantast, setze nicht vor jedem Wasserfall und komme nicht vor jeder Felswand oder jedem Schneefeld in Aufregung, aber hier wirkt die Natur übergewaltig. Ich habe viel gesehen in den Bergen, weiß aber wenig Bilder, die diesem Anblick ebenbürtig wären. Hier schlägt mein Bergsteigerherz stets höher. Über 1400 m hoch, türmt sich über dem breiten waldbestandenen Unterbau in wuchtiger Breite die Scherberg-Nordwand empor. Bisher auf 3 verschiedenen Richtungen durchklettert, (von den Welsern Hromatka-Moser, dann von Edsinger, Böcklabrud, und dem Schreiber dieser Zeilen, und von den Litznern Damberger, Karnig und Steiger, die den schwersten, direkten Anstieg vollführten), gehört sie zu den vornehmsten Kletterzielen überhaupt. Und ich kann mir nicht versagen hier Robert Dambergers Schilderung zu zitieren¹⁾. „Daß dieses Prachtstück so lange tatenburstigen Kletterern verborgen bleiben und seine Jungfräulichkeit bewahren konnte, ist in erster Linie der strengen Absperrung durch die Baron Heringsche Jagdleitung, in zweiter Linie der versteckten Lage zuzuschreiben. Nach dem Kriege, nachdem die strenge Absperrung aufgehoben war, wurde dieses schöne Gebiet den Bergsteigern mehr erschlossen. Zwei Welser Herren: Hromatka und Moser, waren es auch, die zuerst auf die gewaltige Nordwand des Scherberges aufmerksam machten. Sie durchstiegen dieselbe am 13. August 1919 aber nur in ihrem östlichsten Teile, von den unteren Bindungen des Fleischbankweges ausgehend, und erreichten den Gipfel von Osten, über den Grat vom Almtalerköpfel her, ohne den eigentlichen Wandabsturz zu betreten. Dieser östlichste Teil der Wand ist ziemlich hoch hinauf mit Gras und Laichen bewachsen und bietet keine besonderen Schwierigkeiten, so daß durchweg in Nagelschuhen gegangen werden kann.

¹⁾ S. 2. 3. 1920.



Aufnahme v. Windigshauer

Rotgipfer und Koll



Aufnahme v. Windigshauer

Weserhütte mit Prielordwand



Aufnahme v. Windischbauer

Almsee gegen die Adl



Aufnahme von Heimr. Steemann

Almtalerhaus mit Hohem Priel und Schermberg

Wir durchstiegen nun am 4. Juli 1920 die eigentliche Nordwand auf neuem, direkten Wege fast immer in der Falllinie des Gipfels. Von der kleinen, ersten, nun verfallenen Welfer Hütte ungefähr 3 Minuten auf dem gewöhnlichen Prielwege talein, dann rechts abzweigend auf einem Jagdsteige an einem Hochfisch vorbei auf die große, sehr wenig geneigte Schütt und über diese bequem zum Fuße der Wand.

Einstieg schräg rechts unter einer hoch an der Wand stehenden großen Lärche, der einzigen, die weitem zu sehen. Zuerst auf gutem Felsbände schräg rechts, dann über sehr steile grafige Felsstufen schräg links aufwärts zu diesem Lärchbaum. Nun auf breitem Rasenbände und anschließenden kleinsplitterigen Stufen ganz an die senkrecht und gelb einfallende Wand, hier verlieren sich die spärlichen Schuttbänder in einem kleinen feuchten Tobel, aus diesem durch eine kurze, brüchige, meist nasse Rinne schwierig auf ein schmales plattiges Band, auf diesem nach rechts um die Ecke und wieder auf schmale Rasen- und Schuttbänder; auf diesen immer möglichst hoch haltend schräg rechts aufwärts und allmählich auf schuttbedeckte Platten übergehend, zur orographisch rechten Begrenzungskante jener kolossalen Steilschlucht, die schon von der Schütt unten ins Auge fällt und als Richtpunkt zum Einstieg dient, man erreicht sie hier oberhalb der untersten ungangbaren Abstürze. Nun horizontal nach rechts in die zur Steilrinne verengerte Schlucht und in derselben über glattgewaschenes Gestein gerade aufwärts zu einem großen Schutt-, im Hintergrund schneerfüllten wilden Kessel, der ringsum von steilen Wänden eingeschlossen ist. Nun nach rechts heraus in schöner Kletterei auf ein sehr breites, stark ansteigendes Schuttband, auf dem meistens Schneereise lagern, dieses wird bis zu einer leichten steilen Felstrinne verfolgt, in derselben ungefähr zwei Seillängen aufwärts bis sie überhängend wird (man hört fallendes Wasser). Nach rechts aus der Rinne heraus auf ein schönes, stark nach außen geneigtes Plattenband und an dem kleinen Wasserfall vorbei, über eine nasse Plattenrinne schwierig um eine Ecke nach rechts in die nächste Steilrinne und nun immer ziemlich gerade aufwärts, teils in der Rinne, teils an der im Aufstiege linken Begrenzungswand, anfangs schwierig, später leichter, wieder zu einem noch größeren, wilden Kessel, der vorne Schutt, in seinem hinteren Teile riesige Massen Lawinenschnee birgt, der auch mit seinem Abfluß den vorerwähnten kleinen Wasserfall speist. Auf der rechten Seiten des Kessels eine auffallende mauergleiche Plattenwand, auf der linken ein wichtiger Felspfeiler, der die Begrenzung des östlichen und des mittleren Teiles der Wand bildet und in kaum gangbaren Abstürzen niedersteht. Nun rechts an der Plattenwand, knapp neben einer leichten Rinne, an kleinen Griffen zuerst steil und schwierig, oben leichter, gerade empor auf einen kanzelartigen Vorbau unter wuchtigen Überhängen, nach links schöner Blick in den Schneekessel. Nun unter den Überhängen auf schmalen Bändern und Leitern nach rechts schräg ansteigend zu einem kleinen Scharf (Steinmann) und mit wenigen Schritten auf leichteres, grasdurchsetztes Gelände, in denselben gerade aufwärts an die Kante der nun zum Grate verschärften, im Aufstiege rechten Begrenzungsrinne des großen Schneekessels und auf derselben zu einer großen, stark geneigten Schutterraße, großartiger Felsenzirkus, ringsum fast lotrecht einfallende Platten und Wände (Steinmann). Von der linken oberen Ecke über mehrere aufeinandergetürmte hausgroße Felsblöcke ganz an die senkrechte Wand, hier vermittelt eine von der Wand abgespaltene Riesenplatte den einzig möglichen Wetterweg (Richtpunkt ein großer roter Turm, der schon dem Gipfelbau angehört). Zuerst in leichter brüchiger Rinne schräg links aufwärts, dann im Spalt bis er für den Körper zu eng wird, nun an der Kante der Platte sehr steil schwierig und ausgefetzt ungefähr 3 bis 4 m hinauf zu einem kleinen Absatz mit eingeklemmten Blöcken, von dort sehr ausgefetzter Quergang horizontal nach links in die Wand und zu gutem Standplatz (eindrucksvoller Abbild, man befindet sich gerade über den Abstürzen des großen dunkleren Schneekessels). Ein schlanker Pfeiler lehnt sich hier an

die Wand, wo er mit derselben verschneidet mittels leichter Ramme und Ritze in herrlicher Kletterei, schwierig auf den Kopf des Pfeilers, von dort weiter auf ganz schmalen Leisten wieder horizontal nach links, schwierig und ausgefetzt zu einem Erker mit nach unten ausgebrochenem Loche (guter Sicherungsplatz). Von dem Loch über einen kurzen Überhang auf eine Felstrampe unter dem vorerwähnten roten Turm und nach rechts in eine plattige Seilrinne, in derselben leichter, gerade empor bis wieder ringsum Überhänge sperren. An der im Aufstieg rechten Begrenzungswand mittels zweier nebeneinanderliegender Ritze sehr schwer und anstrengend empor auf ein schönes schmales Band. Auf diesem nach rechts bis es endet, dann nach links auf einen kleinen Vorbau; in Mannshöhe darüber ein Felsloch, links von diesem Loch schwierig an kleinen Haltpunkten über die ausbauchende Wand hinauf und mit weitem Spreizschritt auf leichtere, gut gestufte Felsen. Über diese gerade aufwärts kletternd, erreicht man die oberste schuttbedeckte Stufe unmittelbar unterm Gipfel. Nun entweder schräg rechts auf ein Scharl im Gipfelgrat oder weiter gerade aufwärts schwierig in eine höher gelegene Scharle und in wenigen Minuten von Westen her auf den etwas zurückliegenden Gipfel. Wir gingen von dem Plattenbände beim kleinen Wasserfall ab in Kletterstufen und benutzten vom Einstieg bis zum Gipfel 8 Stunden; hievon können ungefähr 2 Stunden für Wegsuchen in Abrechnung gebracht werden, da das Zurechtfinden im unteren Teile der Wand durch Nebel sehr erschwert wurde. Diese Tur stellt heute nicht nur die längste und schönste, sondern auch die schwerste und eindrucksvollste im Toten Gebirge dar; sie ist landschaftlich großartig und von seltenem Reiz, man sieht während der ganzen Tur nieder auf die wie ein Heiligtum gehüteten Jagdgründe der einsamen, stillen Hezau mit den beiden blaugrünen Augen der Oseen und hinaus ins freundliche, sonnige Almtal; sie kann auch den großen, bekannten Wandkletterern ruhig an die Seite gestellt werden, die Schwierigkeiten einzelner Kletterstellen darin sind größer als z. B. auf dem Pichlweg der Dachsteinsüdwand.“

Über nicht nur der Scherberg, auch der Große Priel lehrt uns hier die schönste Seite zu; seine ungefähr 600 m hohe Nordwand wird zwar durch die überwältigende Größe des Scherbergs und durch die lotrechte, nach Westen verlaufende Mauer der Zwillinge, 2183 m, beeinträchtigt. Aber sein mit weithin sichtbarem Eisenkreuz gekrönter Scheitel verkündet, daß der Große Priel doch der Beherrscher dieses Gebietes ist.

Der gute Karrenweg bringt uns dann zur ehemaligen Unterstandshütte im Hezautal, von der sich heute nur mehr kärgliche Reste vorfinden; sie wird uns Wellern aber dennoch unvergeßlich bleiben: wie viel gemüthliches Hüttenleben hat sich doch hier abgespielt! Aber der steigende Prielbesuch vom Almtal her, die Erkenntnis der Anzulänglichlichkeit dieser Hütte, dazu das Fehlen von Wasser im Spätsommer und Herbst, zwang uns, sie aufzugeben. Dankbares Erinnern sei ihr doch gewährt.

Seit dem Jahre 1908 war unsere Sektion schon bemüht, das Hezautal und die Nordseite des Toten Gebirges, besonders seinen Hauptgipfel, den Großen Priel, zu erschließen, an dem unser Alpenverein jeglichen Stützpunktes entbehrte. Die Liebe zu unseren heimatlichen Bergen hat weder Fleiß noch Ausdauer ermüden lassen.

Das besondere Entgegenkommen Sr. Kgl. Hoheit des Herzogs von Cumberland, des Herrn Baron Herring, des Stiftes Krensmünster und der Jagdleitungen, und die Erkenntnis, daß unaufhaltam zunehmender Besuch bei gutem Einvernehmen und geordneten Bahnen keinen Nachteil für Forst und Weide bringen müsse, hat im Jahre 1913 zu dieser ersten Unterstandshütte und der Weganlage auf den Großen Priel geführt.

Der Weg, in Serpentinaen angelegt, ist mitunter zülig und steinig, sonst aber ein richtiger guter Bergweg. Wer nur nach der Steilheit des Tales urteilt und einen Schinder befürchtet, hat falsch geurteilt. Denn aus dem wundervollen Waldmantel

des Talbodens geht es bequem über bewachsenen Schutt empor. An heißen Stellen sind Drahtseile und Eisenstifte angebracht.

Nach dem „Josef-Band“, unfertem verdienstvollen Vereinskassier Josef Pumberger zu Ehren so benannt, das dank Seilsicherung für jedermann leicht zu begehen ist, kommt man an ein scharfes Ed, wo sich ein entzündender Nieder- und Rückblick in den Bergkessel des Hegautales darbietet, von den Seemauern flankiert, über deren Wände, Wasserfälle wie Silberfäden aus den Höhen sich zur Tiefe spinnen. Aus dem Talboden steigen spitze dolomitartige Regal auf, den der grüne, felsgezinnte Rücken des Kasbergs jenseits wirksam abschließt. — Dieses Bild in seiner reichen Mannigfaltigkeit von Formen und Farben hat mich stets dann aufs tiefste ergriffen, wenn Rämme und Spitzen noch in winterlicher Weiße erstrahlten und von den lichtgetränkten Höhen breite silberne Schneeschleppen bis zu den blumigen Matten und maigrünen Wäldern der Talgründe schleiften, all' die Kontraste zu einem Bilde harmonischer Schönheit und Wirkung vereinend.

Kampflust und Latendrang weicht hier der Kunst des stillen Schauens, die wahren Alpinisten nicht minder zu eigen sein soll, wie jene beiden Tugenden.

Der Weiterweg über etwas steile Serpentinien, bric t dann zum „Franzensed“, nach unserem opferfreudigen Vorstand-Stellvertreter Franz Weisinger benannt, wo man die Krummholzregion erreicht.

Ein ebenes Wegstück führ dann ins „Aderwald“ und zur „Ernst-Heinrich-Quelle“, von der man in angenehmer Steigung durch den schütterten Wald zur Höhe steigt, an den vereinzelten letzten Vorposten vorbei — hundertjährigen alten Lärchen — die wind- und wetterzerzaust, starrköpfig aller Unbill trotzen. Durch die Wirrnis der mit dem Geröll zäh ringenden Legführn lotst dann der Serpentinienweg bequem hinauf, bis am oberen Ende der Schuttreihe rechts eine Höhle sichtbar wird. Diese Höhle hat beim Wegbau gute Dienste geleistet und war damals — spöttlich Sepp-Huber-Hotel genannt — leidlich wohnlich eingerichtet. Mit wasserdichten Plachen verhängt, mit Oeden und einem Ofen versehen, hausten meine Freunde und ich, oft nächstelang darinnen. Zur Linken als aufgetürmtes Felsgebilde den Westgrat-Ausläufer der Zwillinge sichtbar, geht's noch ein kurzes Stück über Stufen und Serpentinien steil aufwärts, dann über eine von Legführn umrahmte, prachtvolle Alpenflora aufweisende Wiese zu einem sich quer in den Weg stellenden, etwa 50 m hohen Felssporn hinan, der von mehreren Kaminen durchsurcht ist, die unter dem Namen „Rauchfänge“ bekannt sind.

Beim Materialtransport zur ersten Welferhütte war diese Stelle nicht sehr angenehm und nur mit Rücksicht auf die Nähe des Hüttenplatzes wurde das hier angesammelte Baumaterial mit Freuden aufgenommen und weiterbefördert. Denn die Sektion hatte von vornherein den Voratz, nur dann zu bauen, wenn alle Lasten freiwillig und unentgeltlich hinausgetragen werden; nur Lebensmittelbeihilfen und Bahnfahrten sollten gewährt werden.

Hätte uns damals jemand vorausgesagt, daß selbst diese kleine Welferhütte von den freiwilligen Arbeitskräften 326 Arbeitstage erforderte, daß 300 Latten im Durchschnittsgewichte von 20 kg über 1000 m und 146 Lasten vom Aderwald, darunter welche bis zu 80 kg, über 500 m hoch getragen werden mußten, würden wir wohl alle gezweifelt haben, daß wir dies in einem Jahre leisten werden können. Zudem mußte ein 2½ m hoher und 6 m breiter Steinsodol zusammengetragen werden, gleichfalls eine sehr mühsame und schwere Arbeit. — Aber 84 Helfer hatten sich zur Verfügung gestellt! Mit besonderer Opferfreudigkeit die Mitglieder des Weg- und Hüttenbauausschusses und der Sektion, die Männer und die Jugend des Welfer Turnvereins 1862 und die Mitglieder der alpinen Gesellschaft „D'Almtaler“.

Darum fasse man nicht die Benennung einzelner örtlicher Punkte nach besonders

verdienstvoll tätig gewesenem Männern als kleinliche Eitelkeitsucht auf. Wir hatten kein anderes Mittel, den Waderen sichtbar unsere Dankbarkeit zu bekunden, als Stellen, wo sie sich selbstlos zum allgemeinen Wohl mühten, nach ihnen zu taufen, damit später alle Nutznießer ihres Wirkens ihnen wie allen nichtgenannten braven Helfern wenigstens im Geiste herzlichem Vergeltungsdank widmen. Denn — gottlob! in unseren Kreisen gibt's noch Idealisten, denen ehrlichverdientes Lob höher steht als klingender materieller Lohn!

Freilich gab's auch nebst Mühen und Plagen viel Spaß und Lustiges während der Bauzeit, und sicherlich werden so manche Episoden den Teilnehmern gleich mir unvergessliche liebe Erinnerungen bleiben. Mußte ich als Vorstand und Leiter auch zwecks Förderung der Sache oft wie ein Frohnvogt mich gebärden, wenn wir Feierabend machten, ward mir dann für alles einsichtsvoll Absolution gewährt.

Wenn am Abend nach dem kräftigen Mahle unseres hochgelobten Kochs Ernst Urban alle in ungezwungener Fröhlichkeit bei Most und Tee beisammen saßen, wenn durch die kleinen Hüttenfenster der werdenden Hütte der Mond und die Sterne klar hereinleuchteten, gab's ein gemüthliches Tabakskollegium, lustige Volkslieder und tede Schnadahüpfeln erklangen, daß selbst die paar wie tot auf dem Stroh liegenden Erschöpften von ihrem scheinbaren Sterbelager auferstanden und lebfrisch einfielen in die allgemeine Lustigkeit. Und erst der Schabernack, die Spässe beim Schlafengehen — „es war eine köstliche Zeit!“

Man wird daher unser Leid begreifen, als die Freude über unser unter schweren Opfern liebevoll mit vereinten Kräften geschaffenes Werk zerstört wurde, indem die Hütte nach kurzem Bestand einer Lawine zum Opfer fiel.

Eifergriffen haben Sektionsmitglieder wie alle treuen Mitarbeiter zu Ostern 1923 sich überzeugen müssen, wie viel Kraft und Opferfreudigkeit, wie viel Begeisterung und Idealismus die Naturgewalten im Nu vernichtet hatten: 1000 m tief hinabgestürzt, zertrümmert lag vor den feuchten Augen unser Werk.

Aber so groß der Schmerz, wir verfielen deshalb nicht in dumpfe Hoffnungslosigkeit. Hoherfreulich war der rasche Entschluß, die Welsershütte noch in diesem Jahre, womöglich größer, wieder aufzubauen. Und was wir gelobt, wir haben's gehalten!

Unter dem Banner schwarz-rot-gold, — den symbolischen Farben: aus schwarzer Nacht durch Morgenrot zum goldenen Sonnenschein, der uns die heimatischen schönen Bergweltgipfel verklärt — konnte am 19. August, nur 4½ Monate nach der Zerstörung, die neu erstandene Welsershütte feierlich eröffnet werden. Wieder steht sie als das Werk einträchtigen Zusammenwirkens vereinter Kräfte unserer Mitglieder, der Turnerschaft und des in Wels garnisonierenden Militärs.

Die einfache aber gemüthliche Hütte, an die alten Zeiten erinnernd, einen Küchenraum für 24 und einen Schlafraum für 32 Besucher bietend, ist fast um die Hälfte größer wie die zerstörte, und hat, an sicherer Stelle erbaut, eine unvergleichlich schönere Lage. Der Zugang zur neuen Hütte vermeidet auch die „Rauschänge“, von denen am Schluß der Wegschilderung die Rede war.

Mit der Hütte ist ein Gebiet erschlossen, das bisher alpin-literarisch unbekannt, turkistisch stark vernachlässigt war. In einer Höhe von 1800 m gelegen, umstanden von fünf Gipfeln, deren höchster, der Hohe Priel, 2514 m, bequem auf bezeichnetem Wege in 2 Stunden erreichbar ist, können durch die Priel-Nordwand, auf Almtalerköpfl und Schermberg leichte und schwere Kletteranstiege eingeschlagen werden, während die Zwillinge und der Saugahn pfadlos, aber leicht zu besteigen sind. Nach Nord und West öffnet sich ein weites Felsentor, prachtvolle Tal- und Fernsicht bietend, bis zu den welligen Höhen des Böhmer Waldes; ein Naturbild, das im Herbst am schönsten ist, wenn im Tale Ahorn und Buche in Rotglut stehen und die Gipfel ringsum in son- niger Klarheit leuchten.

Wenn ich im Vorstehenden von den die Hütte umschließenden Gipfeln gesprochen habe, so möchte ich kurz die verschiedenen Anstiegsrichtungen skizzieren.

Die Nordseite des Großen Priels wird vor allem von den Hüttenbesuchern, die Kletterfreunde sind, ins Auge gefaßt werden, denn dort loden verschiedene Anstiege, leichte und schwere, gipfelwärts.

Die Priel-Nordwand wurde zum erstenmal am 14. September 1919 durchklettert. Das mühsamste Stück an dieser 600 m hohen Wand ist der Zugang über das lange Geröllfeld, unter den für alle Ewigkeit gebaut erscheinenden Mauern, aus denen es die Natur in langsamer aber sicherer Selbstzerstörung unaufhörlich speist.

Freund Weinzierl und ich hielten uns damals anfangs in der Falllinie der alten Pyramide am Vorgipfel des Großen Priels, gingen dann über ein breites grünes Band nach links zu einem gegen Osten steil ansteigenden Schuttfeld, in dessen oberem Teil bis zum Spätherbst ein größeres Schneefeld liegt. Dieses Schneefeld, von mir noch einmal betreten bei einem Durchstieg der Wand in der Richtung auf die Mitte des Prielgrates zwischen Pyramiden- und Hauptgipfel, läßt man sonst besser rechts beiseite liegen, steigt von Wand zu Wand (wo ich stets einige kürzere, sehr schöne Kletterstellen absichtlich gerne mitnehme) und klettert dann links vom oberen Teil des Schneefeldes in östlicher Richtung dem Nordgrat zu. Bei dem markanten Gratturn gingen wir ein kurzes Stück in die Ostseite über und stiegen dann über den Nordgrat zum Gipfel. Zeitdauer: 3 Stunden von der Welscherhütte. Ich habe inzwischen die Nordwand mit derselben Ausgangsstelle wiederholt auf drei verschiedenen Richtungen im unteren Teil durchklettert und fand nirgends besondere Schwierigkeiten. Sie kann jedem halbwegs sicheren Felsgeher bestens empfohlen werden.

Die Herren Damberger-Karning durchkletterten die Wand in der Falllinie der alten Pyramide, stiegen über ausgefetzte Platten an, benützten einen Kamin und erreichten dann den Vorgipfel über immer leichter werdenden Fels.

Der nächste Aufstieg von der Welscherhütte führt über den Nordwestgrat, wobei man einzelne, von der Hütte aus gut sichtbare Türme umklettern kann. Die unteren 200 m sind plattig und ausgefetzt, das Gestein brüchig und von Rasen durchwachsen. Die Richtung ergibt sich beinahe von selbst. Ich führte die Tur in zwei Teilen aus; den unteren, schwersten Teil durchkletterte ich mit meinem Schwager mag. pharm. Leopold Aufreither am 13. September 1920, den oberen Teil mit den Herren Dr. Holzinger und Dr. Razer aus Linz im Jahre 1914. Wir stiegen damals von dem letzten Drahtseil des Fleischbankweges links zum Grat hinan.

Die verlockendste Kletterei dürfte aber unstrittig die Besteigung des Schermbergs über das Untalerköpfl bleiben. Man geht von der Hütte ein Stück den Weg auf den Hohen Priel, und steigt beim früheren Hüttenplatz westlich über Geröll, Schnee und Rasen auf den Sattel rechts vom Untalerköpfl (nördlicher Vorgipfel vom Schermberg) und geht dann in der Nordseite auf breitem Rasenband beiläufig bis in die Falllinie dieses Vorgipfels. Hier zieht links ein breites Felsband aufwärts in die Ostseite des Berges, leicht begehbar; dann wendet man sich südlich über ein schmales Band, auf dem ein Steinblod überklettert wird, erreicht hierauf über Rasenbänder ein Geröllfeld; auf diesem ein kurzes Stück nordwestlich aufwärts zu einem weiten Kamin. Durch diesen und zwei folgende nicht schwere Kamine westlich zum Gipfel des Untalerköpfels. Die Fortsetzung des Zuganges zum Schermberg vollzieht sich über den schmalen, brüchigen Nordgrat. Der erste, ungefähr 10 m hohe Gratabbruch wird in der Ostseite auf guten Tritten und Griffen erstiegen; dann geht es auf schmaler Gratschneide (mit herrlichen Tiefblicken) weiter zum zweiten Abbruch, darüber an einem Felsentörl, wo der Fels plattig und fester wird. Den ungefähr 100 m hohen Gipfelaufbau durchklettert man anfangs in der Ostseite, und nach etwa 40 m, direkt über den Grat, der zum Schluß immer leichter wird. Der Grat wurde zum erstenmal von Karl

Edlinger aus Böcklabrud und mir am 19. Juni 1920 begangen. Zeitdauer: 2½—3 Stunden von der Wesserhütte.

Am 24. August 1919 durchkletterte ich mit Freund Naderhirn, die Schermberg-Ostwand. Durch schweren Sturm und Gewitterregen, der uns mitten in der Wand überraschte, hatten wir auch Steinschlag. Diesen Aufstieg kann ich weniger empfehlen, denn das schuttbedeckte Schneefeld läßt mir diese Durchkletterung wenig ratsam erscheinen.

Die Hütte wird weiter ein willkommener Stützpunkt für die Gratwanderung über die Teufelsmauer zum Kleinen Priel und für die Besteigung des Hohen Kreuz und der Zwillinge sein. Letztere sind jedoch wenig zu empfehlen.

Ansonst sind noch lange nicht alle möglichen Anstiege in der Hüttenumgebung begangen. Am meisten wird aber sicherlich die Fortsetzung des Hüttensteiges, der bezeichnete Weg auf den Fleischbankfattel von den Hüttenbesuchern benützt werden. Von der Hütte zunächst südlich zu den Teicheln, zur letzten grünen Dase in der Felswüstenet, wo bis Juni mitten im Schnee sich ein kleiner See erhält, und im Spätsommer eine artenreiche Flora blüht und duftet, führt der schmale, gut angelegte Steig zu der wichtigen Westwand des Großen Priels und längs dieser zu den leuchtenden rotbraunen Felsen, von denen der Name „Fleischbänke“ abgeleitet wird. Ein Drahtseil hilft über die plattigen Felsen hinüber. Über dürftigen Grasboden und Gestein geht es aufwärts und bei einem großen Felsblock, unter dem wir durchschlüpfen, betritt man grobes Trümmergewirr, das von der Westflanke des Großen Priels mit den Lawinen herabstürzt.

Von einem Felsenwall amphitheatralisch eingeschlossen, liegt ein kleines, steil gegen Norden gesenktes Schneefeld vor uns, im Spätsommer und Herbst meist vereist, wo man dann, besonders beim Abstieg, besser das gutgestufte Felsband an der rechten Felsflanke benützt. Ein langes Drahtseil versichert den Rampenausstieg aus diesem Kessel, und nun beginnt bereits das Hochplateau, die weitenweite Steinwüste mit ihrer unendlichen Öde, die dieser Gegend mit Recht den Namen „Totes Gebirge“ verschafft hat.

Zwischen dem mit Felsstrümmern wirt bedeckten Boden breiten sich ebene Schneefelder aus, über die wir zum Fleischbankfattel vollends hinaufwandern. Von der Hütte auf den Sattel drei Viertelstunden Gehzeit.

Es ist die viel verbreitete Meinung, daß diese öde Hochfläche und die steilen Flanken des Toten Gebirges vegetationsarm seien. Das ist jedoch ein Irrtum, denn diese Felswüste bietet dem Pflanzenfreund eine reiche botanische Fundstätte, weil sie eine Menge von Pflanzen beherbergt. Das Tote Gebirge war daher bereits im vorigen Jahrhundert ein Anziehungspunkt für Botaniker, wie die einschlägige Literatur beweist, die angesehenen Forscher nennt, wie: Langeder, Oberleitner, Dr. Sauer, Sagering, Dr. Schiedermayr, Richard Zeller, Dr. Würnberger und Prof. R. Berndl, die dort reiche wissenschaftliche Ernte fanden.

Wie oft schon kamen mir an dieser Stelle, die herrlichen Worte des Tiroler Hochweltsängers Anton Kenf in den Sinn:

„In dieser großen Felseneinsamkeit
Vergeht die Sorge und erstarrt die Zeit;
Und über diesen grauen Schroffen
Stehn Lichtverströmend, wolkenwelt
Des Himmels gold'ne Tore offen.“

Vom Fleischbankfattel, dessen Höhe einige besonders große Felsblöcke bezeichnen, verliert sich der Blick, träumend in ferne Weiten, über die Ebene mit den dunklen Wäldern im Vordergrund und darüber hinaus ins Unendliche, wo im zartblauen

Hauhe Himmel und Ebene in Eins sich auflösen. Jeder Schritt weiter bringt mir neue Überraschung und erweckt Erinnerungen an frohe Zeiten im Kreise lieber Freunde, aber auch an ernste Stunden des Lebens. Blendende Schnee- und Eisfelder, massige Felsberge, lustige Grate und finstere Wände stehen urplötzlich vor unseren Augen und unmöglich kann der Sinn dieses überraschende Bild fassen, langsam erst kommt die ruhige Überlegung.

Das Prunkstück ersten Ranges im Rundbilde der Landschaft bildet der Semelberg, eine fesselnde Berggestalt, mit seiner uns zugekehrten, beinahe senkrechten Wand. Der Semelberg, 2329 m, kann sowohl von der Weitgrube über Schrofen und eine steile Schneerinne, als auch vom Schneetal, blau bezeichnet vom Prielweg gegen Aufsee links abzwelgend, mühsam, aber nicht schwierig, in 2—2½ Stunden vom Fleischbankfattel bestiegen werden. Die Aussicht vom Semelberg ist ganz eigenartig, da der Gipfel mehr in der Mitte des Hochplatts liegt: eine sehr schöne Fernsicht, ohne jegliche Talblicke.

Vom Sattel ist auch der Schermberg leicht zu besteigen, indem man ungefähr 600 Schritt den Prielweg wie beim Semelberg gegen Aufsee verfolgt; dort zweigt eine blaue Bezeichnung rechts ab und führt über leichte Felschrofen auf die Senkung zwischen Schermberg und Saugahn; von dort gelangt man links aufwärts auf den Südwestgrat des Schermberges und dann über diesen rechts zum Gipfel (Zeit 1—1½ Stunden). Die Aussicht vom Schermberg ist sehr schön und umfassend, ähnlich jener vom Großen Priel, besonders prachtvoll ist der herrliche Tiefblick über die Nordwand in das Hezautal.

Weiters können vom Fleischbankfattel die Spitzmauer, der Brodsfall, der Feueralberg bestiegen und die große Hochplattwanderung: Bösenbüchel, 2229 m, Hochkasten, 2378 m, Brandled, 2295 m, Hebenkas, 2284 m, Mitterberg, 2219 m, u. a. m. bis zu den Trageln und zum Steyrersee angetreten werden. Eine Wanderung, die im Sommer sehr selten gemacht wird und zu den anstrengendsten Unternehmungen gezählt werden darf. Wer sie aber in dieser Jahreszeit unternimmt, der bekommt erst den richtigen Einblick und Begriff von dieser von Erosion und Spaltenfrost zerfressenen Steinwüste, die einzig ist in den Nördlichen Ostalpen.

Die meist begangenste Richtung im Toten Gebirge, rot bezeichnet, ist der tadellos über die Hochfläche angelegte, vom Großen Priel zur Eimgrube und nach Grundlsee führende Steig der Sektion Aufsee. Eine harmlose, aber lange, 10 stündige Wanderung, wo herrliche Bilder wie in einem Wandelbiodrama wechseln. Man gewinnt auch bei diesem Gang einen Einblick in die eigenartige, unermesslich ausgebreitete Ode und Wildnis dieses gewaltigen Kaltgebirgstodes.

Die Zeit ist allerdings vorüber, wo man für diese Leistung als „Held“ gefeiert wurde, wie es in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts noch der Fall war, wo z. B. im Jahre 1874 ein Wiener Tourist ins Ladner-Gasthaus beim Grundlsee kam und als die Wirtsleute erfuhren, daß er vom Priel herabgestiegen, es nicht nur große Verwunderung gab, sondern als er seine Rechnung verlangte, es hieß: „Wer vom Hohen Priel herüber kommt, sei zehrfrei“!

O, selbige, biedere Bergsteigerzeit, wohin bist du entschunden!

Vom Fleischbankfattel wird wohl der meisten Ziel sein, über den breiten Berggründen zum Großen Priel, 2514 m, zu wandern. Die Aussicht, die mit jedem Schritt aufwärts umfassender wird, fesselt zugleich mit der großartigen Wildheit der nächsten Umgebung. Nichts wie Berge und fleißigeschnittene Täler im Süden, dagegen eine fruchtbare, ungeheure Ebene mit unzähligen Orten bis zu den blaustufigen Wellenzügen des Böhmer Waldes im Norden. Bei der alten Pyramide angelangt, schlug mich noch jedesmal die bezaubernde Aussicht in Bann: all die Berge, die mir rings in der Ferne leuchteten, viele darunter herauszufinden, die mit im Laufe meiner Bergsteigerjahre gute

Bekannte geworden, riefen mir treue Freunde ins Gedächtnis, mit denen mich mehr verbindet, wie ein flüchtiges Gedenken; wenn ich die liebgewonnenen Orte schaue, die so heimlich und traulich von da unten herauf grüßen, dann glaube ich immer, ein großes Stück des eigenen Lebens aufs neue vor meinen Augen aufleuchten zu sehen, — ein prächtiger Kranz herrlicher Erinnerungen, den ich fürs Leben selbst gewunden, liegt dann zu meinen Füßen.

Und da treibt's mich über den schmalen Rücken des Berges vorwärts, hinüber zu dem 8 m hohen Eisenkreuz, wo sich eine der schönsten Rundsichten des Alpenlandes vollends entfaltet.

Der Blick wandert hinaus in die bayerische Ebene, überfliegt Oberösterreich, Teile von Niederösterreich und Steiermark, schaut den Grenzwall gegen Kärnten, dringt in die Gauen von Salzburg bis an die Grenze gegen Tirol.

Tief unten liegt auf grünem Wiesenplan Vorder- und Hinterstoder, darüber hinweg erblickt man die massige Warfenedgruppe, die Ketten der Ennstaler und Gipfel der niederösterreichischen Voralpen. Gegen Südwest dominiert der Dachstein mit seinen weitarmigen Ausstrahlungen, im Süden reihen sich die Niederen, anschließend die Hohen Tauern; im Norden und Westen liegt das gesegnete Heimatland, mit den Höhen unserer grünen Almtalerberge unmittelbar an das kahle tote Gebirge heranwogend, und aus ihnen leuchten ruhigen Spiegels die beiden Oseen, die mir als Sohn dieser Lande stets wie liebe Mutteraugen entgegenstrahlen.

Wie oft schon stand ich beim sturmumbrausten Gipfelkreuz, wie oft schon wollte ich die erhabenen Eindrücke, die jedesmal mein Bergsteigerherz erfassen, festhalten. Vergebens! All den Zauber der über die Berge flutet, der aus der Heimat entströmt, nur Empfindung, Gefühl, Herz und Seele kann ihn erfassen.

Wenn ich es dennoch unternommen habe, Alm- und Hexautal-Fahrten auf die Berge am Nordrande des Toten Gebirges zu preisen, wenn ich dabei berechtigten Stolzes der Verdienste der Sektion Wels gedachte, wenn ich von Pracht und Schönheit der Natur und vom Glück gesprochen, das Menschenherzen voll Freude und Wonne höher schlagen macht, — und damit vielleicht manchen lieben Leser angeregt habe in unserer schönen Bergwelt Nach- und Umschau zu halten, dann ist der Zweck dieser Zeilen erfüllt. —

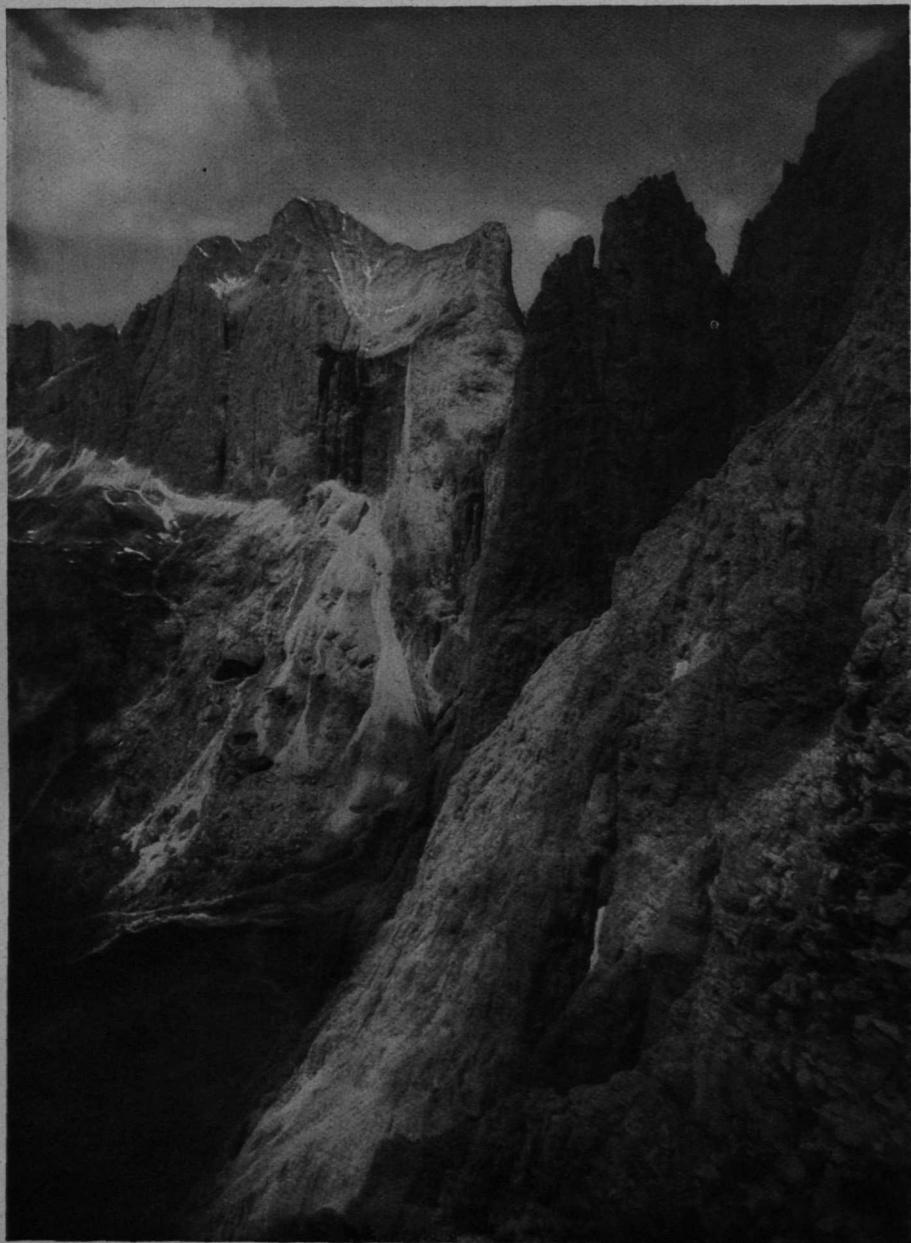
Es gibt noch in den Bergen Zufluchtsstätten für das Menschenherz, wo es vergessen und ruhen und sich wiederfinden kann.

Aus Waldesruhe und Bergbachrauschen, aus stillem Tal, vom spiegelnden See durch Felsenwucht zur Gipfelweite empor, zur Weltverklärung, zum Höhenfrieden — das ist das Glück, das wie eine Silberglocke in uns klingt. O kommt, und lauscht, staunet — und es wird Euer sein!



Wiederaufnahme von Herrn. Seemann

Semelberg mit Dachstein



Aufnahme von Hof. Kerschba

Südtirol (Rosengartenspitze-Ostwand von der Larsecgruppe)



Die neuen Grenzen in den Alpen.

Von Prof. Dr. Robert Sieger, Graz.

Die Umgrenzung Österreichs.

Durch die Bestimmungen von St. Germain ist das Gebiet der „Republik Österreich“ erheblich verkleinert worden, nicht nur gegenüber dem Umfang der Alpenländer des alten Österreich, sondern auch im Vergleich zu dem Gebiet, das „Deutschösterreich“ in seinen ersten gesetzgeberischen Handlungen¹⁾ beansprucht hatte. Über einen Teil Kärntens entschied erst später die Volksabstimmung vom 10. Oktober 1920 zugunsten Österreichs; ein Teil des Burgenlandes mit seiner natürlichen Hauptstadt Ödenburg kam dagegen durch das Benediger Protokoll (Vertrag vom 13. Oktober 1921), die Scheinabstimmung im Ödenburger Gebiet und spätere Genfer Entscheidungen wieder an Ungarn zurück. Zuletzt hat dann — zu sehr verschiedenen Zeitpunkten an den einzelnen Grenzen — die Arbeit der Grenzfestlegungskommissionen die im „Friedensvertrag“ nur im allgemeinen gezogenen Grenzen im einzelnen festgelegt und ist dabei — zumeist zum Nachteil Österreichs — von den ursprünglichen Bestimmungen gelegentlich abgegangen, selbst von den im Vertragstexte angegebenen Fixpunkten.

Mit Ausnahme der beiden Gebietseinbußen Niederösterreichs und eines Teils der Burgenlandsgrenze verläuft die veränderte Grenzführung in den Alpen und kann daher unter dem einheitlichen Gesichtspunkte einer Gebirgsgrenze betrachtet werden.

Ihren genauen Verlauf an Karten größeren Maßstabes zu verfolgen, ist noch nicht durchaus möglich. Für die Südgrenze Österreichs von der Dreimark mit Italien und der Schweiz bis zu jener mit Ungarn und dem Südslawenstaat liegt eine Ausgabe der Spezialkarte 1 : 75 000 vor, in der die neue Grenze als rote Linie, nicht immer in haarstarkem genaue Ausbruch, eingetragen ist, für das Burgenland bringt die amtliche Karte 1 : 200 000 (aus der Generalkarte) die nunmehrige Grenze (Dezember 1922) und die Wandkarte 1 : 150 000 von G. Freytag und Berndt außerdem noch die vorläufigen nach dem Friedensvertrag und der Ödenburger Abstimmung gezogenen zu lehrreichem Vergleich. Nur für den Hauptteil der Grenze gegen den Südslawenstaat vom Karawankenlamm bis zur Dreimark mit Ungarn hat das Kartographische, vormals Militärgeographische Institut eine terrainlose Karte 1 : 25 000 mit Einzeichnung vieler Grenzpunkte und Grenzwege und der an der Grenze liegenden Grundstücke hergestellt, die auch das Verzeichnis dieser Parzellen und ihrer Eigentümer und die Bestimmungen über die Zugehörigkeit der Grenzwege enthält²⁾. Die einzelnen vorläufigen Mitteilungen über die Grenzlinie enthalten auch Namen, die sich auf diesen Karten nicht festlegen lassen. Eine eigene Bezeichnung größerer Grenzstreifen konnte ich nicht vornehmen. Für die folgende übersichtliche Betrachtung genügen indes die vorangeführten Karten.

Für die Begrenzung des neuen Österreich, das nunmehr fast ein reiner Alpenstaat geworden ist, sind die folgenden Züge bezeichnend, die hier nur kurz in Erinnerung gerufen werden sollen. Der Staat hat eine unnatürlich langgestreckte Gestalt erhalten (550 km Länge bei etwa 250 km größter Breite) und der lange westliche Vorsprung (Nordtirol und Vorarlberg) ist stellenweise auf weniger als 40 km Breite eingeeengt. Insbesondere durch diese Gebietshalbinsel, die mit dem Kern nur durch eine einzige natürliche Verkehrslinie und Eisenbahn verbunden ist, wird die Grenzentwicklung (1,8 nach einem vorläufigen Überschlag von Krebs) auf einen recht hohen Betrag gebracht, der natürlich im westlichen Teil ganz erheblich übertroffen wird. Das Kerngebiet ist Gebirgsland (der geometrische Mittelpunkt des gedrungenen östlichen Hauptteils liegt etwa bei Selztal), die fruchtbaren Ebenen und Hügelländer sind am Rande

des Staatsgebiets in der Nähe offener Grenzen. Daher liegt auch die Bundeshauptstadt, die am Ostende des Staatsgebiets gelegen ist, aber auch alle anderen Landeshauptstädte in einer geringeren Entfernung als 50 km von der Grenze, die an Wien auf etwa 35 km herankommt. So läßt sich schon aus der Karte erkennen, daß Österreich einen ziemlich willkürlichen Ausschnitt aus dem Naturgebiet der Ostalpen erhalten hat und die Zerschneidung des Verkehrsnetzes durch die neuen Grenzen bestätigt das.

Die theoretischen Grundlagen der neuen Grenze in den Alpen.

In Widerspruch mit diesem unmittelbaren Eindruck des Kartenbildes steht die Versicherung der alliierten und assoziierten Mächte in der Begleitnote zu den endgültigen Friedensbedingungen, sie hätten sich bemüht, die Grenzen nach Billigkeit derart zu ziehen, daß sie Mitteleuropa einen dauernden Frieden gewähren. In bezug auf den Südslawenstaat seien sie nach Möglichkeit der anerkannten Sprachgrenze (*frontière linguistique reconnue*) gefolgt, in bezug auf Tirol sei es die beste Lösung gewesen — angesichts der absichtlichen Bedrohung des italienischen Volks durch die vorgeföhobenen, die italienische Ebene beherrschenden militärischen Stellungen Österreich-Ungarns — Italien die natürliche Grenze der Alpen zuzugestehen, die es so lange fordere. Für die Tschechoslowakei aber wurden im wesentlichen die historischen Grenzen zugrunde gelegt⁴⁾. In der an demselben Tage — 2. September 1919 — übermittelten Antwort auf die letzten österreichischen Vorstellungen wird in bezug auf das Marburger Gebiet und die Stadt Radfersburg auch noch der Gesichtspunkt der natürlichen Landschaftseinheiten und der wirtschaftlichen Beziehungen neben dem ethnographischen berührt und die Festsetzung einer Volksabstimmung in Kärnten aus dem Gegensatz zwischen der geographischen Einheit des Klagenfurter Bedens, seinen Verkehrsverhältnissen und seiner wirtschaftlichen Orientierung auf der einen Seite, seiner Zerschneidung durch die Sprachgrenze („die ethnographische Demarkationslinie“ nach der Ausdrucksweise der Verbündeten) auf der anderen begründet⁵⁾. Auch für das Burgenland wird die Abweichung von der im allgemeinen vorschwebenden Sprachgrenze aus einem verkehrspolitischen Bedürfnis der Tschechoslowakei abgeleitet⁶⁾.

Sehen wir also von den in den Alpen nicht angerufenen historischen Ansprüchen ab, so werden abwechselnd das Bedürfnis nach militärischer Sicherung, die Verbreitung der Nationalitäten und die Sprachgrenzen, die geographische Gliederung in Landschaften und natürliche Verkehrsgebiete, die daraus hervorgegangenen wirtschaftlichen Beziehungen und endlich die „natürliche Grenze“ ins Treffen geführt. Daß bald der eine, bald der andere Gesichtspunkt als maßgebend erklärt wird, ist begreiflich, es fragt sich nur, ob jeweils der an der betreffenden Erdstelle wirklich durchgreifende angerufen und ob die von ihm aus gebotenen Folgerungen auch gezogen wurden. Wir müssen daher die neuen Grenzen von all diesen Standpunkten aus betrachten und uns zu diesem Zwecke vorerst über das Wesen und die Aufgaben politischer Grenzen klar werden, aber auch über die Art und das Maß, in denen ihnen die alten, in jahrhundertelanger Entwicklung ausgebildeten Grenzlinien gerecht wurden.

Die Gründe, die amtlich für die neuen Grenzen vorgebracht werden, somit die einheitliche, zum Teil in Kompromissen gewonnene Ansicht der Verbündeten ausdrücken sollen, decken sich natürlich nicht ganz mit den Begründungen, die vor und in der Kriegs- und Beratungszeit für die offenen oder geheimen Ansprüche unserer Gegner und der irredentistischen Gruppen des alten Österreich geltend gemacht wurden und mit denen sich daher auch die deutschen Abwehrschritten zu befassen hatten. Diese Ansprüche selbst sind innerhalb der einzelnen Gebiete von ihren einzelnen Vertretern verschieden weit ausgedehnt und daher nicht einheitlich begründet worden. So haben die Slowenen zum Teil die ethnographische Grenze, d. h. die äußersten Vorposten derzeitigen oder angeblich erst vor kurzem eingedeutschten Slowementums, zum Teil unter Hinweis auf die geographische und wirtschaftliche Einheit des Klagenfurter Bedens dieses in seinem Gesamtumfang beansprucht. Nur die italienische Propaganda hat

sich schon früh auf eine ganz bestimmte Forderung eingestellt, indem sie über die Sprachgrenze hinaus und im Hinblick auf die angebliche Grenze des antiken Italien die adriatische Wasserscheide als natürliche Grenze ihres Landes verlangte.

Wie schon Galanti 1885 sagte⁶⁾: „Freuen wir uns, Italiener, in der Hoffnung, daß mit der Zeit unsere Sprache, immer Raum gewinnend, in allen deutschen und slavischen Bezirken südlich der Alpen bis zum Brenner und bis zu den Julischen Schneegipfeln das Recht beanspruche, auch aus ethnologischen Gründen, auf die natürlichen Grenzen, welche die Geschichte, die Geographie und die Notwendigkeit der nationalen Verteidigung ihr anweisen!“, so hat man in der Kriegszeit geradezu mit der Selbstverständlichkeit eines Dogmas und mit fast religiöser Inbrunnst das Recht auf die „gottgewollte Grenze“ der wasserscheidenden Alpenhöhen verkündet⁷⁾ und seit-her aus ihm die weitere Berechtigung abgeleitet, innerhalb dieser Staatsgrenzen die gesamte Bevölkerung zum italienischen Volkstum zu zwingen. Die Wasserscheide wurde nicht nur als Grenze gegen die Deutschen, sondern auch gegen die Südslaven gefordert und tatsächlich der politischen Grenze gegen den serbisch-kroatisch-slowenischen Staat zugrunde gelegt. Mussolini verlangte in einer Parlamentsrede vom Juni 1921 auch gegen die Schweiz die Gotthardgrenze⁸⁾. Dieses Schlagwort von der Hauptwasserscheide als natürlicher Grenze hat neben jenem vom Selbstbestimmungsrecht der Völker und in einem gerne verschleierte, aber nicht zu verdeckenden Gegensatz zu ihm eine gewaltige Wirkung in aller Welt erzielt. Denn es entspricht gewissen volkstümlichen und von der angewandten Staatswissenschaft noch nicht hinreichend überwundenen, eingelebten Vorstellungen über die Naturgrenzen im Gebirge. Wir gehen am besten von ihnen aus.

„Natürliche Grenzen.“

Das uralte Bestreben, die politischen Abgrenzungen in Übereinstimmung mit den natürlichen Räumen der Erdoberfläche oder zur Anlehnung an naturgegebene Formen zu bringen, hat sich in so verschiedener Weise geäußert, daß das Wort „natürliche Grenze“ in mancherlei Bedeutung gebraucht und dadurch geradezu irreführend werden konnte. Eine in jedem Sinne natürliche Grenze stellt am ehesten noch die Küste des Meeres dar. Innerhalb der Festländer springt die vertikale Gliederung und das Gewässerneß besonders ins Auge. Noch die Geographie des 18. Jahrhunderts verknüpfte sie derart, daß sie die Hauptwasserscheiden jeweils für die höchsten Erhebungen ansah; Buache konstruierte geradezu aus dem Flußneß die Gebirge. So konnte die Wasserscheide als natürliche Scheidelinie und Verkehrschrante gelten und damit als die natürliche Grenze; nur wo sie im Flachland undeutlich wurde, setzte man die Flüsse in diesen Rang ein. Obwohl der Verkehr den Flüssen immer mehr von ihrer trennenden Kraft nimmt und obwohl wir Talwasserscheiden und Hauptwasserscheiden auf niedrigen Nebenketten in großer Zahl kennen, ist jene Verallgemeinerung bis heute Gemeingut geblieben. Ihre Unrichtigkeit zu erweisen und den Inhalt des Begriffs „natürliche Grenze“ in seiner Vielfältigkeit darzulegen, vermochte naturgemäß nur die Wissenschaft von den Räumen an der Erdoberfläche, die Geographie.

Den entscheidenden Schritt tat Friedrich Ratzel. Er brachte die politische Grenze in Beziehung zu den anderen auf der Erde wahrnehmbaren Grenzen und richtete den Blick auf den tatsächlichen Verlauf und die wirkliche Beschaffenheit der gegenwärtigen und geschichtlichen Staatsgrenzen, um ihre natürlichen Voraussetzungen zu erfassen⁹⁾. Er und seine Nachfolger¹⁰⁾ haben weiter im einzelnen dargetan, daß die in der Natur vorhandenen Raum- und Bewegungsgrenzen¹¹⁾ keine Linien, sondern Zonen darstellen, in denen die Verbreitung der begrenzten Erscheinungen und Vorkommen oder aber die kennzeichnenden Merkmale eigenartiger Erdräume allmählich austönen oder von denjenigen der Umgebung durchsetzt werden. Das gilt auch von den Siedlungs-

Sprach-, Konfessions-, Kulturgrenzen, die sich im Laufe der Geschichte entwickeln. Naturvölker umgrenzen ihre Wohngebiete und Staaten durch von Natur aus unbewohnbare oder schwer zugängliche Gürtel oder aber schaffen, wo solche von Natur aus „leere“ Räume fehlen, durch Verwüstung oder Verbot das nötige Zwischenland. Die Grenzlinie dagegen ist in der Natur nicht gegeben, eine Abstraktion der Kulturmenschen. Wenn sich bei der Ausbreitung über bisher leere Räume die Einzelnen und die Völker begegnen, wird eine rechtliche Festlegung und Sicherung jener Linien notwendig, die Besitz, Herrschaft, Verwaltung und staatliche Macht begrenzen. Die politische Grenze voll ausgebildeter Staaten ist eine solche rechtlich verankerte Linie. Während die politischen Grenzgürtel, in denen sie zu liegen pflegt, sich im Laufe der Zeit allmählich verschieben, ausdehnen oder einengen können, kann diese Grenzlinie nur rückwärts, durch einzelne geschichtliche Vorgänge, Kriege, Friedensschlüsse, Verträge usw. abgeändert werden.

Der verschwommene Ausdruck „natürliche Grenzen“ kann auf Grenzzonen oder auf Grenzlinien bezogen werden. Im ersten Fall soll er besagen, daß ein Grenzsaum natürliche Räume voneinander trennt oder daß er dem natürlichen Ausbreitungsdrang und der Ausbreitungskraft des Staates sich gut anpaßt. Im zweiten Fall bringt er zum Ausdruck, daß eine Grenzlinie die scheidenden Eigenschaften der natürlichen Grenzzone, in der sie verläuft, besonders deutlich aufweist oder (ohne Rücksicht auf das Vorhandensein eines solchen Gürtels, der ja nicht überall zur Verfügung steht), daß sie sich an naturgegebene Punkte oder Linien anschließt. Die Bezeichnung „natürliche Grenze“ umfaßt in all diesen Bedeutungen auch die Annahme, daß die gegebenen Naturverhältnisse sich den bei der Grenzlegung verfolgten Zwecken dienlicher erweisen als jene anderer benachbarter Erdstellen. Man denkt bei dem Namen also auch an „gute“ oder „zweckmäßige“ Grenzen. Aber diese Begriffe decken sich nicht; denn eine Grenze kann auch, ganz abgesehen von ihrem Verhältnis zur Landesnatur, etwa wegen der Einfachheit, Übersichtlichkeit, Kürze ihres Verlaufs oder durch ihre Ausstattung mit künstlichen Sicherungsanlagen usw. gut oder zweckmäßig erscheinen¹²⁾. Der Wert, den man einer „natürlichen“ Grenze schon durch diesen ihren Namen zuschreibt, ist selbstverständlich sehr schwankend nach ihren jeweiligen Anwohnern und den Zwecken, die für diese jeweils im Vordergrund stehen; daher wirkt sich auch derselbe Grenztypus an verschiedenen Erdstellen ungleich aus. Um Klarheit zu schaffen wird es notwendig, die verschiedenen Arten „natürlicher Räume“, andererseits Wesen und Zwecke der Grenze schärfer zu erfassen. Das soll nun in Kürze geschehen, indem ich in bezug auf Einzelheiten den Leser teils an die Literatur, teils an die folgenden Abschnitte verweise.

„Natürliche“ Grenzzonen.

Unter den verschiedenen Kategorien von Erdräumen, die als „natürliche“ angesehen werden, mit denen also nach einem Worte Ludwig Neumanns eine kluge Staatskunst die politischen Räume zur Dedung bringen will, treten drei besonders hervor: 1. natürliche Verkehrsgebiete, die durch natürliche Bewegungshindernisse — nicht nur für den Menschen — gesondert werden (ich nenne diese Schranken „Naturgrenzen“) 2. Gebiete von einheitlicher natürlicher Beschaffenheit und gleichförmiger natürlicher Ausstattung und 3. Gebiete von größerer Mannigfaltigkeit, deren Teilgebiete durch Übergänge und wechselseitige Ergänzung derart miteinander verbunden werden (etwa in einem Gebirge mit seinen Höhenstufen und dem Ineinandergreifen von Berggründen und Talstätten), daß — nach Kjelléns Ausdruck¹³⁾ — „das Harmonische dem Begriff Naturgebiet seinen Inhalt gibt“. Ich nenne sie daher „harmonische Naturgebiete“ und ordne ihre Grenzen mit denen der „gleichartigen Naturgebiete“ dem Begriff „Naturgebietsgrenze“ unter¹⁴⁾.

Außerdem findet man als „natürliche Räume“ oder „Naturgebiete“ insbesondere noch be-

zeichnet: 4. geomorphologische Räume, die sich aus der Gliederung der Erdoberfläche ergeben, wie Inseln, Halbinseln, Gebirgsländer, Ebenen; 5. Räume, die dem natürlichen Wachstum des Staats und seines Volks angemessen sind, die jener bei der Verfolgung wirklicher oder vermeintlicher Bedürfnisse überwächst — indem er etwa, um eine natürliche Grenzzone anderer Art ganz zu beherrschen, an einen jenseitigen Gebirgsrand oder einen Abschnitt des jenseitigen Vorlandes („Glacis“) greift oder indem er der Anziehungskraft der Küste, eines Flusses, eines Hafens, eines jenseitigen Brüdentypos um folgt. Die Grenzen, die in solchem triebhaften Wachstum angekrebt werden, haben Dend und ich als organische bezeichnet und dargetan, daß es nicht nur solche in subjektivem Sinne gibt, sondern auch in objektivem, oder wie Krebs es etwas anders ausdrückt¹⁵⁾ „solche, die von beiden Kurainern als zweckmäßig empfunden werden, auch wenn sie nicht in der Natur begründet sind“. Ferner 6. Räume, die eine mehr oder weniger unabhängige Wirtschaft (Autarkie) erlauben — Vogel nennt sie „wirtschaftsharmonische Regionen“ — und 7. Völker- und Sprachengrenzen. Nun werden aber geomorphologische Räume (4) nicht als solche zur Grundlage der Staatenbildung, sondern weil und wenn sie mit natürlichen Räumen anderer Kategorie zusammenfallen. Organisch umgrenzte (5) und wirtschaftlich autarke (6) hinwieder sind — so oft man auch ihre Grenzen als natürliche bezeichnet findet — nicht im strengen Sinn naturgegebene, ohne Rücksicht auf menschliche Zwecke „natürliche“ Räume, sondern Gebiete, wie sie der Mensch „im Hinblick auf seine Zwecke als Einheit empfindet“, also das, was Vogel¹⁶⁾ als „Zwecklandschaften“ im Gegensatz zu jenen, den Charakterlandschaften bezeichnet. Sie entfalten auch zum guten Teil erst insolge menschlicher Arbeit die Eigenschaften, um dererwillen sie der Staat anstrebt. Die Verbreitung der Völker und Sprachen (7) endlich in ihrer mannigfachen kausalen Verknüpfung mit Naturräumen und Staatsgebieten und doch wieder in halber Unabhängigkeit von beiden ist wesentlich nur für die Ziele und Zwecke des Nationalstaats gestaltend. Somit sind alle diese Kategorien von Räumen (5—7) eher naturgemäß, als naturgegeben zu nennen. Vogel erkennt auch die Kategorien 1 und 3 nur als Zwecklandschaften an, einerseits als „strategisch-kommerzielle“, andererseits als „wirtschaftsharmonische Regionen“. Ihm sind also nur die gleichartigen Naturgebiete (2) wirkliche natürliche Einheiten. Dieser Unterschied der Auffassung ist aber für unsere weitere Darlegung von geringem Belange¹⁷⁾.

Das unmittelbarste Bedürfnis des Staats von seinen Anfängen an ist der Schutz gegen äußere Feinde. Ihn gewährt am sichersten der Grenzsaum eines natürlichen Verkehrsgebiets. Ist dieser abschließend, eine reine „Schutzgrenze“ nach der üblichen Bezeichnung, so unterbindet er — wie etwa die Randmauer des Himalaya — den Außenverkehr, der mit der kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung in steigendem Maße Bedürfnis wird. Er ist verkehrshemmend. Eine reine „Verkehrsgrenze“ hinwiderum, wie es die Ostgrenze des Deutschen Reichs von Natur aus war, ist dagegen offen und ungeschützt und zersplittert überdies den Verkehr in unwirtschaftlicher Weise. Den Ausgleich zwischen beiden Bedürfnissen erlauben solche Naturgrenzen, die ein im Inneren durchgängiges und einheitliches Verkehrsgebiet mit guten Schutzonen umrahmen, aber dem Außenverkehr eine Anzahl guter und günstig verteilter, leicht zu bewachender Pforten bieten. Sie konzentrieren ihn auf verhältnismäßig wenige Stellen, deren jede eben deshalb sich zu größerer Bedeutung entwickeln, zur Großverkehrspforte werden kann. Ich nenne sie verkehrsvermittelnde Grenzen. Hieber gehört der Großteil der Umwallung Böhmens oder Ungarns. Wo Naturgrenzen eines oder mehrerer im Staat verbundener natürlicher Verkehrsgebiete fehlen, kommen rein wirtschaftliche Zwecke bei der Grenzlegung stärker zu Wort und leiten je nach den gegebenen Möglichkeiten zur Umfassung harmonischer oder gleichartiger Naturgebiete. Da indes die Naturgrenzen als Bewegungshindernisse auch auf die Organismen, die Luftströmungen usw. wirken, so sind die natürlichen Verkehrsgebiete nicht selten zugleich auch Naturgebiete der einen oder der anderen Art. Jedemfalls stehen sie für das Streben nach zweckmäßigen, in der Natur begründeten Grenzen an erster Stelle. Nachmals sei betont, daß die trennende Kraft der Verkehrsranken nach der jeweiligen Beschaffenheit der Verkehrsmittel und dem Stande der Technik, daher auch zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten, für ungleich veranlagte und vorgeschrittene Bevölkerungen, stärker oder schwächer erscheint. Kleine politische Gebilde (Stämme, Kleinvölker, Gemeinden, Herrschaften usw.) halten sich an Verkehrs-

gebiete untergeordneten Rangs, und vielfach auch an Grenzonen, die weniger scharf scheiden; mit dem Wachstum der Länder, Territorien, Staaten, Großstaaten richten sich Ausbreitung und Grenzsetzung bewußt oder unbewußt immer mehr auf die großen natürlichen Verkehrsgebiete höherer und höchster Ordnung.

Aus den Zeiten des vorwiegenden Wasserverkehrs her und in Zusammenhang mit den S. 91 besprochenen Anschauungen über das Verhältnis zwischen Stromgebieten und Gebirgen erklärt sich die Entwicklung der heute noch mächtigen Vorstellung, daß die natürlichen Verkehrsgebiete mit den Einheiten der hydrographischen Gliederung, den *Stromgebieten*¹⁸⁾, die Naturgrenzen daher mit den *Wasserscheiden* zusammenfallen. Zwar weichen in der Gegenwart und in der Geschichte vielfach die Grenzen alteingelebter Verkehrsgebiete von denen der Stromgebiete ab und dasselbe gilt von den Grenzen zwischen Kulturstaaten, gerade von alten und dauerhaften Grenzen, die sich nach großen politischen Erschütterungen, wie die Zerrüttung des Kartensbilds in der napoleonischen Zeit, immer wieder in denselben Zonen wiederhergestellt haben. Selbst die sogenannte „Donaumonarchie“ bewies jahrhundertlang durch ihre Grenzen, daß Anteile verschiedener Stromgebiete über die europäische Hauptwasserscheide hinweg zu einem Verkehrsgebiet verschmelzen konnten, während wirksamere Naturschranken das Donaugebiet querten und für Verkehr, Wirtschaft und Staatenbildung gliederten. Aber die Lehre von der Wasserscheidengrenze wurde immer wieder, z. B. von Kjellén, mit allem Nachdruck verkündet. Ja man hat sie übersteigert, indem man die Wasserscheiden (die man sich überdies in Widerspruch mit der Natur nicht als Gürtel, sondern als überall scharf bestimmbare Linien vorstellte) nicht bloß als natürliche Grundlagen oder Anhalte betrachtete, deren sich die politische Abgrenzung bedienen kann, sondern geradezu als die natürlichen Grenzen schlechweg für einen gegebenen Staat. Dieser sollte von Natur aus bestimmt dazu sein, sich mit einem bestimmten hydrographischen Gebiet, das als solches zu einem einheitlichen Verkehrsgebiet gestempelt wurde, zu decken. Diese Übertreibung liegt auch in der italienischen Forderung nach der adriatischen Wasserscheide.

Wenn verschiedene namhafte Historiker, zum Teil mit einer gewissen Verärgerung, kurzweg erklären, es gebe keine natürlichen Grenzen¹⁹⁾, so richtet sich das gegen jene Konstruktion unveränderlich von der Natur vorgeschriebener Grenzen. Es trifft aber nicht die vorstehenden Ausführungen. Die geographische Betrachtungsweise von heute beruht auf der Voraussetzung, daß natürliche Bedingungen lediglich Anregungen, Begünstigungen und Hemmungen darstellen, die nach Zeit, Ort und Volkswesen ungleich, oft sehr stark, wirksam, nicht aber zwingend sind. So kann auch die Entwicklung der politischen Grenze zwischen den in der Natur gegebenen Räumen und Grenzgebieten wählen oder auch jede Wegweisung durch die Natur verschmähen. Es ist wissenschaftlich gerechtfertigt, die Gefahren solcher Abweichungen zu erweisen, und es ist ebenso das Recht der wissenschaftlichen Geographie, die natürlichen Stützen bestehender politischer Zustände oder auch raumpolitischer Ansprüche klarzulegen. Man darf das nicht in heute vielfach üblicher Weise als Verschleierung machtpolitischer Bestrebungen zurückweisen. Wohl aber liegt ein kaum verschleierte Imperialismus in dem Verlangen nach der gottgewollten Naturgrenze. Das erhellt schon daraus, daß Italien selbst bei den Friedensschlüssen an allen militärisch wichtigen Stellen über sie hinweg gegriffen hat. Sie stellt also eine subjektive organische Grenze dar. Inwiefern sie auch eine Naturgrenze ist, soll später erörtert werden.

„Natürliche“ Grenzlinien.

Die trennende Kraft eines Grenzsaums kann in bestimmten Punkten oder Linien besonders stark sich äußern. Man kann dann von abschließenden oder verkehrsvermittelnden und unbestimmter von „natürlichen“ Grenzlinien sprechen. Gewöhnlich geschieht das aber in einem anderen Sinn.

Die Grenze ist nicht nur ein Schuttmittel und ein Durchgangsgebiet, sondern auch eine *Rechts*einrichtung. Daraus geht die Forderung nach größtmöglicher Deutlichkeit und Unzweideutigkeit hervor und diese führt von der unbestimmten Grenzzone

früher oder später zur Grenzlinie. Ist diese durch natürliche Anhaltspunkte vorgezeichnet und aus ihnen erkennbar, ohne bezeichnet oder versteint werden zu müssen, so ist das ein Vorteil für Rechts- und Verkehrsleben. Man bezeichnet solche Strecken nach meinem Vorschlag nunmehr allgemein als „naturentlehnte Grenzlinien“.

Je nachdem sie durch die Oberflächengestalt oder durch die Naturbeschaffenheit des Landes bedingt sind — diese Unterscheidung danken wir Pend — kann man sie einteilen in morphologische und in solche, die ich „Formationsränder“ nenne. Solche stellen innerhalb eines Naturgebiets oder an seinem Rande etwa die Umrisse eines Steppen- oder Weisenstreifs oder ein Waldsaum, die Grenze zwischen öden und produktiven Landstrichen, zwischen Sand- und Lehmböden und dgl. dar. Insbesondere Waldsäume bezeichnen nicht selten politische Grenzen. Im allgemeinen aber sind die morphologischen viel wichtiger: Bodenwellen und Einsenkungen, Wasserläufe, Trodengräben, Hügelzüge und einzelne Erhebungen aus der Ebene usw.

Naturentlehnte Grenzen haben vielfach auch Eigenschaften an sich, an die man mindestens nebenher bei dem verschwommenen Ausdruck „natürliche Grenzen“ zu denken pflegt. Sie haben vielfach eine gewisse, wenn auch meist bescheidene, trennende Kraft, wie Hügel oder Kinnfale, vollends Schluchten. Sie sind nicht allzufelten infolge ihrer Auffälligkeit früh zu Grenzmarken für Besitz oder Nutzung geworden, ehe die staatliche Abgrenzung in Form Rechtsnachfolge, sind in diesem Fall allzu in Vergleich zu anderen Grenzstrecken „naturwüchsig“. Sie haben endlich oft, wenn auch keineswegs immer, den Vorzug einfachen und kurzen Verlaufes.

Eine besonders gute oder zweckmäßige Grenze ist nach dem Gesagten dann zu gewärtigen, wenn die Begrenzung sich möglichst lückenlos an eine wohlausgeprägte verkehrsvermittelnde Naturgrenzzone anschmiegt und innerhalb, wie außerhalb derselben sich an naturentlehnte Linien hält.

Diesen Anforderungen scheint, wenn man im Banne der alten Anschauung steht, die Wasserscheide auch von der Seite der Grenzlinie her zu entsprechen. Wie in der wasserscheidenden Kette die undurchgängigste Zone mit den größten und steilsten Bodenschwellungen, durfte man in ihrem hohen und schmalen Kamm die ausgesprochenste und am meisten abschließende naturentlehnte Grenzlinie vermuten. Und das kam besonders dort zur Geltung, wo es sich um neuaufzutellendes unbekanntes Land handelte, wie bei vielen mittelalterlichen Schenkungen an Besitz, Nutzungs- und Herrschaftsrechten. Die astronomischen Grenzen, Meridian- und Parallelfreisbögen, sowie die mathematischen Abstands- und Verbindungslinien der neuzeitlichen kolonialen Abgrenzungen standen nicht zu Gebote. Wollte man also über das Unbestimmte einer doch nicht verlässlich in der Natur festlegbaren Mittellinie („in mediam silvam“) hinausgehen, so blieb die „Erause“ oft die einzige natürliche Linie, von der man sicher wußte, daß sie in das zu teilende Gebiet fällt. Daher bezeichnet in den Alpen die Wasserscheide nicht nur viele Kleingrenzen, sondern begegnet auch sehr oft in Länder- und Staatsgrenzen, gerade im Innern des Gebirgs. Aber die Hauptwasserscheide, die als solche den Anspruch auf die Hauptgrenze hätte erheben können, finden wir als solche vor 1918 so gut wie nie.

Die Typen der politischen Grenzen im Gebirge.

Hoch- und Mittelgebirge in ihrer verhältnismäßigen Schmalheit gegenüber dem offenen Umland erscheinen uns noch heute als natürliche Grenzazonen. So sind die Alpen für eine großzügige Betrachtung die naturgegebene Scheide zwischen Boden, Klima, Vegetation, Kultur, Wirtschaft und Verkehr Mitteleuropas und des Mittelmeergebiets, eine schwer überstehbare Mauer zwischen verschiedenen Völkern, ein gewaltiges, wenn auch nicht unüberwindliches Hemmnis kriegerischer und friedlicher Beziehung und somit auch eine politische Schranke. Aber diese Grenzzone war, gleich manchem anderen Gebirgsland, zu breit und zu reich gegliedert, die Eigenart der Lebensbedingungen in dem höheren, rauheren Alpenland zu ausgeprägt, um nicht selbständiges geschichtliches Leben zu gestatten. Nicht nur als Schlupfwinkel zurückgebrängter Völkern, wie es der Kaukasus in hohem Maße ist, mehr noch als Nährboden kleiner zwischenstaatlicher, dem gleichen Volkstum angehöriger Bildungen zwischen den Nachbargebieten und dann zwischen den aus ihnen hereingreifenden Ländern haben es die Alpen bekundet.

So blieben sie nicht eine bloße Grenzzone, sondern immer wieder begegnen uns wichtige Grenzen in den Alpen. Vor der römischen Eroberung und wieder nach ihrem Zusammenbruch erscheinen diese vorwiegend, wenn nicht ausschließlich als Grenzazonen. Die Ausbildung der Grenzlinien erfolgte hier ja nicht so leicht und rasch und kam nicht so früh zum Abschluß, wie in flacheren Ländern. Wie allmählich und mit welchen Rückschlägen sie zwischen den kleineren politischen Gebilden sich vollzog, hat uns Erben an padenden Beispielen veranschaulicht. Bot doch schon die Landesnatur Anhalt zu Anklararbeiten und Zwistigkeiten und guten Rückhalt für die Streitenden. In großen Oblandsbereichen fehlte lange das Bedürfnis nach linienhaft scharfer Abgrenzung, fehlt zum Teil noch heute, während sie in den zugänglichen und besser nutzbaren Tal-landschaften sich längst vollzog. Die Besiedlung und die politische Abgrenzung im großen wie im kleinen begann hier und schritt dann weiter nach den Seiten. Es ist aus vielen Beispielen zu folgern, daß die Grenzfestlegung zuerst an gewissen wichtigen Stellen der Hauptwege, vor allem an Verkehrshindernissen erfolgte; gerade dort — also an Talengen und an Talfufen, die ja oft genug zusammenfallen — kam es freilich auch zu den meisten Grenzstreitigkeiten und die Grenze schwankte vielfach von einem solchen Hemmnis zum nächsten vor oder zurück. Waren die Höhen erreicht, so stieß man keineswegs immer auf trennende Schranken, sondern oft genug auf weite Hochflächen und Grasböden, von denen der Abstieg nach der anderen Seite bis zu den jenseitigen Stufen und Engen nicht schwer ist. So griff die Siedlung, so griffen und greifen — zum Teil noch in Nachwirkung der ursprünglichen Besiedlungsvorgänge — politische Grenzen aller Ordnungen über die Wasserscheiden und nicht zum wenigsten über die Hauptwasserscheide. Denn gerade diese weist vielenorts — namentlich wo sie in den Uralpen liegt — niedrige und breite Pässe auf, die nicht selten zu den engen und steilen Durchbruchstätern und den zerscharteten Rämmen der äußeren, nicht immer niedrigeren Parallel- und mancher Querketten in auffallendem Gegensatz stehen. Das ist ein Bild, wie es in vielen Gebirgen widerkehrt. Im Himalaya ist es etwas abgewandelt; hier ist der höchste und schroffste Zug nicht die Hauptwasserscheide und doch infolge der Ungangbarkeit seiner Durchbruchstäler die eigentliche Scheidemauer. Für die Ausbildung der Grenzen in den Alpen ist ferner die häufige Ungleichseitigkeit der Pässe bezeichnend, die zumeist auf der Nordseite den leichteren Anstieg und damit auch von ihr aus das leichtere Übergreifen auf die Gegenseite gewähren. Mit ihr wirkt zusammen, daß Klima und Lebensbedingungen im nördlichen Alpenvorland den inneralpinen weitaus ähnlicher sind, als jene auf der südländischen Innenseite des Gebirgsbogens. Im Ganzen sind die Alpen nach Norden hin und für nordische Menschen besser aufgeschlossen und die inneralpinen Landschaften fügen sich mit denen der Außenseite leichter zusammen — sowohl zu harmonischen Naturgebieten höherer Ordnung (Frankreich, Mitteleuropa), wie auch zu natürlichen Verkehrsgebieten von ähnlicher Ausdehnung — als mit der Poebene und der italischen Halbinsel. So kann uns nicht wundern, daß die Hauptgrenzen, jene zwischen den großen Staatenbildungen, die in die Alpen reichen, weit näher am Südrande des Gebirgs verlaufen, als am Nordrand, und daß sie die Hauptwasserscheide zumeist meiden.

Dem Alpinisten brauche ich die wesentlichen Züge dieses Bildes, das ich seit 1899 des öfteren weiteren Kreisen in Erinnerung gerufen habe²⁰⁾, nur kurz zu bezeichnen. Die kleinste natürliche Verkehrs- und daher auch Wirtschaftseinheit in den Alpen, die sich überaus häufig in den Grenzen der Gemeinden, Pfarren, wie der ehemaligen Landgerichte, Burgfriede und Herrschaften spiegelt, ist die Talschaft: ein Tal oder Talsystem, aber auch eine Talgruppe, eine Talstrecke von Enge zu Enge oder von Stufe zu Stufe, die eine Seite des Tals längs einer trennenden Schlucht seines Bachs, oft auch übergreifend aus dem Quellgebiet über gut gangbare Pässe ins Gegental bis zum nächsten Verkehrshemmnis. Begrenzt ist sie wesentlich durch Naturshranken, also

„anökumenische“, dünn oder nicht besiedelte Streifen, Rämme (meist Nebenwasser-scheiden), Engen, Stufen, Schluchten und tiefe Gräben usw., in denen sich oft dann auch naturentlehnte Grenzlinien, wie Grat- und Kammlinien, Schluchtgründe, Wasserläufe usw. von selber ergeben. Wo die Naturgrenzen fehlen, treten naturentlehnte Grenzen, Wasserläufe, flache Rücken, Bodenwellen und Mulden usw. neben und vor anderen, mehr willkürlichen Grenzlinien auf. Sehr stark ist überall die trennende Kraft der Engpässe zu gewahren. In gleicher Art begrenzt sind die Zusammenfassungen mehrerer Talschaften zu Gauen, die ebenfalls oft als Grundlage politischer Grenzen aufreten, aber auch die größeren aus ihnen gebildeten Einheiten, Territorien, große Landgerichte, Länder und Staaten. Die anökumenischen Gebiete — oft Höhenzüge, oft breite Hochflächen, auf denen die Grenzlinie vielfach willkürlich oder strittig ist — begegnen auch heute noch z. B. an der bayerisch-österreichischen Grenze, für die sie Maul cartographisch dargestellt hat, und in breiter Entfaltung an den Grenzen in den südlichen Alpen, wo die Siedlungsgrenze tiefer liegt²¹⁾.

Nur wenige Beispiele, deren der Alpenkennner auf Schritt und Tritt findet. Wie im Großen Österreich über den Urberg, die Schweiz über Gotthard und Splügen greift, wie die deutsche Siedlung über Brenner und Reichen Scheide übergreifend seit langem ihre Südgrenze an der Saturner Klause findet, während vordem der romanischen der Reichenpass ebenjowentig Halt gebot, so sehen wir im Kleinen die deutsche Siedlung beim Monte Rosa, im Nonsberg, am Pässe von Kallendbrunn, am Pleden und andernwärts über wasserscheidende Rämme greifen. An ein derartiges Übergreifen von Siedlung und Besitz gemahnen noch lange Zeit administrative Zugehörigkeiten (oberstes Ventertal, früher auch Gurgl zum Vintchgau, Hintertux zum Gerichtsbezirk Steinach am Brenner) oder Namen (Vorder- und Hinter-Ämden zwischen Toggenburg und dem Walensee). Es wirkt noch in den Länder- und Staatsgrenzen nach; so greift die Schweiz ins Inngebiet bis zu den Engen von Finstermühl über und ebenso über den Maloja- und Ofenpass, Kärnten über den Seeberggattel zur Kanferenge unterhalb Seeland; Salzburg reicht über die Wasserscheiden und ihre Pässe in das Ennstal bis zur Mandling-Enge, in das Mur- und das Seetal zu deutlichen Talengen, der Kanton Tessin stellenweise ins Neuhgebiet. An Talwasserscheiden ist das Übergreifen selbstverständlich: Krain greift über die Ratschacher Höhe bei Wetzenjels, Steiermark zunächst über die Waiber Höhe ins Enns- und aus diesem über die Mitterndorfer Doppelwasserscheide ins Traungebiet (bis zur Koppenege und dem stellen Pötschenpass), Kärnten über den Saisniger Sattel bis Pontafel am Eingang der Ranaital-Engen, Tirol über das Zoblacher Feld. Aber auch am Fuße von Passübergängen, wie denen von Neumarkt und Obdach, rückt die Grenze an nahegelegene Einengungen und innerhalb der Talzüge sind die Engpässe und Durchbrüche häufige Grenzen, z. B. zwischen Pongau und Pinzgau bei Leob, zwischen Pongau und Flachgau im Paf Lueg, zwischen Steiermark und Oberösterreich im Ennsdurchbruch; Schluchtgrenzen, wie die an der Pontebhana entwickelten sich daneben seltener. Die Grenzen Salzburgs innerhalb des Gebirgs, jene der Obersteiermark, die Grenze Tirols gegen Bayern, die sich durchaus nördlich der Kalkalpenwasserscheide und ihrer bequemen Pässe hält, die Schweizer Grenze im Tessin und einem großen Teil Graubündens, die Südgrenze Tirols vor 1918 an den zum Teil durch Seen oder Moränenwälle noch stärker verkehrshemmenden Engen in Judikarlen, im Gardasee, Eisf., Suganatal usw. zeigen, wie zahlreich und wirksam die Engpassgrenzen überall dort sind, wo nicht eine überaus verkehrseindliche geschlossene Hochkette oder Massengebirge von beträchtlicher Wucht die Grenzbildung an sich ziehen. Was so häufig sich entwickelt und erhalten hat, entspricht aber den Forderungen der Natur und den Regeln einer ungezwungenen geschichtlichen Entwicklung offenbar am besten.

Dass die Wasserscheiden — und auch gut ausgesprochene Kammwasserscheiden — nur dort sich zur Grundlage einer politischen Grenzführung eignen, wo sie als Naturgrenzen natürliche Verkehrsgebiete umgeben, lehrt uns somit auch die Herausbildung der Grenzen im Alpenland. Die adriatische Wasserscheide ist nur an wenigen Stellen zu einer festen Staaten-grenze geworden. Zwischen Frankreich und Italien hat erst die Abtretung Savoyens und Nizzas an Napoleon III. diesen Zustand völlig hergestellt. In der Schweiz sehen wir die europäische Hauptwasserscheide infolge ihrer durchgängigeren Beschaffenheit nur als Trägerin von Binnengrenzen, die höhere und geschlossenere adriatische Scheide dagegen in den Walliser Alpen als gewaltige Grenz-mauer gegen Italien und die Italiener. Zwischen Gotthard und Splügen fallen beide

Linien zusammen. Die nordwärts sich wendende, mehrfach gemundene Wasserscheide der Adria büßt ihre abschließende Beschaffenheit von da ab ein. Sie verliert die Grenze; schon von der Gegend des Simplon an bis in die Ostalpen hinein sehen wir aus geschichtlichen Kleinkämpfen herausgestaltete vielgewundene Kleingrenzen zwischen den Staaten und dabei als häufigste Sicherung die Engpäßgrenze. Des Gotthardwegs halber kann die Schweiz hier keine Grenzbucht ertragen und hielt deswegen die Tessiner Gebietshalbinsel bis weit jenseits der Wasserscheide fest. In den Ostalpen springt die Traufe der Adria bis auf die Zentralalpen nordwärts. Diese stellen in Tirol den höchsten Teil des Landes dar und enthalten die ausgedehntesten anöklumenischen Hochgebiete. Aber niedrige und gut gangbare Pässe erleichtern ihre Durchquerung, Streifen menschlicher Siedlung und Bodennutzung ziehen teils über diese Sättel, teils nahe an sie heran (jenes am Reschen und Brenner, dieses am Zimber und Pflitzer Joch). Inmitten dieser Lebensgemeinschaft ließ sich keine Grenze legen. Aber die breite trennende Grenzzone, die in den steilen Nordalpen als verkehrsmittelnde Naturgrenze sich bietet, hat im Süden keine Parallele. In folge der Biegung des Ostalpenbogens laufen die hauptsächlichsten Naturwege nach Süden zusammen und die wesentlichen Hindernisse, die längs ihres Verlaufs begegnen, sind die Engen nahe ihrem Austritt aus dem Gebirge. So hat am Reschen- und Brennerweg ähnlich wie am Gotthard- und Splügenweg sich ein Gebietsvorsprung des inneralpinen Staats naturgemäß entwickelt. Das wäre nicht zu erwarten, falls die Ostaler die mauertartige Beschaffenheit der Hohen Tauern hätten. Wo diese aber das Rückgrat der Zentralalpen bilden, tragen sie nicht mehr die adriatische Wasserscheide. Über die Töblicher Talwasserscheide hat diese vielmehr den Drauzug erreicht und mit ihm wieder eine Sperrmauer des Alpenlands gegen Süden, bei aller bescheideneren Entfaltung doch in ihrer Wirksamkeit den Walliser Alpen vergleichbar. Die Karnischen Alpen sind eine eingelebte und bewährte Staatengrenze. Aber ihr östlicher Teil verflacht sich und geht in den dreiten Streifen wegsamen Landes über, der sich um die Tarviser Pforte und ihre Wegverzweigungen ausdehnt. Hier ging die Grenze denn auch vom wasserscheidenden Kamm ab an den langen Durchbruch des Eisernen Kanals. Wieder schwillt der östliche Teil des Drauzugs, die Karawanken, empor, deren Hauptkette mauergleich das Drauland Kärnten gegen Süden abschließt, aber bis 1919 nur eine Landes-, keine Staatengrenze trug. Die adriatische Wasserscheide aber zieht sich über das Massiv der Julischen Alpen auf die Hochflächen des Karstes; hier geht die naturentlehnte Grenzlinie des Kamms und vielfach auch die oberirdische Erkennbarkeit der Wasserscheide verloren. Landes- und Staatsgrenzen haben sich hier bis zum letzten Friedensschluß nicht um ihren Verlauf gekümmert.

Wir lernen aus dieser Grenzwanderung, daß die Wasserscheide der Adria sich dort und nur dort zur Staatengrenze entwickelt hat, wo sie das inneralpine Verkehrsgebiet als starke Mauer gegen Süden hin abschloß, dort aber, wo dieses sich gegen die Vorhöhen der Alpen und das Pottiesland besser öffnet, in dies inneralpine Leben einbezogen, keine Grenze höchster oder auch nur hoher Ordnung an sich ziehen konnte. Wir verstehen das aus der größeren Aufschließung der Alpen nach Norden hin, die ich mit Penda wesentlich als ein Ergebnis der eiszeitlichen Formung ansehe, aber auch aus dem Zusammenlaufen ihrer südlichen Ausgänge zu einer geringen Zahl von Pforten zwischen nahezu abschließenden Gebirgsmauern. Die vielfachen Einengungen dieser Pforten und das Vorkommen hemmender Seen und Moränenwälle an ihnen boten den inneralpinen Staaten hier guten Schutz und unterstützten ihr Bestreben, den Austritt der Wege aus dem Gebirge in der Hand zu behalten, damit sie nicht als Einfallstore für die dichte Bevölkerung der Ebene dienen. Das bedeutet zugleich das Bestreben, die Gesamtgrenze im Wechsel von Rämmen und Talausgängen an eine verkehrsmittelnde Naturgrenze zu legen.

Inneralpine Pashländer.

Dies Bestreben konnte sich erst triebhaft und dann bewußt geltend machen, als die gegenseitigen Verkehrsbeziehungen der alpinen Gaue so ausgestaltet waren, daß sich größere inneralpine Einheiten herauszuheben begannen. Diese Einheiten sind nun in einer besonderen Form erwachsen, als Pashländer und Pashstaaten. Selbständig hat sich das westlichste von ihnen, die Schweiz, erhalten: entstanden um die Straßenkreuzung des Gotthard, umschließt sie das Dreieck von Verkehrsfurchen, das Rhone, Rhein und Mittelland bilden. Den Kern Tirols bildet das Verkehrsdreieck des Inn-, Etsch- und Eisacktales. Eine größere Zahl Durchgänge durch die nördliche Grenzzone wird über Brenner und Reschenpash zusammengefaßt und in einem Strang ins Trienter Becken geleitet, von wo sie in wenigen Verzweigungen ins Tiefland hinaustreten. Auch Tirol ist als Durchgangsland zwischen Nord und Süden, den klimatisch und wirtschaftlich so verschiedenen Gebieten Mittel- und Südeuropas, vereinigt worden. Aber wie Savoyen, Nizza und Piemont zu keinem einheitlichen Pashlande verbunden wurden und auch während der Vereinigung die Ländergrenze der beiden Hauptteile sich nicht vom Alpenkamm entfernte, so haben die Ländergruppen östlich von Tirol keine diesem analoge Zusammenfassung gefunden²⁷⁾. Das Pashländerpaar Salzburg und Kärnten zu einem ähnlichen einheitlichen Durchgangsland zu verschmelzen, verwehrte der erzbischöflichen Politik vor allem die Scheidewand der Hohen Tauern und die Aufgeschlossenheit Kärntens einerseits gegen die Steiermark, andererseits gegen Venedig. Auch die Tauernbahn mag daran wenig mehr ändern. Und ebenso hat der unmittelbare Aneinandersehluß nord-südlicher Durchgänge zur Adria der Steiermark, Krain und das Küstenland nicht in dem Maße zu „drei zusammenhängenden Pashländern am Ossaum der Alpen“ zu verbinden vermocht, wie Pöndk meint. Denn durch das Umbiegen der Alpen gegen den Karst hin, wie durch die Lage und die Verkehrsbeziehungen des Klagenfurter Beckens ist eine andere natürliche Furche zu überragender Verkehrsbedeutung gelangt, deren Endpunkte Wien und Venedig ihr an sich schon ein erhebliches Gewicht verleihen mußten und die durch die frühe Ausgestaltung zu einer Haupteisenbahnlinie in der Gegenwart um so stärker hervortritt. Das ist der „schräge Durchgang“ über Semmering, Neumarkt und Saisnitzer Sattel und durch das Kanaltal. In diesen mündet eine große Zahl von Längs- und Querrwegen ein, die eine engere Verbindung mit Tirol und den österreichischen Donauländern ermöglichen, und zieht vereinigt nach Venetien. So haben die gegebenen Haupttieflinien das innerösterreichische Bahndreieck Brud—Villach—Marburg entstehen lassen, das Grundgerüst eines Durchgangs- und Pashgebiets, das wir **Innerösterreich** nennen und das wiederholt und lange in der Hand eines und desselben Herrschers oder doch zu einem Verwaltungsgebiete vereinigt war. Dabei griff es allerdings durch Krain nach dem Küstenlande aus. Diese sind ihm ja durch mehrfache natürliche Verkehrslinien verbunden. Sie stellen Randgebiete Innerösterreichs dar, die aus den Alpen hinausgreifen.

Diese Staaten und Länder, Schweiz, Tirol, Innerösterreich reichen bis an die natürlichen Scheidewandern der Südalpen und beherrschen mit den Pforten, die sich in diesen auf tun, zwischen Splügen und Gotthard, im Etschland und im Kanaltal, auch die südlichen Ausgänge bis an den Gebirgsrand. Ihrerseits sind sie zum guten Teil mit Außengebieten am Nordrand staatlich verwachsen, konnten dies aber nur vorübergehend mit solchen am Südrand. Und wenn dies geschah, empfand man es zumeist als naturwidrig und die Kraft des Hauptlandes überschreitend; so die Herrschaft Österreichs in Oberitalien. Die europäische Hauptwasserscheide und die Traufe der Adria haben dagegen dort, wo sie im Innern des Gebirgs und nicht nahe seinem Südrand verlaufen, nur ganz vorübergehend Staatsgrenzen getragen. Auch das römische Italien, allmählich in die Alpen greifend, reichte nie bis zu der „gottgewollten Naturgrenze“.

Die neuen Grenzen und die natürlichen Räume.

Aus der Betrachtung der natürlichen Räume und ihres Verhältnisses zu den politischen Grenzonen und Grenzlinien im allgemeinen, wie in den Alpen im besonderen, ergibt sich uns die Möglichkeit, die jüngsten Veränderungen unbefangen zu beurteilen und unsere Bewertung knapp und unzweideutig auszusprechen. Wir sehen Länder- und Staatsengrenzen in unserem Gebirge wesentlich aus der Zusammenfassung von natürlichen Verkehrsgebieten niedriger Ordnung zu solchen höherer erwachsen. Von diesen werden zwei, die Pashländer Tirol und Innerösterreich weiter durch die alpinen Längstalzüge miteinander und mit angrenzenden Verkehrsgebieten zu einer noch höheren Einheit, den österreichischen Alpenländern verbunden. Der anökumenische Gürtel der Kalkalpenketten trennt diese von Bayern, die Auslöderung der Nordalpen weiter östlich aber und die Lage des Wiener Beckens begünstigte ihre Verknüpfung mit den österreichischen Donauländern und ihr Eingehen in den um diese entstandenen Großstaat. So lehnte sich die Vorkriegsgrenze Österreichs im großen an eine Naturgrenzzone an und zeigte fast überall naturentbehrte Grenzlinien.

Das bestätigte Pendl nach eingehender Untersuchung²³). Aber er hat über sie hinausgehend, das alpine Verkehrsgebiet im weitesten Sinne ausgedehnt bis zu einem, bisweilen verdoppelten, Gürtel von Engpässen nahe am Südrand des Gebirgs, innerhalb dessen das Voralpenland um die Hochgebirgsmauern herum und über sie mit den inneralpinen Gebieten mindestens keine schlechtere natürliche Verbindung hat als mit der Ebene. Bis hieher ist auch die Gemeinamkeit der alpinen Natur und die gleichartige Wirkung ihrer Lebensbedingungen auf den Menschen trotz der in den Tälern eindringenden südlichen Züge noch deutlich erkennbar²⁴). Wir wollen indes dieses Voralpenland nicht in unsere Betrachtung einbeziehen, sondern die neue Grenze nur derjenigen gegenüberstellen, welche die inneralpinen Pashländer bis zum Arlege hatten.

Während die adriatische Hauptwasserscheide bisher nur in der kleineren Hälfte ihrer Erstreckung Staatsgrenze war und anderwärts so wenig als Scheide empfunden wurde, daß sogar die volkstümlichen Namen der Tiefenlinien, Wipp- und Pustertal, über sie hinausreichen²⁵), ist sie es nunmehr im ganzen Verlauf der Berührung zwischen Österreich und I t a l i e n, mit einigen kleinen und vier bezeichnenden wichtigeren Ausnahmen. Die neue Grenze zerschneidet damit das Pashland und Verkehrsgebiet Tirol, sein geschlossenes Straßennetz und die zusammenhängenden Streifen menschlicher Siedlung und gleichartiger Bodenkultur an den Hauptpässen. Von ihnen ist jener im Pustertal noch besser besiedelt als die schon genannten (S. 98). Die Grenze springt überdies am Reschen und ein wenig am Brenner, ganz besonders aber im Pustertal derart über die Wasserscheide vor, daß sie Italien die Eingänge nach Nord- und Osttirol ganz in die Hand gibt, und löst Tirol in zwei zusammenhanglose Stücke auf, zwischen denen Salzburg an Italien grenzt.

Wollte man von den Teillandschaften Tirols die südlichste abgliedern, so bot sich eine gut ausgeprägte Naturgrenze dort, wo die Querwege durch das Gebirge zu einem Stränge zusammengefaßt durch die versumpfte Salurner Pforte ins Trienter Becken (S. 97, 99) treten. Die beiderseits angrenzenden Erhebungszüge, von denen unten noch die Rede sein soll, stellen wirkliche Schranken dar, die westlich der Etzsch von keiner, östlich davon nur von wenigen Straßen gequert werden. Sie decken sich fast genau mit der italienischen Sprachgrenze und der sich an diese ziemlich eng anschließenden Grenze des österreichischen Staatsgebietsgesetzes²⁶).

Vom Pustertal geht die Grenze über den Helm wieder zur adriatischen Wasserscheide und folgt ihr in den Karnischen Alpen nicht nur soweit diese die scharfe, wenn auch gelegentlich von der Almsiedlung überschrittene Grenzmauer Kärntens bilden, sondern auch in ihrem östlichen Teil, wo die Wasserscheide breit und die Grenzlinie undeutlich wird — hier daher nicht ohne Abweichung von der hydrographischen Linie. Die Grenze bleibt auf dem Rücken der Karnischen Alpen auch noch, wo dieser nicht

mehr die Meeresgebiete scheidet; dann wendet sie sich in der Enge von Törol derart und quert das Tal so, daß sie die Wegkreuzung bei Tarvis — und mit ihr die Zugänge nach Innerösterreich durch das Gailitz- und Gailtal, über den Predil und die Ratschacher Höhe in die Hand Italiens bringt. Dann geht sie auf die zunächst noch wenig abschließende Nebenwasserscheide der Karawanken. Das Tarviser Gebiet — in seiner scharfen Abgrenzung durch trennende Zonen und naturentlehnte Scheidelinien, wie die Schlucht der Pontebana, den Eingang in den Canale del Ferro und recht nennenswerte, verkehrsscheidende Höhen (zwei Ausnahmen zum Nachteil Kärntens, wie am Raibler Seebach, waren allerdings vorhanden und bedrohten die Predilstraße) — stellte als Vorkammer des Klagenfurter Bedens, in das nun Italien seinen Fuß setzt, einen Teil der natürlichen Verkehrseinheit Kärnten dar.

Die Grenze Österreichs gegen Südslawien schließt sich auf den Karawanken an und entspricht zunächst der altgewohnten trennenden Gebirgsscheide zwischen Kärnten und Krain. Um den Seebergsattel (1216 m) erniedrigt sich die Wasserscheide im Gebiet weicher Schiefer auf eine ziemlich flache Straße; hier sprang die alte Landesgrenze über wenig gangbare, zum Teil gewaltige Kalkhöhen südwärts vor und fand in der Enge der Kanter eine gut geschützte Straßensperre als Anhaltspunkt²⁷). Schon die österreichische Gesetzgebung von 1919 nahm die Grenze auf die Wasserscheide zurück, was zu einem seltsamen Grenzwickel führte. Nach kurzem gemeinsamen Verlauf trennen sich beide Grenzen wieder westlich der Dufchowa; die neue geht nach Kärnten herein. Die alte Landesgrenze folgte fast ausnahmslos der Wasserscheide des Mießbaches gegen Sann und Mießling und damit einer guten, vom Großverkehr kaum irgendwo gequerten Trennungszone in diesem niedrigeren Gelände. Von ihr zweigt am Ursulaberg ein verwandter, weniger hoher Zug ab, der in den Weitensteiner Zug, die steirische Fortsetzung der Karawanken überleitet und daher die Beachtung der Grazer Geographen auf sich zog. Die neue Grenze aber wendet sich nordwärts und geht in recht gewundenem Lauf, etwa parallel der alten Landesgrenze gegen Nordosten. Sie lehnt sich an die mehr oder weniger isolierten Erhebungen des Pezhenplateaus, der Gornia, des Gupf-Strojnazuges an, folgt wenig naturentlehnte Linien und schneidet wesentlich das Gebiet des Mießtals und einen Teil des Drautals von Kärnten ab. Dieses ist aber in seinem ganzen Verkehrs- und Wirtschaftsleben mit dem Klagenfurter Beden auf das engste verknüpft. Daher quert die Grenzlinie die Hauptbahn Marburg—Klagenfurt und die Linie von Unterdrauburg ins Lavanttal, den Fluß und mehrere Hauptstraßen. Wie bei Tarvis ist auch hier ein Stück aus dem so ausgeprägten natürlichen Verkehrsgebiet des Klagenfurter Bedens und den übergeordneten Einheiten Kärnten und Innerösterreich herausgeschnitten.

Von da ab hält sich die neue Grenze nördlich von der Drau. Sie geht auf deren Wasserscheide gegen die Mur und folgt ihr, solange diese im Pohrude (Radl-Kemfchnigzug) einen deutlichen Kamm findet, ohne Rücksicht auf höhere und geschlossenere Erhebungen im Süden. Nur gelegentlich an naturentlehnte Linien angelehnt, wendet sie sich dann durch das aufgedülte Hügelland der Windischen Bühel zur Mur bei Spielfeld und folgt ihrem Lauf bis zur alten Grenze Ungarns unterhalb Radlersburg. Hier zerschneidet sie sogar eine ausgesprochene natürliche Verkehrseinheit niedriger Ordnung, die Murebene, ja die Stadt Radlersburg. Aber auch wo auf steirischem Boden das Prinzip der Wasserscheiden angewendet ist, bevorzugt es eine natürliche Scheide von geringer trennender Kraft vor viel wirksameren. Die mittelsteirische Hügellandschaft wird vom Wechsel bis zum Bahren von dem Bogen des Steirischen Randgebirgs umrahmt. Dessen Südflügel ist der Bahren-Pohrude-Stod als Ganzes, der Pohrudezug aber nur eine Vorkette, von dem wichtigen Bahren orographisch durch das Tal der Drau abgegrenzt. Niedrig und zumeist bis hinauf bestehend, nicht über 1049 m hoch, im Radlpaß auf 670 m eingesenkt, trennt er nicht viel stärker als die

Windischen Bühel. Die beiden Seiten des Drautals aber bilden miteinander eine kleine Einheit für Verkehr und Wirtschaft. In ihrem Süden steigt der Bachern mit seinen waldigen und menschenleeren Hochflächen bis auf 1548 m an. Aber auch er ist nicht die stärkste Naturgrenze des Gebiets. Denn ihn umgeht als Nebenweg zum Drauburgweg die Südsteirische Randfurche zwischen Unterdrauburg und Marburg. Die Stadt, bei der beide sich treffen, hat — dank der Durchgängigkeit der Bühel und des breiten Draufelds — eine Knotenpunktlage. Marburg ist der Mittelpunkt einer mehrgliedrigen verkehrsgeographischen Einheit geworden, die nach Norden hin mit dem Murland und Graz in alten und engen Beziehungen steht, aber außerhalb der Anziehungskraft von Laibach liegt. Dies Marburger Verkehrsgebiet reicht südwärts bis zum Weitensteiner Zug, der schon erwähnten schmalen und nicht durchaus wasser-scheidenden, aber schwer durchgängigen und verhältnismäßig hohen Karawankenfortsetzung. Er bildet die ausgesprochenste Grenzlinie in dem Grenzsaum zwischen zentral-alpinem Schollen- und südalpinem Kettenland, zwischen mitteleuropäischem und Übergangsklima, mitteleuropäischer und illirischer Vegetation, den weiter westlich die Karawanken darstellen. Er hat vielfach Kultur-, Stammes- und Ländergrenzen getragen. Bis hieher müssen wir also die Mittelsteiermark rechnen. Südlich davon leitet das gut abgeschlossene Übergangsgebiet des Sanngaus um Cilli zu den Savelandschaften über. Der Weitensteiner Zug bietet sich also für eine Grenze, die den Verkehr zu wenigen Durchgängen zusammenfassen würde; in seinem Bereich treffen Naturgrenze und Naturgebietsgrenze zusammen. Aber sogar die Abgrenzung des Staatsgebietsgesetzes in der Steiermark, die sich hier fast durchaus mechanisch an Gerichtsbezirktsgrenzen hält, bedürfte nur geringer Vereinfachungen, um der Natur besser angepaßt zu sein, als die des Friedensvertrages²⁸⁾. Wollte man auf den östlichen Teil der Bühel verzichten, so bot die Pöbnitz und der Eribeinbach eine naturentlehnte Ostgrenzlinie.

Die Zerreißung der natürlichen Verkehrsgebiete von Tirol und Innerösterreich (Kärnten und Untersteiermark) spiegelt sich in jener ihrer Verkehrslinien. Die Bahn der südlichen Längsfurche tritt im Pustertal oberhalb Sillian aus Italien nach Österreich ein, bei Bleiburg nach Jugoslawien aus. Die Brenner-, Lavanttal- und Südbahn (Wien—Triest) werden von der Grenze so geschnitten, daß eine inländische Verbindung zwischen ihnen nur mit großen nördlichen Umwegen möglich ist. Ähnlich abgegrenzt ist auf der andern Seite nur die südslawische Nebenbahn von Luttenberg.

An der Burgenlandgrenze hatte man ursprünglich einen einfachen Verlauf im Auge gehabt, der gutenteils, wenn auch mit bedenklichen Ausnahmen, durch menschenleere Zonen ging. Das endgültige Ergebnis braucht man nur auf der Karte anzusehen, um es geradezu als naturwidrig zu erkennen.

Der adriatischen Wasserscheide folgt im großen Ganzen auch die Grenze Italiens gegen Südslawien. Aber auch hier, wo in Karstgebieten die unterirdischen Wasserscheiden nicht immer klar zu erkennen sind, hat Italien über sie hinausgegriffen, insbesondere an der Adelsberger („adriatischen“) Pforte; hier hatte man ja längst schon die natürliche Grenze Italiens auf dem Sattelpunkt der Durchgangsstraße gesucht. Die Bedeutung der Adriaküste für die „organischen“ Grenzen des alten deutschen Reichs und dann für Österreich lassen verstehen, daß selbst die Julischen Hochalpen als Staatsgrenzen keine nennenswerte Rolle spielten, während der kleinere und südwärts verschobene Südslawenstaat die Wasserscheidengrenze leichter annehmen kann. Aber der Sernowaner und Birnbaumer Wald bilden eine Naturgrenzzone, die ostwärts von ihnen die niedrigere Wasserscheide mit ihren vielen leichten Übergängen nicht bietet²⁹⁾. Italien freilich bedarf ihrer, wie des Krainer Schneebergs, wenn es sich die Adelsberger Pforte und damit Istrien und Triest sichern will. Doch das führt uns außerhalb der Alpen.

Wir haben schon angedeutet, daß die Zusammenfassung der einzelnen Landschaften zu inneralpinen Paßländern erleichtert wurde durch die Gemeinsamkeit der alpinen Natur und ihrer

Wirkungen auf den Menschen. Diese tief verwandte alpine Typen innerhalb der verschiedenen Völker sich herausentwickeln. Sehen wir von den Unterschieden zwischen den einander durchdringenden Höhenregionen ab, so können wir die Ostalpen als ein gleichartiges Naturgebiet bezeichnen; legen wir mehr Gewicht auf diese, so dürfen wir sie eher als ein harmonisches auffassen. Jedenfalls aber als Naturgebiet von bestimmter Eigenart, dessen große Grenzzone die Voralpen sind. Aber es trifft auch zu, was neuerlich wieder hervorgehoben wurde³⁰⁾, daß die Natur Mitteleuropas über den Alpenkamm weit hinaus bis nahe an den Südbaum der Ostalpen reicht und daß die Völker des Nordens ihre gewohnte Umwelt in der neuen Siedlung nicht zu missen brauchten. Diese Einfügung in ein harmonisches Naturgebiet höherer Ordnung — jenes Mitteleuropa, das nach Partsch durch den Dreiflang Alpen, Mittelgebirge und Flachland bestimmt wird — erleichterte die Bewahrung der auch durch die Verkehrsverhältnisse begünstigten politischen Verbindung mit den Ländern nördlich des Gebirgs (S. 99). Auch diese natürlichen Einheiten sehen wir von den neuen Grenzen zerrissen und damit auch die wirtschaftliche Ergänzung, die innerhalb jener bestand. Im engeren zeigt sie sich zwischen den südlichen Alpengebirgen mit einem oft recht starken Einschlag südländischer Produktion auf der einen, den rein mitteleuropäischen Produktionsgebieten auf der anderen Seite. Sie spiegelt sich in den Räten der abgetretenen Gebiete. Diese haben für Wein, Edelobst, Mats und anderes den Markt im Norden gehabt, von dem sie nun eine Zollgrenze abschließt. Sie sind nunmehr mit Ländern vereinigt, die gerade diese Erzeugnisse im Überfluß und leichter hervorbringen. Neben dieser und einigen gelegentlichen früheren Anbautungen mag hier ein Beispiel für die Zerstückung kleinerer Wirtschaftskreise genügen: Kärnten und seine Industrie haben durch die neue Grenze ihre wichtigsten Zeltbergbaue eingebüßt.

Die neuen Grenzen und die Sprachgrenzen.

Die Ausbreitung der Völker und Sprachen, die sich allmählich und ununterbrochen vollziehen kann, und die rückweisen Grenzverschiebungen der Staaten haben vielfach gemeinsame Ursachen und stehen oft selbst miteinander in ursächlicher Verletzung. Aber sie vollziehen sich in verschiedener Art und die Grenzen, die den einen genügen, entsprechen nicht durchaus den anders bedingten Lebensbedürfnissen der andern. So ist es ein Erfahrungssatz, daß Nation und Staat wieder auseinanderwachsen, „so oft auch das eine dem andern in seine Neuländer nachfolgt“³¹⁾. Auch in den Alpen haben die bisherigen politischen Grenzen keine völkisch einheitlichen Gebiete gegeneinander geschieden. Von den neuen aber ist manche gezogen worden, um die daraus erwachsenen Spannungen zu beseitigen — unter dem Schlagwort des Nationalstaats. Ohne dies selbst darauf hin zu prüfen, inwieweit es friedlich oder mit Gewalt in diesem innerlich so reich gegliederten Gebiete verwirklicht werden kann, dürfen wir uns fragen, in welchem Umfang ihm die neuen Grenzen entsprechen. Und da sehen wir, daß gerade dort, wo die Sprachgrenze am geschlossensten und schärfsten verläuft, sich einer Linie am meisten nähert, von ihr am weitesten abgegangen wurde.

Das geschah in Tirol, wo die geschlossene italienische Siedlung (mit Einschluß der italianisierten Westladiner) an jene siedlungsarme Naturgrenzzone reicht, die wir (S. 100) als Nordgrenze des Trienter Verkehrsgebiets erwähnten. Sie ist hier, ebenso wie weiter östlich, wo ihr die alte Landesgrenze mit ganz geringen Abweichungen entspricht, gebunden an hohe, wenig geschaltete Erhebungen und ausgesprochene Tälern, von denen die Saturner Klause geradezu den Ausgang Deutschtirols nach Westtirol bildet. Indem man von ihr auf die adriatische Wasserscheide griff, kamen an Italien 216 000 Deutsche und 20 000 Ladiner, die in wiederholten Kundgebungen um der Erhaltung ihres Volkstums willen erklärten, bei Tirol verbleiben zu wollen — ihre Zahl ist durch die Vorsprünge der neuen Grenze über die Wasserscheide noch um einige Tausend Deutsche vermehrt worden — aber nur 7000 Italiener (nicht ganz 3 v. H.). Im geschlossenen italienischen Sprachgebiet wohnen dagegen an 14 000 Deutsche (fast 4 v. H.). Die von Österreich angeforderte Staatsgrenze wies allerdings noch etwa 18 000 Italiener mehr zu Tirol; aber auch sie entspricht der Verteilung niemals besser, als die neue Grenze.

Die Sprachgrenze folgt dem Hauptkamm der Ortlergruppe, dann der wassercheidenden Nordumrahmung des Nocegebiets (Sulzberg und Nonsberg), die keine Straße quert und die nur im Hofmadsjoch, 1808 m, unter 2000 m herabgeht, so daß dort an ihrer Südseite die reindeutschen Gemeinden Provols und Laurein entstehen konnten; weiterhin dem Mendelzug östlich vom Nonsberg, der mauercartig zur Etich abfällt und nur im Gampenjoch auf 1542 m und am Mendelpaß, wo allein eine junge Straße und Zahnradbahn ihn quert, auf 1360 m sich einlenkt. So wurde er auch am Gampenjoch von der reindeutschen Siedlung in „Unsere liebe Frau im Walde“ und St. Felz überschritten. Unterhalb Saturn geht die Sprachgrenze durch die Klause und ersteigt dann die geschlossene Wasserscheide des Avisio. Nur bei der Einengung, die dessen unteres und mittleres Tal (Zimmertal und Fleims) trennt, springt sie — dank dem niederen Kaltenbrunner Sattel, 1100 m, dem natürlichen Zugang nach Fleims, auch für die Bahn — in der Hochfläche des reindeutschen Altret an den eingeengten Fluß, um dann wieder bei im Latemar 2700 m erreichenden Wasserscheide zu folgen, die erst im Rarerseeпах, 1758 m, unter 1800 m fällt. Von ihr geht die Sprachgrenze zwischen Italienern und Ladiniern bei der Enge oberhalb Moena, der Grenze von Fleims gegen das obere Tal Fassa oder Fasscha (sie hat auch als Grenze höherer Einheiten eine Rolle gespielt) über den Fluß. Der hohe Kamm der Costabella leitet dann zur bisherigen, gut trennenden Staatsgrenze, die sich mit der Sprachgrenze fast völlig deckt. Die italienische Sprachgrenze ist also innerhalb Tirols eine naturwüchsige Siedlungsgrenze. Deutschsüdtirol umfaßt nur eine italienische Sprachinsel im Etichtal, Piaten und Branzoll mit 58,2 und 53,7 v. H. Italienern. Von einem „Mischgebiet“ kann man hier nicht sprechen. In Welschtal aber finden wir als Zeugnis alten, früher weiter verbreiteten, auch innerhalb der alten Grenzen Italiens noch stellenweise erhaltenen Deutschtums die Sprachinseln des Fersentals und von Lufarn.

Auch die Karnischen Alpen sind eine Sprachscheide. Nirgends greift das Italienerum über die alten Grenzen Kärntens, wohl aber finden wir deutsche Sprachinseln in der Carnia: Fischlwang am Plöcken, Bladen und die Zahre. Im Ranaltal wechselt, soweit es zu Kärnten gehörte, deutsches und slowenisches Volkstum. Die Slawen greifen weiter südsüdlich ins altpaläontische Friaul über und die neue Grenze läuft durchaus in ihrem Gebiet. Nach Cvijić wohnt ein Drittel der Slowenen jenseits der unterirdischen Wasserscheide des Karsts und das erweiterte Italien umfaßt also gegen die Hälfte dieses Volks. Weniger geschlossen ist die Sprachgrenze zwischen Deutschen und Slowenen. Gegenseitige Durchdringung hebt den Begriff der Grenzlinie vielfach auf.

Daher wurde hier die „ethnographische Grenze“ als Mindestforderung vertreten, während Italien von ihr nichts wissen wollte. Diese ethnographische Grenze verstand man in dem Sinne, wie seinerzeit die Statistiker Czoernig und Adolf Fider; sie sollte nicht die heutige sprachliche und kulturelle Zugehörigkeit, sondern die — sehr oft aus recht unklaren Anzeichen erschlossene — Abstammung im Auge haben. Das führte zu Fehlschlüssen, wie Fiders von Wutte widerlegter Ansicht, Klagenfurt sei um die Mitte des 19. Jahrhunderts in der Mehrheit von Slowenen bewohnt gewesen, ermöglichte aber auch absichtliche Entstellungen, die im politischen Kampfe nicht selten waren. Die unklare Fassung des Begriffs „Umgangssprache“ bei den späteren österreichischen Volkszählungen, bei denen leider die subjektive „Nationalität“ aus übertriebener Wissenschaftlichkeit nicht erhoben wurde, ermöglichte es den slowenischen Vorkämpfern, ihre Ergebnisse in Zweifel zu ziehen und private Volkszählungen, sowie die Zusammenstellungen der überwiegend slowenischen Geistlichen über Pfarrbevölkerung und Pfiarsprache lieferten die gewünschten Ergebnisse, die insbesondere Wutte und Pirchegger einer vernichtenden Kritik unterzogen haben³²). Auf den gewöhnlichen Sprachenkartogrammen sind auch die unbewohnten Gebiete nicht ausgenommen und so erscheinen Gebiete, die durch weite siedlungslose Höhenzonen zerschnitten sind, z. B. das der Kärntner und Krainer Slowenen beiderseits der Karawanken als geschlossene Einheiten. Eine Sprachenarte ohne diese andokumentischen Landstriche, wie sie Sidaritsch für unser Gebiet gezeichnet hat³³), ergibt ein ganz anderes Bild. Zog man nun durch völkische Mischgebiete eine Linie als die Sprachgrenze, so war Willkür nicht immer zu vermeiden und wurde bisweilen auch absichtlich nicht vermieden. Dabei kamen Mißdeutungen vor. So ist Czoernigs Grenzlinie des Deutschtums nach seinem Text offenkundig als solche des geschlossenen deutschen Gebiets, also als Mindestgrenze unseres Volkstums zu verstehen, wird aber bei den slowenischen Vorkämpfern und mit ihnen bei dem namhaften serbischen Geographen Cvijić zur Nordgrenze der geschlossenen Slawensiedlung. Man nahm eine ganz junge Germanisation weit über die Gebiete hinaus an, wo sich eine solche tatsächlich insbesondere durch Verkehr und Fremdenverkehr vollzogen hat, und stellte sie sogar kartographisch dar. Dieser friedliche Vorgang wurde dann teils als Ergebnis des Zwangs, teils als das Scheinergebnis falscher Zählungen hingestellt. Die

Germanisation sollte durch Jahrhunderte betrieben worden sein, während wir vielfach nachweisen können, daß das Deutschtum zurückgedrängt wurde und erst in jüngster Zeit wieder Fortschritte machte. Der Raum verbietet mir all diese Hindernisse genauer Erkenntnis näher zu besprechen. Ich muß mich hier an die amtliche Volkszählung halten, deren in den einzelnen Fällen meist offenkundige Ungenauigkeiten sich gegenseitig ausgleichen. Die neuen jugoslawischen Volkszählungen liegen mir nicht im einzelnen vor und sind viel unzuverlässiger. Daß infolge der neuen Grenzen eine stellenweise nennenswerte Abwanderung von Deutschen aus den verlorenen Gebieten stattgefunden hat, ist leider gewiß.

In Kärnten und Steiermark müssen wir geschlossene deutsche und slowenische Gebiete, Mischgebiete und innerhalb der geschlossenen Sprachgebiete Sprachinseln des anderen Volks und Minderheiten, die zu Mehrheiten und damit zu Sprachinseln werden können, genau unterscheiden. Aber das nach der Volkszählung gezeichnete Kartogramm fällt anders aus, wenn man es nach Ortschaften zeichnet, wie Pfaundler für die Steiermark, oder nach Gemeinden, wie Butte für Kärnten; beide Karten machen indes die Minderheiten in der Gemeinde ersichtlich, wenn auch auf verschiedene Art. Wir brauchen aber hier auf Einzelheiten nicht einzugehen, wenn wir der neuen Grenze folgen. Die Slowenen Kärntens zerfallen, wenn wir von Sprachinseln absehen, in drei Gruppen, die voneinander durch Mischgebiete getrennt sind, die des Gail- und Kanaltals, die südlich vom Wörther See und die in Südkärnten. Deutsche Sprachinseln gibt es in diesen geschlossenen Gebieten nicht ganz wenige. Das westliche, das treu zu Kärnten hielt, hat seinen Kanaltaler Anteil an Italien verloren, dem gleichzeitig die Deutschen von Malborghet und dem Tarviser Gebiet einschließlich Weizenfels in Krain zufließen. Italien gewann hier von Kärnten 5600 Deutsche, 1500 Slowenen. Die mittleren und der Großteil der östlichen Slowenen blieben durch die Abstimmung bei Kärnten. Wenn dieses im Ganzen 60 000 Slowenen zählt, so dankt es sie also nicht der neuen Grenze. Dagegen wurden im Nies- und Drautal durch diese 12 000 Slowenen und 3000 Deutsche abgetrennt, von denen die wenigsten nach dem Südslawenstaat verlangten. Die neue Grenze hat sich also in Kärnten der Sprachgrenze genähert.

Dagegen springt sie in der Steiermark über diese ins deutsche Gebiet vor. Hier haben wir zwei geschlossene Sprachgebiete zu unterscheiden, die im westlichen Teil durch ein Mischgebiet getrennt sind. Die Grenze des geschlossenen deutschen Sprachgebiets folgt dem Pohruck, behält dann ihre östliche Richtung im allgemeinen bei und läuft daher auch im Ganzen am Rande der Windischen Bühel gegen die Mur ebene, zumeist auf der Wasserscheide. Doch greifen einzelne Ortschaften auch über den Kamm, während slowenischer Ortsboden nur an einer Stelle in die Ebene reicht. Zwischen diese Grenze und die des rein slowenischen Gebiets schiebt sich ein Bereich ein, den der unbewohnte Bachernwald im Süden begrenzt, während er im Osten etwa bis zur Südbahn reicht. Ihn hat Pfaundler mit Recht als Mischgebiet ausgesondert. Auf den gewöhnlichen Sprachkarten erscheint dieses Gebiet (Draudurchgang und Umgebung von Marburg) überwiegend slowenisch, aber die Mehrzahl seiner Bewohner (40 000 von 76 000) ist deutsch und seine beiderseitigen Zugänge bezeichnen die großen Sprachinseln von Marburg und Hohenmauthen-Mahrenberg, die dem geschlossenen Sprachgebiet sehr nahe kommen; die westliche im Bereich des Radlpasses hängt mit ihm sogar zusammen, wenn wir die Gemeinde- und nicht die Ortschaftskarte zugrunde legen. Die Bedeutung Marburgs drückt dem ganzen Gebiet einen deutschen Charakter auf. Das geschlossene slowenische Gebiet der Untersteiermark, dessen städtisches Leben durchaus deutsch ist, dem aber auch deutsche Dörfer nicht fehlen, umschließt die bekannten Sprachinseln Cilli, Pettau, Windischgraz und andere. Die neue Grenze weist nicht nur dieses und das Mischgebiet zum Südslawenstaat, sondern greift auch in das geschlossene Siedlungsgebiet des deutschen Volks ein, in dem nur wenige Ortschaften weniger als 90, ja 95 v. H. Deutsche zählen.

Solange die Grenze der Wasserscheide oder besser dem Kamm fast genau folgt, ist sie auch

mit der Sprachgrenze zumeist im Einklang, im Streusiedlungsland der Korpalpenausläufer und wieder im Übergangsländ zu den Bübeln, wo ebenfalls Kleinsiedlung herrscht, hält sie sich in gemischtem Gebiet und schneidet von rein slowenischen Katastralgemeinden etwas mehr ab, als von deutschen. Das betrifft aber eine geringe Anzahl Menschen, die z. T. erst in den letzten Jahrzehnten slowifiziert wurden. Anders ist es an der Murggrenze, wo, wie wir eben sahen, der südliche Teil der Ebene, das Abstaller Feld ebenso rein und alt deutsch ist, wie der nördliche und die geschlossene deutsche Siedlung noch an und über den Rand der Bübel greift. Die Zerreißung der natürlichen Einheit fällt hier mit der Verletzung der Sprachgrenze zusammen. Stlich von Radfersburg an der alten Ungarngrenze haben sich dann noch zwei vereinzelte kleine Ortschaften auf österreichischem Boden slowisch erhalten.

Zu den 40 000 Deutschen des Mißagebiets kommen hier also noch gut 4000 auf rein deutschem Boden an Slowenien. Die Verbündeten sind in ihrer Erwiderung³⁴⁾ nicht darauf eingegangen. Sie haben aber die natürliche Gebietseinheit des „Marburger Beckens“ nördlich vom Bacherl anerkannt und ebenso, daß einige Städte und besonders Marburg von deutschem Charakter sind. Aber sie betonen die slowische Mehrheit der Landbevölkerung und sprechen die Ansicht aus, daß dieses Gebiet dem Verkehrsreiche des Südens ebenso leicht anzuschließen sei, wie dem des Nordens und daß es sich nach Osten weit öffne durch die Drau, die bis zur Mündung ein Fluß des Südslowenstaats sei. Wir haben schon oben S. 99, 102 dargetan, daß verkehrsgeographische Gesichtspunkte zu einem ganz anderen Ergebnis führen. Und Italien hatte lange Zeit darauf Gewicht gelegt, die Draulandschaften Kärntens und mit ihnen den steirischen Draudurchgang in ihrem natürlichen Zusammenhang zu erhalten.

In Kärnten und Steiermark fällt die Sprachgrenze nicht zusammen mit den Natur-schranken. Aber diese bezeichnen doch auch eine ethnographische Grenze von Bedeutung. Nördlich von den Karawanen und dem Weitensteiner Zug treffen wir „Windische“, südlich davon „Kärntner“³⁵⁾. Das ist mehr, als eine mundartliche Verschiedenheit; haben sich doch die Windischen vielfach gegen die Laibacher Schriftsprache gewehrt und sind trotz aller Aufhebung, auch von der Kanzel, deutschfreundlich und „landestreu“ geblieben. In Kärnten haben sie am Befreiungskampf herzhafte teilgenommen. Das ist die Wirkung einer alten, noch heute bestehenden Kultur- und Verkehrsgrenze. Sie käme auch zur Geltung, wenn den Bauern das Selbstbestimmungsrecht gewährt würde.

Die neuen Grenzen und das Selbstbestimmungsrecht.

Auch wenn das vielangerufene Selbstbestimmungsrecht der Völker nur mit der Einschränkung „innerhalb der Grenzen ihres geschlossenen Siedlungsgebiets“ gelten soll, kam es Deutsch- und Ladinisch-Tirol, dem Abstaller Feld und den slowenischen Gebieten in Italien zu. Österreich hat es in den Friedensverhandlungen für alle von ihm beanspruchten Grenzgebiete, auch das Burgenland, geltend gemacht und freie Volksabstimmungen verlangt³⁶⁾. Nur für einen Teil Kärntens gaben die Verbündeten sie nach lebhaften Verhandlungen untereinander zu³⁷⁾. Das hatte der Große Rat auch für gewisse Gebiete der Steiermark getan, wo Österreich noch zuletzt Abstimmungen im Draugebiet (Unterdrauburg—Marburger Gebiet) und Murggebiet (Radfersburger Gebiet und Abstaller Feld) ertat; die Gebietskommission zog aber, angeblich namentlich wegen Meinungsunterschieden über die Abgrenzung der Abstimmungszonen, eine leoninische Teilung vor³⁸⁾. Der Ausgang der Abstimmung in Kärnten, wo die geographische und geschichtliche Einheit über die sprachlichen Zusammenhänge siegte, wie in Oberschlesien, läßt annehmen, daß auch anderswo — im Miß- und Kanakal, den von Österreich vergeblich beanspruchten Teilen der Steiermark und darüber hinaus — gemischte und rein „windische“ Landstriche sich in gleichem Sinne entschieden hätten. Dafür sprechen auch manche Kundgebungen der Jahre 1918 und 1919. Daß die Verbündeten sich zur Selbstbestimmung in den einzelnen Gebieten so verschieden stellten, hat tieferliegende politische Ursachen; von ihnen kann hier ebenfowenig die Rede sein,

wie von dem Vorgehen der neuen Herren gegen die völkischen und sprachlichen Rechte der Abgetretenen.

Die neuen Grenzen und die Verteidigung.

Wenn man über Naturgrenzen, geschlossene Verkehrsgebiete, Landeseinheiten, die im Gefühl der Bevölkerung so lebendig sind, wie Kärnten und Tirol, ebenso hinwegjah, wie über die Sprachgrenzen und das Selbstbestimmungsrecht, so spielen dabei ausgesprochene und unausgesprochene militärische Erwägungen mit. Bis zu der Führung der Grenzlinie im einzelnen zeigt sich das Bestreben, den Verbündeten unangreifbare Verteidigungsstellungen und offene Ausfallstore zu sichern.

Der geforderte Schutz der italienischen Ebene gegen die bedrohlichen vorgeschobenen militärischen Stellungen Österreich-Ungarns — die übrigens Italien des östern nicht an angriffsweisem Vorgehen verhindert hatten — bedurfte nicht der Hauptwasserscheide. Die mehrerwähnte Scheide zwischen Trienter und Bozener Verkehrsgebiet (S. 100, 103) gäbe Italien die militärische Beherrschung des deutschen Eishtals, Bozens und Merans. Deshalb hat auch die österreichisch-ungarische Regierung bei den Verhandlungen von 1915 die Grenze des abzutretenden Landesteils innerhalb des Nocegebiets gezogen. Die wesentlich auf die Sprachgrenze zurückgezogene Grenze des Staatsgebietesgesetzes genügt, um Italien — das insbesondere in dem ungleichzeitig abfallenden Mendelzug eine so einseitig vorteilhafte Grenze erhalten hätte, wie es nicht einmal der Vogesenkamm für Frankreich war — auch schon gegen eine bloße Ansammlung österreichischer Truppen bei Bozen zu sichern. Überdies schlug Österreich die vollkommene Neutralisierung Tirols vor³⁹). Selbst Napoleons Grenze 1810, für die sicher militärische Gründe bestimmend waren, griff nicht nach der Wasserscheide, sondern hielt sich — in bezeichnender Anlehnung an Engpässe und Stufen — weit südlich von ihr, etwa in der Lage der alten Römerngrenze. Die neue Grenze hingegen erleichtert einen Angriff von Süden her auf Nordtirol, das seinerseits angesichts seiner Lage im Gesamtstaat Österreich keine Angriffsbasis bieten kann. Nicht so sehr über den Reichenpass, dem die Engen von Finstermünz vorgelagert sind, als am Brenner und im Pustertal; an diesen Pforten erleichtert die breite Erniedrigung der Berge beiderseits des Brenner und nördlich vom Pustertal, in diesem auch das weite Übergreifen über die Wasserscheide einen Vorstoß. Noch beim Waffenstillstand 1918 hatte sich Italien auf ihr gehalten und verlangte erst später die heutige Grenze unterhalb Innichen und mit ihr das Sertental⁴⁰).

Kärnten ist im niedrigen östlichen Teil der Karnischen Alpen, an der Pforte bei Tödl und durch die Stantenstellung im Pustertal von Italien her leicht anzugreifen, aber auch gegen den Südslawenstaat ist das Klagenfurter Becken ungeschützt. Er beherrscht den Seebregattel, das Niesgebiet und den Knotenpunkt Unterdrauburg, mit diesem auch den Zugang ins Lavanttal. Noch offener liegt die Steiermark bis Graz da. Der Pöbrud, die Windischen Bühel, das „Glacis“ an der Mur und sein Anteil an dem Oststeirischen Hügelland geben dem südlichen Nachbar eine begünstigte Angriffsstellung; die Bahn Spielfeld—Radkersburg läge im Bereich seiner Geschütze. Schwer behindert würde eine Verteidigung Österreichs auch durch die Abtrennung des mittelsteirischen vom kärntnerischen Bahnhofs. Dafür ist freilich die Grenze des Südslawenstaats gegen Italien zwischen den Julischen Hochalpen und dem Schneeberg von Natur aus wenig geschützt und auch von Tarvis her nicht schwer zu überschreiten. So ist am größten Teil der neuen Grenzlinien das militärische Übergewicht des einen Nachbars unerkennbar.

Die neue Grenze in den einzelnen Ländern.

Die Eigenschaften der neuen Grenze, die sich — um zusammenzufassen — weder an die großen natürlichen Einheiten der Alpen, vielfach nicht einmal an Naturgebiete niederer Ordnung, noch an die Verbreitung der Völker und die klar ausgesprochenen Wünsche der Bevölkerung hält, die Verteidigungsfähigkeit Österreichs stark beeinträchtigt und sein Verkehrsnetz verstümmelt — wollen wir nun länderweise betrachten⁴¹). Dabei soll die Führung der Grenzlinie nicht in die kleinen Einzelheiten verfolgt werden, die sich aus der Spezialkarte erkennen lassen.

In T i r o l⁴²) fällt die Naturgrenze des Trienter Verkehrsgebietes gegen das Bozener (S. 100), somit eine Italien mehr als ausreichend sichernde Grenze (S. 107), fast genau mit der Sprachgrenze (S. 103) zusammen. Somit wäre hier eine sehr zufriedenstellende Staatsgrenze gegeben, während die Hauptwasserscheide Naturgebiete, natür-

liche Verkehrsgebiete und Völker in gleichem Maße zerreißt. Das Staatsgebietsgefes folgt westlich von der Etsch der Sprachgrenze, östlich von ihr geht seine Begrenzung bei dem deutschen Ultreit über den Avisio und auf der mächtigen Lagoraiette, den italienisierten, ursprünglich latinischen Großteil von Fleims miteinbeholdend, ostwärts an die alte Grenze⁴³). Daß auch diese Linien die aus der Selbstbestimmung des früh als „Nation“ anerkannten Tiroler Volks erwachsene Landeseinheit zerrissen, mußten wir als Besiegte hinnehmen. Die Wasserscheidengrenze wird aber auch die schwersten wirtschaftlichen Folgen für Südtirol haben; sie kennzeichnet kurz das Wort: „Südtirol ist Deutschlands Garten und Italiens Urm⁴⁴“).

Im Norden des Reschenscheides geht die Grenze in kleinen, oft nicht naturentlehnten Bindungen zum Klopatespiz, 2915 m, derart, daß Italien den Paß voll beherrscht und der Stillbach zum Schaden des Raaderer Sals nach Süden abgelenkt werden könnte⁴⁵). Die lange Wasserscheidengrenze zeigt einige kleine Abweichungen von dem scheidenden Kamm. Wichtiger ist das nicht unerhebliche Ausgreifen am Gepaisch- und Hochjochaleischer, wahrscheinlich über die unbekannte Eischeide hinaus, das Einfallspforten für Gebirgstruppen öffnet⁴⁶), und das kleine Übergreifen am Brenner, das Italien den Bahnhof ganz gibt. Es bekam auch die auf der Wasserscheide liegenden Schutzhütten Similaunhütte und Karlhaus. Vom Dreiecker, 2890 m, bis zum Dreiherrnspiz, 3505 m, grenzt Salzburg an Italien. Gerade hier sind die Übergänge des Krimmler Tauern und der Birkliche und das obere Ahrental stellt einen breiten Vorsprung Italiens auf diese Pässe hin dar. Denn an der Grenze gegen Osttirol springt die Wasserscheide zunächst gegen Südwesten zurück. Vom Hochgall 3440 m, zieht sie und mit ihr die Grenze ostwärts bis zum Marchkofel, 2545 m. Von da ist diese nicht an die Wasserscheide gebunden und geht, nur teilweise mehr naturentlehnt, nicht ohne scharfe Ecken zum Helm, 2433 m, dessen Schutzhaus zu Italien geschlagen wurde. Dabei quert sie das ziemlich breite Pustertal unterhalb Winnbach. Die Karnische Kammgrenze, zunächst fast ganz der alten Landesgrenze folgend, zeigt im flacher gewordenen westlichen Teil gelegentliche kleine Abweichungen von der Wasserscheide. Dann schwillt diese zu einer wirklichen Scheidemauer empor.

Sind so die Abweichungen von der Wasserscheide in Tirol überwiegend zum Vorteil Italiens, so geht auch die Grenze *K ä r n t e n*⁴⁶) mehr innerhalb, als außerhalb der an sich oft ungünstigen hydrographischen Linie. Dieses Land nannte man mit Recht das „Drauland“. Aber auch als solches bedurfte es der Sicherung seiner Eingangspforten. Seine geographische Einheit ist überaus geschlossen und Butte nennt seine uralte Umgrenzung mit Recht Naturschranke, Naturgebiets- und organische Grenze zugleich⁴⁷), die trotz der sprachlichen Verschiedenheiten einem ausgebildeten Volksscharakter angemessen war. Ihre trennende Kraft als Grenzgürtel hat Paschinger in eigenartiger Weise sehr anschaulich gemacht. Grenzwall, Grenzwildnis und Grenzwinde, d. h. große Höhen, niedere Temperatur und öder oder bewaldeter Boden, geringe Volksdichte, erreichen hier eine erhebliche Breite. Wir brauchen nicht ausführlicher in Erinnerung zu rufen, wie die Abtretung der Pforten von Tarvis und von Unterdrauburg (der Vereinigungsstelle des Draudurchgangs mit der Südsteirischen Randfurche) und des Niesgebietes diese Landeseinheit zerrissen (S. 101), ungeschützt gemacht (S. 107) und wirtschaftlich geschädigt (S. 103) hat. Die Kleingliederung hat dazu durch ihren gewundenen Verlauf im Südosten, aber nur hier, noch beigetragen.

Die Karnische Wasserscheide, im Westen des Landes stark trennend, erniedrigt und verbreitert sich im Osten und trennt sich östlich des Plödenpasses von der alten Landesgrenze, von der sie schon vorher gelegentlich abwich. Abkürzungen sind nicht selten, im ganzen eher zugunsten Italiens, aber nicht groß — auch dort, wo vom Osternig, 2033 m, an der Kamm nicht mehr die Hauptwasserscheide trägt. In die Pforte von Thörl, unterhalb der eigentlichen Enge, geht die Grenze in loser Anlehnung an einen Bachgraben, steigt dann aber ohne Bindung an natürliche Linien auf den Karavankenamm, wo beim Petsch, 1509 m, der Süßfla- wensstaat an Stelle des italienischen Nachbarn tritt. Er findet im Wurzengpaß, 1073 m, einen leichten Übergang, aber mit wachsender Höhe wird der Kamm zusehends schmaler und steiler und ist weitbin eine wirkliche Scheide. Der Loiblpaß, 1366 m, bietet nur einen steil, besonders vom Süden her, ansteigenden schmalen Übergang. An dieser guten Grenze kommen Abweichungen von der wasserscheidenden Erhebung nicht vor, auch wo diese beiderseits des See-

bergsattel, 1216 m, sich wesentlich erniedrigt. Wir haben schon erwähnt, daß die Grenze ein gut Stück westlich von der Duschowa, 1929 m, die Wasserscheide verläßt und die nicht immer deutliche Umrahmung des Mießtals zur Leitlinie nimmt. Aber sie folgt ihr nur im großen Ganzen; Abweichungen, die bisweilen naturentlehnten Linien folgen, bisweilen nicht, und gelegentlich (wie im Bereich des Pehenplateaus) auch kurze geradlinige Strecken aufweisen, sind für dieses niedrige Gebiet ebenso bezeichnend, wie eine große Grenzentwicklung. Wir haben es schon S. 101 geschildert und der vielen Durchgangswege gedacht. Die endgültige Grenze weicht streckenweise von jener des Abstimmungsgebietes ab, so zum Nachteil Österreichs vor dem Überschreiten der Drau. Sie folgt dann dem Fluß auf seinem linken Ufer stromab bis zur Mündung des Wöblbachs, der sie bis in die Nähe des Hühnerkogels, 1522 m, leitet. Von diesem hält sie sich bis zur steirischen Grenze auf einem breiten Rücken.

Springt in Kärnten der Unterschied zwischen der guten alten Grenze und insbesondere der südöstlichen Rückzugslinie des Landes in die Augen, so sehen wir in der Steiermark¹³⁾ durchwegs Grenzen von geringer trennender Kraft und nur zwei naturentlehnte Strecken von größerer Ausdehnung: im Pohrdratz eine einigermaßen scheidende, an der Mur eine unverlässliche und die Verkehrsrichtungen nicht beeinflussende. In Gegensatz dazu sehen wir im Weitensteiner Zug, wo vor 1311 die Grenze des Landes lag, eine Naturgrenze und Naturgebietsgrenze (S. 102) von Bedeutung und eine ethnographische Grenze, wenn auch nicht eigentlich Sprachscheide (S. 106), die uns hier auch die organische, keinen Nachbarn bevorzugende Grenze der Mittelsteiermark suchen läßt. Mit der Karawankengrenze ist sie leicht zu verbinden. Im Gegensatz zu ihr und zu anderen möglichen Grenzen läßt die nunmehr festgelegte das österreichische Gebiet vollkommen schutzlos (S. 107) und zerreißt überdies selbst kleinere und kleinste verkehrsgeographische und wirtschaftliche Einheiten (S. 101) — bis herab zu einer kleinen Stadt! Die Grenzarte 1 : 25 000 weist nicht gerade wenige Abtrennungen von Teilen einer Katastralgemeinde, ja auch Zerschneidungen von Grundstücken auf. Trotz aller Verhandlungen leiden die „Doppelbesitzer“, die hier sehr zahlreich sind, noch immer schwer unter der Behinderung des „kleinen Grenzverkehrs“, der hier eine Notwendigkeit ist.

Im einzelnen weist die Grenze (vgl. S. 101 f.) sehr wenig größere Vor- und Rücksprünge auf, aber eine große Zahl von kleinen Windungen. Im Westen bis östlich von St. Lorenzen, 917 m, das bei Österreich bleibt, ist dies der Fall, nur teilweise unter Anlehnung an Naturlinien. Dann folgt die Grenze viel länger der Pohrdratz-Wasserscheide und springt mit ihr noch südwärts vor bis Heiligengeist, 907 m, das jugoslawisch wird. Hieraus finden wir die Beschaffenheit der westlichen Strecke wieder, nur in niedrigerem Lande. Naturentlehnte Linien, Gemeindegrenzen und Abfzungen dienen dem Bestreben, die unerträgliche Gewundenheit der zugrunde gelegten Bezirksgrenze zu mindern. Aber immer noch zeigt dieser nordöstlich zur Mur laufende Grenzteil eine erhebliche Entwicklung. Er hält sich wenigstens leidlich an die Grenze des reindeutschen Gebiets (S. 105 f.). Die Murgrenze in der Ebene, die dieses zerschneidet, ist nur auf der Karte eine deutliche naturentlehnte Linie. In Wirklichkeit trennt der breite Auen- und Altwassergürtel viel mehr. Aber er drängt die Beziehungen nicht nach dem Süden in die schwer gangbaren Büchel zurück, sondern über die Murbrüden an seinen beiden Enden gegen die mittleren Teile der Mittelsteiermark.

Wir haben der Grenze des Südslawenstaats gegen Italien (S. 102, 104, 107) und der Burgenlandsgrenze (S. 102) schon gedacht. Beide liegen größtenteils außerhalb der Alpen und sind noch nicht auf Karten größeren Maßstabs zu verfolgen. Deshalb genügt es hier, vom Burgenland festzustellen, daß die besten und einfachsten, auch völliglich bestbegündeten Grenzen, die es hätte erhalten können, Donau, Waasen und die letzte noch etwas höhere Schotterplatte am Rand des Ungarischen Tieflands, nirgends erreicht sind. Vielmehr wird das Land durch zwei Ausläufer der Zentralalpen, in die Ungarn noch hineingreift, das Odenburger und das Gänser Gebirge, in drei, miteinander in der denkbar schlechtesten Verbindung stehende Teile zerlegt. Die Staatsgrenze Österreichs ist hier reicher gegliedert und der Ausbildung größerer Verkehrsgebiete, für welche die natürlichen Grundlagen vorliegen, ungünstiger als irgendwo sonst.

So sehen wir, daß die theoretischen Voraussetzungen, die für die neuen Grenzen bestimmend sind, recht wenig erreicht wurden. Man hat Naturgebiete zerrissen, ohne dadurch den Verkehrs- oder den Sprachgrenzen gerecht zu werden, und umgekehrt und

man hat nicht militärische Sicherung und wirtschaftliche Geschlossenheit für beide Nachbarn erreicht, sondern dem einen von ihnen ein ungeschütztes und wirtschaftlich beeinträchtigtes Gebiet zugewiesen — nicht ohne die neugewonnenen Gebiete dabei mit zu treffen. Nur wo die alten Grenzen erhalten blieben, finden wir gute Scheiden. Den Verkehr hat die Veränderung der Grenze an sich schwer betroffen, indem altgewohnte Beziehungen zerrissen und Hemmungen an ungewohnter Stelle geschaffen wurden. Diese Wirkung jeder Grenzverlegung wird gegenwärtig dadurch besonders fühlbar, daß natürliche Verkehrsgebiete so stark bis ins Kleinste herab zerschnitten wurden. Sie wird aber noch künstlich verstärkt durch verkehrsfeindliche Maßregeln. Beides trifft in hohem Maße auch die alten Knotenpunkte und Standquartiere der Gebirgswanderer.

Die neuen Grenzen und der Alpinismus.

Der deutsche Besucher der nunmehr abgetretenen Gebiete trifft eine Paß- und Zollschranke und jenseits davon ein Land mit anderer Währung, anderen Preisen, vielfach auch anderer Gesinnung, als das Nachbargebiet, das er eben verlassen hat, in dessen altem Ausflugsbereich er sich vielleicht noch befindet. Er ist ein Fremder, wo er sich bisher daheim gefühlt hatte. Dieser Eindruck und noch andere, feinere Empfindungen müssen viele frühere Gäste ihren bisherigen Sommerfrischen, Standorten und Bädern fernhalten; andere schreden die Umständlichkeiten und Schwierigkeiten der Paßbeschaffung, besonders nach Slowenien, oder die peinliche Zollbehandlung von der Reise ab. Der Alpinist aber stößt im Hochgebirge auf die Grenzlinie als Hindernis seiner freien Bewegung. Um die nahe Hütte zu erreichen, um den interessantesten oder kürzesten Anstieg oder den bequemeren Weg einhalten zu können, muß er mit Papieren gut ausgerüstet sein und darf manches fast Unentbehrliche nicht mitführen. Wer die zahlreichen Vorkriegsverbote des Photographierens, etwa in den Dolomiten, aus Erfahrung kennt, wer sich entsinnt, wie immer mehr Blätter der Originalaufnahme „gesperrt“, wie die Tablette einfach den Wanderern weggenommen wurden und wie leicht man in der Grenzzone in den Verdacht des Spions kommen konnte, wer sich dazu vor Augen hält, daß die Nachwirkung der Kriegsspannung und das Mißtrauen gegen die neuen Staatsgenossen die verschiedenster Grenzhüter zu besonderem Eifer und wohl auch Übereifer antreiben, der empfindet schon im voraus mit Unbehagen, was ihn in der Hochregion der Ostaler oder Zillertaler erwartet: eine peinlich bewachte Grenzregion. Deshalb hat auch der Hauptausfluß des D. u. Ö. Alpenvereins schon gleich nach der Verlautbarung der Friedensbestimmungen in einer umfassenden, streng sachlichen Denkschrift für die endgültige Festlegung der italienischen Grenze Vorschläge erstattet, wonach einzelne Hütten und Wege bei der Grenzziehung erhalten, insbesondere aber die Benützung einer größeren Zahl jenseits liegender Wege und Anstiege dem Alpinisten gesichert werden sollte. Tatsächlich aber wird, wie man mir unter dem 13. November 1923 mitteilt, die Grenzüberschreitung, natürlich bloß mit Paß, nur am Reschenfelded, Timplerjoch, Brenner, an der Birklücke, bei Innichen und Tarvis gestattet. Eine ganze Anzahl von Übergängen, die auch dem Verkehr der Einheimischen dienen, ist somit dem Bergsteiger versperrt.

Eine unmittelbare Folge der Grenzlegung ist ferner, daß eine große Zahl von Hütten und ungemein viele Beganlagen ins Ausland kamen. Mittelbar leiteten die neuen Gebietsherrn daraus das Recht ab, diese Hütten — auch die der sudetenländischen Sektionen, die sich als deutsche Alpenvereine neu gegründet hatten — zu enteignen. Darüber hinaus versagte man den reichsdeutschen und österreichischen Sektionen und Vereinen jede Entschädigung und überwies ihre Hütten dem Italienischen Alpenklub und dem Slowenischen Gebirgsverein. Endlich hat man 1923 auch den deutschen Alpenvereinen in Südtirol als ehemaligen Sektionen ausländischer Vereine ihre Hütten auf die gleiche Art genommen. Ob die deutschen Vereine der Tschechoslowakei mit

Grund auf Wiedererstattung oder auch nur auf Entschädigung hoffen, steht dahin. Die Machtlosigkeit Österreichs und die Gleichgültigkeit der Prager Regierung führt zu der Annahme, daß all diese Verluste dauernd bleiben. Der Wert der weggenommenen Hütten allein (ohne die Weganlagen) geht in die Millionen Goldmark.

In den Mittellagen d. O. u. O.-A. vom 28. Februar 1919 wird der Anschaffungswert der 75 Südtiroler Schutzhäuser (49 im deutschen, 20 im italienischen Land) auf über 3 Millionen Mark veranschlagt. Ich habe 1920 auf Grund von Angaben des Hauptauschusses den Gesamtverlust auf $3\frac{1}{2}$ bis 4 Millionen, zumeist in Tirol geschätzt. Die Wegbau- und Markierungskosten rechnet man mindestens mit 1 Million. Dazu kommen noch die Einbußen der anderen Vereine, so daß selbst im Falle einer Rückgabe des sudetendeutschen Eigentums eine Kapitaleinbuße von 5 Millionen anzunehmen ist. In dem folgenden Verzeichnis der verlorenen Alpenvereinshütten, deren Namen den Leser dieser Seiten mit wehmütigen Empfinden erfüllen müssen, bedeutet der Zusatz *g* unmittelbar an der Grenze, und *s* sudetendeutsch. Die zerstörten Hütten, von denen nur eine wiederaufgebaut ist, 13 an der Zahl, habe ich, da sich ihnen die eine oder andere verfallende zugesellen mag, nicht besonders bezeichnet. Ich danke Briefen des Hauptauschusses vom 31. Oktober und 13. November 1923 dieses Verzeichnis.

Pforzheimer Hütte, Weisklugelhütte *g*, Höllerhütte *g s*, Heilbronner Hütte, Stettiner Hütte *g*, Zwidauer Hütte *g*, Essener Hütte *g*, Lodnerhütte, Berglhütte, Ortler-Hochjochhütte, Schaubachhütte, Paperhütte *s*, Düsselbacher Hütte, Troppauer Hütte *s*, Halleische Hütte, Hübster Hütte, Monte-Vioz-Hütte, Zufallhütte, Mandronhaus, Fudetthütte, Bremer Haus, Laugenhütte, Hirzerhütte, Klausener Hütte, Marburg-Siegerer Hütte, Grohmannhütte *g s*, Lepziger Hütte *g s*, Becherhaus *g*, Karlhaus *g s*, Magdeburger Hütte *g*, Erlbalaunhütte *g*, Brigener Hütte, Fröh-Walde-Hütte, Landsbüter Hütte (von der Grenze geteilt, der kleinere Teil blieb bei Österreich), Ebelrautehütte *g*, Chemalher Hütte *g*, Sonklarhütte, Schwarzensteinhütte *g*, Neu-Gersdorfer Hütte *g s*, Lenkschälhütte *g*, Raffler Hütte *g*, Fürther Hütte, Bonner Hütte *g*, Plosehütte, Kronplatzhaus, Überetscher Hütte, Schlüterhütte, Rajschöbhaus, Regensburger Hütte, Pueghütte, Pisciaduseehütte, Zamberger Hütte, Vallonhütte, Christomannoshaus, Langlosehütte, Sellajochhaus, Schlernhaus, Gradlitzenhütte, Untermojaseehütte, Vajoletthütte, Ciampediehütte, Kölner Hütte, Ostertaghütte, Canalihütte, Pravitalehütte, Contrinhaus, Zamberger Haus, Reichenberger Hütte *s*, Sachsendanhütte, Tosanahütte, Nalzgauhütte, Dreizinnenhütte, Egererhütte *s*, Helmhütte *g*, Seiserahütte, Wischberg-hütte, Cantinhütte, Ranharthütte, Vohhütte, Hubertushütte, Weichmannhaus, Maria-The-resia-Hütte, Triglavseehütte, Rahlkogelhütte *g*, Valvasorhütte *g*, Koroschizahütte, Logartalhaus, Ofrescheihütte, Joishütte, Ursulaberghaus *g*. An Zahl 90.

Von Hütten anderen Vesses liegen hart jenseits der Grenze die Schöne Aussicht am Hochjoch, Similaunhütte, das Pfiffersjochhaus, die Wiener Hütte und andere. Von den zahlreichen anderen verlorenen Hütten seien noch genannt: Naturfreundehaus am Slinger, Aitnerhornhaus, Sterzinger Hütte, Sfigmondyphütte, Mallnerhaus (in der Wochein), Wolf-Glanwell-Hütte.

Manche Bergbesteigung wird dadurch fast oder ganz unmöglich, manche Höhenwanderung in schlimmster Art verlängert, daß die Absteige zu den nahegelegenen, jenseitigen Hütten derzeit verwehrt sind. Einzelne Hochgipfel sind nahezu unerreichbar geworden und so leidet der Bergsteiger ebensosehr unter den unzweckmäßigen Grenzen, wie die Bevölkerung, die den gewinnbringenden Fremdenstrom verfliegen sieht. Aber die deutschen Bergsteiger empfinden den Gedanken, daß sie von geliebtem deutschen Land, von prächtigen Stammesgenossen so sehr abgeschlossen sind, wohl noch schmerzlicher, als den Abschied von geliebten Gipfeln.

Anmerkungen.

1) „Staatsgebietsgesetz“ nenne ich im folgenden das Gesetz vom 22. November 1918 (St.-G.-Bl. Nr. 40) und die Volksgesamtwirkung vom 3. Januar 1919 (St.-G.-Bl. Nr. 4). Vgl. auch die Staatserklärung vom 22. November 1918 (St.-G.-Bl. Nr. 41). Das wichtigste daraus abgedruckt in Flugblätter für Deutschösterreichs Recht Nr. 12, Wien 1919. Der Friedensvertrag ist abgedruckt im St.-G.-Bl. 1920, Nr. 303.

2) Näheres bei Sieger im „Auslandsdeutschen“ 1922, 438, und 1923, 482 f.

3) Bericht über die Tätigkeit der deutschösterreichischen Friedensdelegation in St. Germain-en-Laye, Wien 1919, II. Bd., 314 ff. (in folgenden als *Ver.* bezeichnet). Die deutsche Übersetzung, die in diesem eiligergestellten Werke neben den französischen Texten steht, bedarf gelegentlich der Kontrolle durch diese letzteren.

4) Ebd. 321 f.

5) Ebd. 320. „Der große Markt Mährens, Preßburg“ sollte seine Verbindungen mit der Adria sowohl durch österrömisches, wie durch ungarisches Gebiet erhalten. In Venedig wurde freilich von dieser Forderung abgegangen. Aus ähnlichen Gründen leitet man die Abtretungen Niederösterreichs an die Tschechoslowakei ab, während man die Sudetendeutschen einfach in die „nationale Einheit“ der „alten tschechischen Provinzen der böhmischen Krone“ verweist (ebd. 319).

6) Nach M. Mayr, Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-B. 1917, 83.

7) Die Geographen G. und O. Marinelli u. a. bezeichneten sie schon vorher als die natürliche Grenze Italiens und eine Karte von Darbano, die auch falsche ethnographische Angaben bringt, fälscht an ihr eine unbewohnte Zone (auch am Reschenpaß und Brenner), die die Nordtiroler Deutschen von den Südtirolern abschneidet! Vgl. Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde, Berlin 1915, 246 f.; Krebs, Mitt. Geogr. Ges. Wien 1915, 303 ff.; Pend. Die österreichische Alpengrenze, Stuttgart 1916, 7 f.; Sieger, Die sogenannten Naturgrenzen Italiens, Österr. Rundschau, 15. Juni 1915 (abgedruckt „Aus der Kriegszeit für Friedenstage“, Graz 1916, 52 ff.) Krebs, Das österr.-ital. Grenzgebiet (Die Kriegsschauplätze S. 6), Lpzg. 1918.

8) Nach M. H. Boehm, Europa irredenta, Berlin 1923, 280.

9) Insbesondere in der Politischen Geographie, München 1897, 2. Aufl. 1903, 3. Aufl. her. v. E. Oberhammer 1923.

10) Für meine Ausführungen in dieser Abhandlung sind insbesondere heranzuziehen: Cl. Förster, Zur Geographie der politischen Grenzen, Diss. Leipzig 1893; Sieger, Anthropogeographische Probleme in den Alpen, Ber. d. Ver. d. Geogr. Anst., Wien XXV, 1899; Sieger, Die Grenzen Niederösterreichs, Jahrb. f. Lfde Niederöf. I, 1902 (Nachtrag II 1903); H. Waller, Zur Geographie der politischen Grenzen, Mitt. geogr.-kommerz. Ges. St. Gallen 1910; A. Pend. Die österreichische Alpengrenze, Stuttgart 1916; Pend. Über politische Grenzen, Refektorrede, Berlin 1917; Sieger, Natürliche und politische Grenzen, Zeitschr. Ges. f. Erdk., Berlin 1917 u. 1918; O. Maull, Die bayrische Alpengrenze, Diss. Marburg 1910 und Petermanns Mitt. 1910 II, S. 47 u. S. 294 ff.; Sieger, Natürliche Grenzen, Österr. Rundschau, 15. Dezember 1917; Sieger, Aus der Kriegszeit für Friedenstage (Sammlung von Aufsätzen), Graz 1916; R. Kiesel, Petershüttly, ein Friedensziel in den Vogesen, Berlin 1918; R. Sapper, Über Gebirge und Gebirgsgrenzen, Geogr. Zeitschr. 1918; Sieger, Grenzen, Deutsche Arbeit, Dezember 1921 (viel Druckfehler); Supan, Leitlinien der allgemeinen politischen Geographie, 2. Aufl., Berlin 1922, 23 ff.; W. Vogel, Politische Geographie (Aus Natur und Geisteswelt), Leipzig 1922, 19 ff., 111 ff.; Sieger, Natürliche Grenzen und Grenztheorie im Politischen Handlexikon, Leipzig 1923. Ferner von staatswissenschaftlicher Seite R. Kellen, Der Staat als Lebensform, Leipzig 1917; von historischer W. Erben, Deutsche Grenzaktentümer aus den Ostalpen, Zeitschr. d. Savigny-Stiftung, 1923.

11) Ich unterscheide Raum- und Verbreitungsgrenzen und fasse auch jene als Bewegungsgrenzen im weiteren Sinne auf. Wenn Supan starre Eigenschaftsgrenzen, teilweise auch für die politische Geographie, annimmt, kann ich ihm nicht folgen.

12) Krebs, Natürliche und zweckmäßige Grenzen (Rundschau 1918, Nr. 45) und Die Verbreitung des Menschen auf der Erdoberfläche (Aus Natur und Geisteswelt), Leipzig 1921, 37 ff., erkennt nur menschenleere Grenzräume als „natürliche Grenzen“ an, alle anderen Grenzen (auch das, was er, mich mißverstehend, naturgemäße und mit mir naturentlehnte und organische nennt) sind ihm lediglich „zweckmäßig“. Eine solche Beschränkung des vieldeutigen Ausdrucks ist aber im allgemeinen Sprachgebrauch kaum durchzuführen; man ersetzt ihn daher besser nach Möglichkeit ganz durch genauere Bezeichnungen.

13) Der Staat als Lebensform, 75.

14) Den Ausdruck „naturgemäß“ habe ich Zeitschr. Erdk. 1918, 69, der Deutlichkeit halber aufgegeben, was Vogel u. a. übersehen. Vgl. auch oben Anm. 12. Ebenso müssen wir darauf verzichten, von „Lebensräumen“ zu sprechen, da dieser Ausdruck in geradezu gegensätzlichen Bedeutungen verwendet wird.

15) Verbreitung des Menschen 42. Er hat dabei allerdings Grenzlinien im Auge. Die Angriffe Supans gegen die Aufstellung solcher „theoretischer Naturgrenzen“ (37 ff.) gehen also g. T. an die unrichtige Adresse.

16) Politische Geographie 25 ff.

17) Ich denke mich darüber in Petermanns Mitt. 1923 näher auszusprechen.

18) Rahels Feststellung, daß die Staaten häufig nach der Umfassung ganzer Stromgebiete streben, hat Die. Deutsche Rundschau f. Geogr. XXXVI, 55 ff., und Politische Geographie I,

München 1921, 87 ff., zu einem Gesetz erhoben. Ich habe dessen Allgemeingültigkeit bestritten, (Deutsche Rundschau, ebd. 289 ff., 337 ff.), aber durch ein festliches Verhängnis wird der Aufsatz, in dem dies geschah, vielfach so angeführt, als hätte ich jenes Gesetz bekräftigt (vgl. Sapper, Geogr. Zeitschr. 1918, 126, Gösch, ebd. 1923, 169).

¹⁹⁾ M. Espahn, Die Großmächte, Berlin 1918, 17 f.; H. v. Voltelint, Mitt. ggr. Ges. Wien 1916, 514 f.; O. Stolz, Deutsch-Südtirol (12. Sonderheft von Deutsche Kultur in der Welt, Leipzig 1921) 34, verlangt statt der physisch-geographischen Grenzen die „wahrhaft natürlichen, nämlich anthropogeographischen“, d. h. die des Volkstums. Die „geographische Metaphysik“, gegen die sich Steinacker, Historische Ztschr., 128 Bd., 380 ff., wendet, lehne ich mit ihm ab.

²⁰⁾ Auch in „Die Alpen (Sammlung Gösch), 1. Aufl. 1901 (in der 2. von 1923 sind die betr. Abschnitte der Kürzung größtenteils zum Opfer gefallen) und in den Besprechungen des Hist. Atlas der österr. Alpenländer, Mitt. ggr. Ges. Wien 1907 und 1912.

²¹⁾ Vgl. dazu insbesondere Sieger, Landgerichte und Talschaften in der Ober- und Mittelsteiermark, Zeitschr. d. Hist. Ver. f. Steiermark XV, 114 ff.; O. Stolz, Geschichte der Gerichte Südtirols, Archiv f. österr. Gesch., 102. Bd., 305 ff., auch seine Erklärungen z. Historischen Atlas I, 3 Tirol; Krebs, Länderkunde der österr. Alpen, Stuttgart 1913, 162 f. u. Fig. 35; dessen Volksdichtekarte, Tafel XI veranschaulicht die andämonischen Gebiete.

²²⁾ Der Leser möge beurteilen, ob ich mit ausreichender Begründung meine Auffassung gegenüber der teilweise abweichenden von Pend (Alpengrenze, 12 ff.) festgehalten habe.

²³⁾ a. a. O. 76.

²⁴⁾ Ebd. 42, 53 ff., 58 f., 79 u. 5. und Karte.

²⁵⁾ Ebd. 11, 16 f. Krebs, Österr. Alpen, hat sogar in einer länderkundlichen, nicht etwa orographischen Einteilung eine Landschaft „Mitteltirol“ über beide Seiten dieser Hauptwasser-scheide ausgedehnt.

²⁶⁾ Diese ist auf den Kartenbeilagen zum Bericht der Friedensdelegation genau eingetragen, während die ebenfalls eingezeichneten Grenzen der zu verschiedenen Zeiten von der Gegenseite aufgestellten Friedensbedingungen nicht ganz fehlerfrei sind.

²⁷⁾ Die Gemeinde Seeland hat durch den neuen Straßenbau im Tal engeren verkehrs-geographischen Anschluß an Krain erhalten, während früher alle Zusammenhänge über den steilen, wenn auch niederen Paß nach Kärnten wiesen. Die österreichische Verzichtleistung hier findet ihren Ausgleich durch die Beanspruchung der Wasserscheide an der Ratsbacher Höhe und damit der krainerischen deutschen Gemeinde Weipensfels, die Italien mit Erfolg übernahm.

²⁸⁾ Sie folgt der Naturgrenzzone des Bachers und geht dann in gewundenem Lauf durch das Draufeld auf den östlichen Teil des Weitensteiner Jugs, um sich endlich durch die Büchel an die Mur zu wenden. Man vergaß zunächst auf die Eisenbahnnotenpunkte Pragerhof und Unterdrauburg-Bahnhof, welche die Grenze förmlich auschnitt, und die man erst nachtragsweise in die St. Germainer Vorschläge aufnahm. Man hätte aber auch die Grenze an glücklicher Stelle, die von mir in der Grazer Senatsdenkschrift bezeichnet ist, vom Bachers quer über den Eingang der Südtirolischen Randfurche in den Weitensteiner Zug führen können und sollen.

²⁹⁾ Vgl. Pend, Alpengrenze 68 ff. und die Karte 3 bei Cvijić, Frontière septentrionale des Yougoslaves (Travaux ethnogr. de la délégation serbo-croate-slovene à la conférence de la paix, Paris 1919, I), der S. 29 f. den Karstrand als geographische und ethnographische Grenze beansprucht.

³⁰⁾ Pend, ebd. 9 ff.

³¹⁾ Sieger, Die geographischen Voraussetzungen des Weltkriegs, Österr. Rundsch., 15. J. 1915 (Aus der Kriegszeit 25).

³²⁾ Die Literatur über die sprachlichen Verhältnisse ist unten Anm. 41 ff. mit jener über diese Länder überhaupt verzeichnet.

³³⁾ Kartographische Zeitschr., Wien, 1921, 147, mit Text (auch für Südtirol und Burgenland). Vgl. meinen Aufsatz in demselben Heft.

³⁴⁾ Ver. II, 321.

³⁵⁾ ebd. II, 202 ff., Wutte, Carinthia I, 1919, 37 Anm., 40; Luschin, Die Zerreißung der Steiermark, Graz 1921, 43 ff.

³⁶⁾ Ver. I 131 ff., 135, 145 ff. (16. Juni 1919), 192 ff. (Umgrenzung des Abstimmungsgebiets), 327 ff.

³⁷⁾ Eine Karte der Abstimmungszonen bringt der Ver., eine solche der Abstimmungsergebnisse Wutte in der Carinthia I, 1921, auch in der Kartographischen Zeitschrift.

³⁸⁾ Die österr. Vorschläge Ver. II, 101 ff., 202 ff. (Umgrenzung 269 f.), die Antwort ebd. 321. Über ihre Vorgeschichte Sieger, Jahrb. d. Steir. Gebirgsvereins 1920, 33; Folger, Slovenski Narod, 2. Juni 1921.

³⁹⁾ Ver. I 160, 163 ff., II 275 f.

40) Ber. II, 108, 208 f.

41) Vgl. dazu außer schon genannten Werken, wie Pends Alpengrenze und dem Ber., welcher auch die verschiedenen Entwürfe und Österreichs Gegenvorschläge (die letzten II, 256 ff.) bringt, die Flugblätter für Deutschösterreichs Recht (40 Hefte), Wien 1919 (im folgenden bezeichnet als Flugbl.) und die für die einzelnen Länder angeführten Schriften. Die Stellung der alten und neuen Grenzen in der Landschaft kann man gut aus Krebs morphologisch-geologischen Übersichtskarten in der Länderkunde der österr. Alpen (Stuttgart 1913) überschauen. Wichtig auch dessen „Grenzgebiet“, s. oben Anm. 7.

42) Ber. I 159 ff., II 107 ff., 210. Die Einheit Tirols, Denkschrift des akad. Senats Innsbruck, 1918, m. R.; (F. v. Wieser), Die Südgrenze von Deutschtirol, Innsbruck 1918 m. R.; H. v. Voltolini und E. v. Ottenthal, Das deutsche und ladinische Südtirol, Wien 1919; H. v. Voltolini, Die territoriale Entwicklung der südlichen Landschaften Österreich-Ungarns usw., Mitt. ggr. Ges., Wien 1916, 482 ff. m. R., D. Stolz, Das Selbstbestimmungsrecht in der Geschichte Tirols, Innsbruck 1921, „Deutsch-Südtirol“, 12. Sonderheft der Deutschen Kultur in der Welt, Leipzig 1921; die Aufsätze von M. Mayr in der Zeitschr. d. D. u. O. A.-V. 1907, 1913 u. 1917. Vgl. Anm. 41.

43) Auf diese Kette als Grenze habe ich in einem Gutachten an das Min. d. Außern vom 26. März 1915, das im übrigen veraltet ist, und haben Krebs, Grenzgeb. II u. F. Wieser (vgl. oben Anm. 42) hingewiesen.

44) Voltolini und Ottenthal a. a. O. 10.

45) Vgl. die später zu nennende Alpenvereinsdenkschr. 7, 9.

46) Wutte, Deutsche und Slowenen in Kärnten, m. R., Klagenfurt 1918 (S. A. aus Carinthia I, Mitt. d. Geschichtsver. in Kärnten, die im folgenden als Car. bezeichnet wird); Die Kärntner Landesgrenzen und ihre geschichtliche Entwicklung (Car. 1919); Zur Kärntner Grenzfrage (Kärntner Landsmannschaft, 3. und 10. April 1919); Klagenfurt, eine Entgegnung, Spital 1919; Das Kärntner Abstimmungsgebiet, Klagenfurt 1920; die Darstellung der Abstimmung in Car. 1921 (s. oben Anm. 37); Kanaltal und Mießtal (Deutsches Südbland I, Klagenfurt 1921), u. a., bes. in Car., ferner Paschinger, Die Kärntner Grenze in Diagrammen (Kartogr. Zeitschr. 1922, 72 f.); Lefflak, Die Einheit Kärntens im Lichte der Namenkunde und Sprache, Klagenfurt 1919; das Kärntensonderheft des „Deutschen Südbland“ 1921; Wenger, Das Deutschtum in Kärnten, München 1922; Veg, Paschinger und Wutte, Landeskunde von Kärnten, Klagenfurt 1922; Voltolini (s. Anm. 42), die Travaux ethnographiques, bes. Cvijić (vgl. Anm. 29), die Wutte in der Car. 1923 besprochen hat. Über den Kärntner Freiheitskampf liegt ein Buch von Wutte vor. Vgl. auch Anm. 41.

47) Car. 1919, 28 ff.

48) Ber. I. 153, II 101, 202 ff. u. ö., Die Südgrenze der deutschen Steiermark, Denkschr. d. akad. Senats Graz, 1919 (die Sprachenkarte ist von R. Pfaundler, der wiederholt in der „Deutschen Erde“, den Flugbl. usw. über die Sprachenverteilung im Lande schrieb); Pirchegger, Das steirische Draugebiet — ein Teil Deutschösterreichs, Graz 1919 (und viele Aufsätze von ihm in den Mitt. d. Ver. Südmark, den Flugbl. u. a.); Sieger, Die neuen Grenzen der Steiermark, Jahrb. d. Steir. Gebirgsvereins 1920, Die natürlichen Landschaften der Süsteiermark (Deutsches Südbland, 1921), Das geographische Bild der Steiermark (Mitt. Ges. f. Erdk., Leipzig 1919—22), Das Abtaller Feld (Der Auslandsdeutsche, 1. Märzheft 1922), Neue Gebirgs- und Landschaftsnamen in der Steiermark (Kartogr. Zeitschr. 1922, 48 ff. m. R.); Luschin, Die Zerreißung der Steiermark, Graz 1921, die Travaux ethn. (vgl. Anm. 29). Vgl. auch Anm. 41.

(Schluß dieses Jahrganges.)

